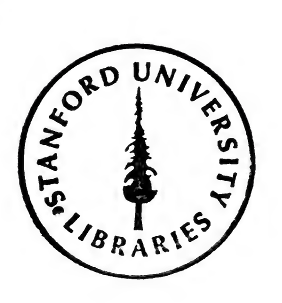
Mozart's Leben

Ludwig Nohl

GEORGE & ANNA BARNETT

Louis [illegible]

Digitized by Google


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Digitized by Google

W. A. MOZART

Dora Stock del. 1789 — *Eduard Mandel sc. 1858*

Verlag und Eigenthum von E.H. Schroeder in Berlin

[illegible]l's Leben.

[illegible]en aller [illegible]

von

[illegible]wig [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] und [illegible]

Leip[illegible]

[illegible] Julius [illegible]

1877.

ML410

Alle Rechte für das Ganze wie für die Theile vorbehalten.

Der Verfasser.

Digitized by Google

Meiner geliebten Frau

Minna geb. von Westberg.

Digitized by Google

Vorwort.

Wenn beim Erscheinen dieses Buches im Jahre 1863 nicht in hergebrachter Weise Auskunft über Absicht und Charakter desselben gegeben ward, so geschah dies einzig in der Gewißheit, daß was bei mir selbst aus klarer Anschauung der Sache hervorgegangen war, auch von Andern so aufgenommen sein werde.

Ich hatte mir vorgesetzt ein künstlerisches Bild dieses Mozart aufzustellen, sowie es bisher nirgend versucht und noch weniger gegeben war, am wenigsten aber mit einer Arbeit hatte erreicht werden können, welche wie die bekannte Biographie von O. Jahn rein aus kunsthistorischen Beweggründen unternommen und in wissenschaftlicher Form ausgeführt ward. Hier erschien allerdings das Material reichlich zu Tage gefördert und fleißig durchgearbeitet. Allein die lebendige Persönlichkeit und eigene Erscheinung des Meisters konnte nur stückweise und mehr zufällig hervortreten. Denn die freie und lebensgleiche Gestaltung des Stoffes, sowie sie einzig die bestimmte künstlerische Absicht hervorzubringen vermag, ist hier, wenn sie überhaupt mit im Zweck der Sache lag, keinenfalls zur Verwirklichung gelangt. Durchweg herrscht vielmehr, wie dies eben in der Natur der wissenschaftlichen Arbeit begründet ist, das Material d. h. die mit Fleiß erforschte und sicher begründete sachliche Richtigkeit vor, nirgend aber erscheint deutlich und unmittelbar vor unseren Sinnen jenes gestaltet Lebendige und völlig frei Dahinwandelnde, das uns wie der vom Zwang der Materie zu Freiheit und Selbstsein erlöste Mensch anmuthet und das eben einzig die Kunst herzustellen vermag. Wer irgend noch Zweifel über diesen rein stofflich mittheilenden Werth und Charakter

des Jahnschen Buches haben konnte, dem mußten sie durch die gekürzte neue Ausgabe völlig getilgt werden, da dieselbe eben bei solcher Zusammendrängung des Stoffes selbst nur noch deutlicher den Grundmangel an freier Gestaltung, ja den Abgang einer jeden Absicht und Befähigung erkennen ließ, hier aus eigener Seele neu zu gebären und zu gestalten.

Das lebhafte Gefühl dieses Mangels an einem sonst so werthvollen und mit Recht freudig begrüßten Werke war es denn auch, was mich, als ich nach einer italienischen Reise und der jahrelangen fast ausschließlichen Beschäftigung mit der bildenden Kunst aufs neue zur Musik zurückkehrte, um mich fortan ihrer Geschichte und Wissenschaft völlig zu widmen, sogleich bei der ersten Bekanntschaft mit dem Werke ergriff und je länger je mehr antrieb, einmal selbst zu versuchen: ob denn nicht aus diesem überreichen und wohlzubereiteten Material mit freischaffender Hand auch das volle Bild des Menschen und Künstlers, von dem hier die charakteristischen Züge oft so überraschend kenntlich hervorschauten, sicher und wahr sich hervorarbeiten lasse. Gerade die Erregung des ganzen Menschen, die ich wie gewiß Mancher vor mir durch diese erstmalige zuverlässige und ausgiebige Kunde von Mozarts Leben und Schaffen erfuhr, war es, was mir durch Jahre nicht Ruhe ließ und mich unausgesetzt in der inneren Beschäftigung mit dem Gegenstande erhielt, bis endlich wie von selbst der Entschluß hervorsprang, den Versuch einer solchen frei künstlerischen und sozusagen rein menschlichen Gestaltung desselben zu wagen.

Und es gehörte ein gewisser Muth dazu und sogar eine Selbstüberwindung. Denn für einen angehenden Jünger dieser Wissenschaft selbst, der seine Existenz auf ein solches neues Fach gestellt, war es nicht unbedenklich von vornhinein so den ganzen wissenschaftlichen Ruf aufs Spiel zu setzen und scheinbar zu debutiren — denn die kleineren Werke „Der Geist der Tonkunst“ und „Die Zauberflöte“ konnten doch nur als Studien und Vorarbeiten zu solch einem größeren Wurfe gelten, — zu debutiren mit dem Auszug von Forschungen eines Anderen, also einem völligen Plagiat. Allein eben die stets bestimmter hervortretende Erkenntniß, daß hier ein

künstlerisches Bild, sozusagen eine Statue Mozarts, gar nicht beabsichtigt oder doch gewiß nicht geschaffen worden, und das ebenso stets deutlicher aufsteigende Bewußtsein, daß wie mir persönlich die Natur den verstehenden Sinn für die Kunst nicht versagt habe, so auch eine zureichende Gestaltungsfähigkeit in mir leben müsse, nun solch ein Bild aus dem bloßen dunkeln Stoff ans Licht hervorzurufen, ließen mich schließlich jede Scheu vor irriger Auslegung und absichtlichem Mißurtheil überwinden und frischgemuth den Gegenstand anpacken, der dann theils durch eigene glückliche Neufunde, theils aber durch unmittelbare Anschauung namentlich in der Heimat und Wirkensstätte des Künstlers selbst, in Salzburg und Wien, während der Arbeit mehr und mehr eigenes Leben entwickelte und persönliches Gesicht gewann.

So trat ich, meiner berechtigten Absicht mir bewußt und darum auch einen Titel des Werkes zulassend, wie ihn sonst nur Denkmäler zu tragen pflegen, ohne viel verständigende oder gar rechtfertigende Worte vor die Oeffentlichkeit d. h. vor denjenigen Theil derselben hin, den ich mir aus meiner eigenen Anschauung heraus als den Betrachter eines solchen nicht wissenschaftlichen Bildes gedacht hatte, — vor Diejenigen, die mit natürlich frischen Sinnen in der Kunst die unmittelbare Aeußerung und schönste Blüthe unseres Daseins erfassen und daher auch, zumal wenn von einem Künstler Rede ist, vor allem die lebendig warme Empfindung seiner selbst, sozusagen seine unmittelbare Gegenwart genießen und ihn nach seiner ganzen Art und Erscheinung persönlich vor den Augen dahinwandeln sehen wollen. Und wer wohl drängte zu einer solchen künstlerischen Darstellung und lebensartigen Gestaltung seines Wesens in höherem Maße als eben Mozart, der so sehr selbst der Typus eines wahren Künstlers ist, weil er eben so recht und ganz das Bild eines wahren und ganzen Menschen war!

Diese Aufgabe, deren Bedeutung und Berechtigung wohl niemand weiter zu bestreiten geneigt ist, ich hatte sie mir gestellt und habe sie ausgeführt. Wie weit sie gelungen, darüber habe nicht ich die Entscheidung. Nur versteht sich von selbst, daß sie eine völlig neue und eigene Anordnung des Stoffes erforderte. Es wirkt in

jedem menschlichen Lebenslauf ein bestimmtes Gesetz, das wie seinen Anfang und sein Ende, so auch seine wechselnden Hebungen und Senkungen regelt und das Ganze, scheinbar so willkürlich und schwankend, als ein sicher Nothwendiges und Gesetzmäßiges darstellt, das jede Willkür ausschließt. Diesen natürlichen Rhythmus eines Lebensganges muß auch die Darstellung desselben haben, wenn sie irgend einen lebensartigen Eindruck machen und die Vorstellung einer natürlichen und menschengestaltigen Art und Bewegung hervorrufen will. Die organischen Knoten- und Wendepunkte eines Menschenlebens müssen auch Norm und Vorbild der Gliederung des Stoffes für den Biographen sein, und hierin glaube ich bei der Ausführung meiner Arbeit, deren Anlage mir übrigens sogleich mein natürliches Gefühl eingab, durch das Bewußtsein meines eigentlichen Ziels wesentlich unterstützt worden zu sein. Wohl mag das Eine oder Andere im Stoffe selbst stecken geblieben sein, das der völlig unbeschränkten wirklichen Dichterhand hervorzuarbeiten vergönnt gewesen sein dürfte, und Mozarts eigene Art, sein hohes Künstlerthum drängt uns ja einen erhöhten Maßstab der Beurtheilung in die Hand. Doch hatte ich die Genugthuung, daß das Buch, das darauf berechnet war, so recht ein allverständliches Lebensbild des geliebten Meisters zu werden, sich auch bald im Inland wie im Ausland gute Freunde erwarb und namentlich eben unter denen, die mit unbefangenem Sinn die Kunst als einen edelsten Preis unseres Mühens, als eine schöne Feier des Lebens selbst betrachten und daher auch bei einem solchen wirklich großen Künstler, dessen Schaffen wie alles wahrhafte Werden dem äußeren Verstande ja stets ein Wunder und Räthsel bleiben muß, wenigstens den Menschen recht erkennen und so dem Geheimniß seines überragenden Geistes und beseligenden Könnens doch einigermaßen nahetreten wollen. Zumal die Künstler selbst, Maler wie Dichter und Musiker, haben mir die unzweideutigsten Beweise davon gegeben, daß ich das Rechte gewollt. Und das Gleiche that, freilich halb unbewußt, aber in um so erfreuenderen Zügen, hin und wieder unsere literarische Kritik.

Umsomehr unbefangen darf das kleine Buch jetzt, wo es seit

längerer Zeit vergriffen ist, in einer im einzelnen mannichfach veränderten neuen Auflage vor Diejenigen treten, denen es gewidmet ist. Und daß dabei der ursprünglich beabsichtigte Titel „Mozarts Leben" eintritt, versteht sich von selbst, da der unbestimmtere Titel „Mozart" damals vor allem deshalb gewählt ward, weil es das erste Stück einer Unternehmung bilden sollte, die der Lebensbeschreibung unserer großen Meister überhaupt galt. Wobei denn zugleich bemerkt sei, daß das zweite Stück „Beethovens Leben" sein sollte, das jedoch bei der Vornahme selbst zu einer ganz anderen und streng wissenschaftlichen Aufgabe sich gestaltete, mit der durch mehr als dreizehnjährige ernste eigene Forschung zugleich auch gesühnt erscheinen mag, was nach Anschauung der Fachleute mit diesem Mozarts Leben denn doch am Ende am Fach gesündigt worden war. Der dritte Band dieses Werkes aber, „Beethovens letzte zwölf Jahre" liegt ebenfalls soeben im Druck vollendet vor, und es ist also jetzt zugleich der Zeitpunkt gekommen, neben dieses Standbild des großen Mozart auch das des großen Beethoven zu setzen. —

Noch ist hier wohl auch darüber ein Wort erforderlich, wie sich dem Verfasser selbst, dem seit jener Zeit eine erwünschte Fülle von neuen Anschauungen das Bereich des Lebens wie der Kunst um ein gutes Stück weiter gesteckt haben und der längst deutlich erkannt, daß wir in einer größeren Erfüllung jener großen Verheißungen stehen, das Bild unseres Meisters heute darstellt. Und wie könnte es da anders sein, als daß die tiefwarme Empfindung, die uns das herrliche Menschenwesen dieses einzigen Mannes einflößt, und die hohe Wonne, die uns sein unvergleichliches Künstlerthum gewährt, stets mehr wachsen, je mehr sich die innere Entwicklung unserer Kunst und unseres Lebens dem Blick erschließt?

Damals freilich, nach dem anhaltenden Verkehr mit dem keuschen und kräftigen Schaffen der Antike und der Renaissance wollte mir das sentimental verweichlichte und süßlich gezierte Treiben, das seit des großen Beethoven Tode in Concertsaal, Haus und Kirche hereingebrochen, in einem geradezu unleidlichen Lichte erscheinen. Ja das noch weit undeutschere und jeder wahren Empfindung hohnsprechende

Wesen, das seit C. M. von Webers Tode von unserer Opernbühne Besitz genommen und dieselbe zu einem frivolen Durcheinander von fremder und heimischer Nachbildung des hundertfach Dagewesenen gemacht, mußte mir einen förmlichen Schrecken erzeugen, sodaß es nur ein ganz unmittelbar inneres Bedürfen war, was mich zum genaueren Anschauen eines solchen echten Menschen- und Künstlerbildes wie Mozart trieb, an dem wir in jeder Weise neue Nahrung und Stärkung gewinnen können. Allein auch heute, wo wir mit Recht uns sagen dürfen, daß von den Idealen, die diese schöne erste Zeit unserer classischen Production aufgestellt, in der That das Höchste und Herrlichste wirklich zu werden begonnen hat und ein Kunstschaffen vor uns steht, das in wahrhaft erhabener Weise die Gesammtheit unserer Anschauungen umfaßt, — gerade heute ist erst recht darauf hinzuweisen, welch hohe Bedeutung für dieses Schaffen eine Erscheinung wie Mozart und zwar nach ihrer menschlichen wie nach ihrer künstlerischen Seite hat. Ja es liegt in diesem inneren Zusammenhang und dem stets ruhigen Fortbauen auf einem solchen sicheren Boden der einfach ewigen Natur und Art unserer individuellsten Existenz vielleicht die Gewähr für die Lösung der letzten und höchsten Aufgaben unserer Nation in der menschlichen Gesammtentwicklung.

Freilich wie anmuthend die Gestalten sind, die echt menschlicher Regung voll uns gleich den classischen Dichtern auch Mozarts liebliche Tonlinien fest in die Seele prägen, — es sind doch erst die allgemeinsten Grundlagen unserer inneren Existenz, die hier gelegt wurden, es sind nur die zart umrissenen Schatten von den Geistesgewalten, die unser modernes Dasein und vor allem unsere nationale Existenz durchwogen. Noch fehlt die volle Ausprägung und scharfe Individualisirung jener tiefsten und eigensten Grundgewalten, die unsere Gegenwart neu gestalten wollen, und erst heute stehen wir vor den Bildern der Kunst, die wie einst in der schönen Griechenzeit mit energischem Griffel und in sicherer Kenntlichkeit die besondere Physiognomie unseres Daseins zeichnen und als neue Ideale, als Vorbilder jeglichen höheren Bestrebens den kommenden Geschlechtern überliefern.

Allein wie auch unser Dasein gestützt auf frühere oder spätere Jahrhunderte an Gehalt und Kraft, an Würde und jedem Hochbesitz gewonnen haben mag und wie sehr unsere Kunst stets reiner die Quellen des Reinmenschlichen aufgedeckt und von daher den Impuls eines edelsten Schaffens genommen hat, — stets wird uns dieser Mozart ein kräftig belebendes Beispiel davon sein, daß eben alle Kunst einzig dem wahren Menschenthum entspringt und der Mensch zu seinem Wesen, zu der Fülle seiner Existenz nur dadurch gelangt, daß er rückhaltlos dem lebendigen Leben sich erschließt, sowie es in seinem unwillkürlichen Bewegen ihm sprudelnd entgegenquillt und ihm die herrlichsten Gestaltungen und wohl gar Ideale der Menschheit in keimvollen Bildungen darreicht. Denn wie wir erst am lebendig warmen Menschenherzen den eigenen Puls lebendig schlagen fühlen, so bieten jede Epoche und jedes Volk ihren Künstlern einzig wahr und rein jene allverständliche und wahren Gehaltes volle Vorstellung des ewig Ewigen, aus der dann sie selbst jene Idealgebilde herzustellen haben, die den Stempel dieses Höheren an sich tragen und einen Theil seiner Wirkung und Unvergänglichkeit davon für sich hinwegnehmen.

In diesem Sinn vor allem ist uns auch heute die Künstlererscheinung Mozarts von lebenzeugender Bedeutung. Er traf den allgemeinsamen Gehalt des Daseins eben dadurch, daß er unbefangen offen sich dem Sein und Empfinden seiner Tage hingab. Er vernahm den leisen Wandel des Weltgeistes durch die wechselnden Erscheinungen des Lebens, weil er dem Gang der ihn umspielenden Wirklichkeit und dem Pulse seiner Zeit mit der Seele lauschte. Ja in einer von fremder Art und Bildung völlig überwucherten Epoche, die kaum noch die Physiognomie des eigenen nationalen Daseins erkennen ließ, wußte er, wie der Dramatiker unserer Tage, Richard Wagner, sagt, „jenen vaterländischen Geist mit seiner Reinheit des Gefühls und seiner Keuschheit der Eingebung als das heilige Erbtheil zu betrachten, mit dem der Deutsche, wo er auch sei und in welcher Sprache er sich ausdrücken möge, gewiß ist, die angestammte Größe und Hoheit zu bewahren.“ Trotz des welschen Idioms und Formenzwanges, an die er gebunden war, deutete er

sich doch auch schon in seinem Figaro und Don Juan als jenen deutschen Meister vor, der in der Zauberflöte seinem Schaffen die herrlichste Krone aufsetzte und der Nation zuerst den Preis aufwies, der ihr auch auf diesem idealsten und umfassendsten Gebiete der Kunst winke, wenn sie bei dem Weg zum Eigenen und Rechten getreu beharre.

Und wir haben ihn gewonnen, diesen Preis einer nationalen Kunst! — Und heute, wo uns dieses „Bayreuth" nah vor der Thüre steht, dürfen wir erst recht mit Freude zu den Meistern aufblicken, die die ersten Steine zu diesem monumentalen Geistesbau bewegt haben. Mozart gehört zu ihnen: er redete zuerst in der Musik die Sprache des Herzens und weil dieses Herz selbst rein und edel und schön war, die Sprache der Schönheit. Ihm bleibe unsere Verehrung, unsere Liebe geweiht. Er führt uns zu den Stufen des Tempels, in dem wir unser besseres Theil, unser Unvergängliches wiedergewinnen. Er ist der Genien einer, denen wir uns mit unserem Herzen anvertrauen dürfen. Mit diesem Herzen war es auch, daß ihm dieses Denkmal seines Lebens und Schaffens gesetzt ward. Möge dasselbe denn ebenso aufgenommen werden.

Heidelberg, den 6. Juli 1876.

Der Verfasser.

Mozarts Leben.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erster Theil.

Die Lehrzeit und die Wanderjahre.

1756—81.

Erster Abschnitt.

Die Kindheit.

1756—66.

„Wie sich Verdienst und Glück verketten “

Wolfgang Amade Mozart wurde am 27. Januar 1756 in Salzburg geboren.

Salzburg, dieses Stück Paradies in Deutschland, dieses Juwel unter den Städten unseres nordischen Vaterlandes, das mit seinem Ueberreichthum von Thürmen und Kuppeln voll blitzender Kreuze und Kugeln wie ein Kunstwerk daliegt, auf dem kleinsten Raume auferbaut, eingeklemmt zwischen einen raschen Strom und den schroffen Hügel, von dessen Warten der froh erstaunte Blick sich von all der Herrlichkeit der Gegenwart, die ihn umgibt, bald träumend in die vergangenen Tage, ja in die Ewigkeit richtet und bedenkt, was war und was sein wird! Diese Stätte von Kirchen und Palästen, ein Bild des ungemessenen Reichthums der Bürger und üppiger Prunksucht kunstsinniger Fürsten, ein Spiegel all der Hoffart früherer Tage und wiederum der Verehrung eines Höheren, dem sie ein Abbild setzen wollten! Eine Stadt, in deren Physiognomie sich sinnliche Ueppigkeit mit einem feinen Gefühl für das

Schöne oder doch für das Heiter-Gefällige und Prächtige mischt, — die, unter dem ernsten nordischen Himmel gelegen, mit der Aussicht auf jene schneeigen Berge, durch die wir so ewig unerreichbar von dem milderen Süden, von dem Lande der Schönheit geschieden sind, in ihrem Baue die freie Art Italiens wiederspiegelt, eine seltene Vereinigung deutschen Ernstes und hesperischer Heiterkeit, — die durch ihre reizende Schönheit die Sinne berauscht und jeden, der sie einmal in ihrer ganzen Pracht sah, wie bezaubert festhält, daß er im Scheine der allbelebenden Sonne sich niederlegt auf der Bastei des Mönchsberges oder unter der kleinen Buche hoch auf dem Felsen des Kapuzinerberges, von wo der Fuß sich weigert zurückzugehen, weil im Gemüthe ein Verlangen entsteht, immer an der Stelle zu weilen und nahe vor Augen die herrliche Architektur des Domplatzes mit dem großartigsten der deutschen Brunnen und weiterhin die ewigen Berge zu schauen, auf denen die leuchtende Abendsonne den letzten Schnee des Winters rosig färbt, um ihn bald ganz wegzuküssen! In der Nähe die ganze Fähigkeit des menschlichen Geistes, der über das Schaffen der Natur hinaus in wohlgefügten Bauten, in schönster Kunst, sowie sie nur ihm eigen, sein göttliches Vermögen bethätigt, und weiterhin wieder die sichere Grundlage all dieses kleinen Könnens der Menschen, die Natur in Weite und Breite, in glänzender Fläche der Wiesen und Felder, durch die sich silbernen Glanzes das lebendige Wasser schlängelt! Dann plötzlich hoch sich aufthürmend das starre Gebirge, die Felsen des Untersberges, dessen gewaltige Massen die Phantasie des Volkes von je beschäftigten, der bald ein versteinerter Riese, bald der Sitz kunstverständiger schätzebewachender Zwerge war und noch heute den würdigsten der deutschen Kaiser bewahrt, Friedrich Barbarossa.

Welche Fülle der Poesie birgt alles dieses! Wie wird fast jede Seite unseres Geistes zur lebendigen Thätigkeit erregt! Wie erfüllt die Herrlichkeit der Sagen unser Herz mit dem Gefühl für Größe und Zukunft jeder Art! Wie stimmt die Architektur den empfänglichen Sinn zur Harmonie, wie ahnt er, daß hier nach Maß und Form geordnet erscheint, was in der großartigen Natur umher

nur mit gewaltigen Massen in die Breite und Höhe geht! Und wie erweckt wiedar diese gewaltige Natur das Bewußtsein von der Erhabenheit des Geistes, der die Welt umspannt! We erregt die Ferne der Ebene, die besäet ist mit Häusern und Dörfern, eine lachende Flur der Fruchtbarkeit, in unserem Herzen die Freude am irdischen Dasein und doch wieder die Sehnsucht ins Weite, Weite! Wie erhält sie im Gemüth den Sinn wach für das Große, dem die Enge des alltäglichen Lebens so stets den Odem abzuschneiden droht!

Nun aber bargen diese schönen Bauten, an denen sich der Kunstsinn des Beschauers erfreut, diese herrlichen Gewölbe der Kirchen, in denen die Seele bald an schlanken Pfeilern jählings mit in heiterste Höhen fliegt, bald beruhigt von der sanften Rundung der Decke zu sich selbst zurückkehrt, in ihrem malerischen Innern obendrein für den Knaben, dessen Leben wir hier betrachten wollen, die schönen Vorgänge eines Gottesdienstes, der mit seinen würdig abgemessenen sinnvollen Bewegungen der goldgewandeten Priester und vor allem durch die begleitende Musik seine Einbildungskraft in eine anmuthig fruchtbare Thätigkeit versetzte und ihn in diesem Acte das Göttliche als lebendig nahe ahnen ließ. Auch dies ist bedeutsam für die jugendliche Phantasie, zumal wenn sie durch die angeborne Neigung auf eine Kunst gerichtet ist, die so durchaus Abbild des Ganzen der Welt und des Lebens ist wie die Musik. Zudem waren all diese Vorgänge, welche schon die Vorstellung in so anziehender Weise beschäftigen, für Mozart in einem höheren Sinne bedeutsam: sie waren auch seinem Herzen wahr, ein wirkliches Bild des Göttlichen, sie stellten ihm das Ewige in faßlicher Erscheinung dar, und um so tiefer war ihr Eindruck auf seine innere Anschauung, die denn auch hier wie durch die landschaftliche Umgebung frühzeitig zur überschauenden Klarheit und zur Erfassung des Ganzen herangebildet wurde. Die frühe Uebung des Sehens wirkt klärend auf unser inneres Gestalten, zumal wenn dieses Sehen auf ideale und schöne Dinge gerichtet ist.

Allein auch abgesehen von einem Cultus, der durch die Schönheit seiner Formen für die Erweckung der künstlerischen Empfin-

dung so überaus wirksam ist, war es von entscheidender Bedeutung für die Entwicklung Mozarts, daß er in einem südlichen, in einem rein katholischen Lande geboren wurde. Die größere Einheit der menschlichen Natur, die innerhalb dieser Anschauung besteht, vor allem das Ungetrennte von Geist und Sinnen, das sich ja auch in dem Cultus dieser Kirche ausspricht, ist von der größten Bedeutung für eine Thätigkeit des menschlichen Geistes, deren Ziel ist, das Geistige in der schönen Form zur Erscheinung zu bringen. Dem Künstler vor allen anderen gebührt das sinnenhaft Wirkliche als das Element, in dem er sein Inneres ausprägt, und so ist es wohl als ein Glück zu preisen, daß jenes unbefangene frohe Leben des Südens, das von keiner Reflexion zerstückt ist, unsern Meister schon an der Wiege empfing und ihm so die angeborne Art des Menschen, Geistiges und Sinnliches ungeschieden zu nehmen, durch keine Ungunst der Umgebung verkümmert wurde; derweilen ein anderer, sein großer Nachfolger Beethoven, von Jugend auf von dem ewigen Widerstreite dieser beiden Dinge, die nur der Verstand scheidet, rastlos umhergetrieben ward und erst spät in seinem Schaffen zu der Vollendung gelangte, die unseres Meisters Schöpfungen schon in früher Jugendzeit schmückt. Es bildete eben ein günstiges Geschick schon früh den Sinn des Knaben, der so herrlich beschenkt war, nun auch für die klare reine Form, die das Wesen des Schönen ist; er lernte rechtzeitig schauen und die deutliche Erscheinung der Dinge für das erste Erforderniß aller Kunst halten.

So in einer herrlichen Natur, in einem frischen und heiteren Dasein, das sich trotz jahrhundertealter Bildung nicht gar zu sehr von der Natur entfernte, ward dieser Mozart geboren. Sein Vater, Leopold Mozart, stammte aus Augsburg, als Sohn eines Buchbinders. Auch in ihm regte sich bereits jener Zug nach einer bedeutenderen Existenz, der in dem Sohne alle gewöhnlichen Schranken des Lebens durchbrechend dem Höchsten zustreben sollte. Neigung und Begabung hatten ihn schon früh über die handwerkerliche Art hinaus zum Lernen getrieben. Er wollte studiren und wählte sich, seiner angebornen Richtung auf das Verstandesmäßige und nächste Praktische folgend, die Rechtswissenschaft. Zugleich aber

hatte er die entschiedenste Neigung zur Musik und vermochte nun, wie das so mancher seiner Zeit that, mit Lectionen (Stunden) in dieser Kunst sich den Lebensunterhalt zu verschaffen. So war er nach Salzburg gekommen, wo damals eine nicht unberühmte Universität bestand. Doch es währte nicht lange mit dem Studiren. Um seines Unterhaltes willen trat er bald als Kammerdiener in den Dienst des Domherrn Grafen Thurn, ward auch im Jahre 1743 in der Kapelle des regierenden Erzbischofs Sigismund als Hofmusikus angestellt, da er als Jurist keine Anstellung fand. Denn am Ende hatte er sich ganz und gar dieser Kunst gewidmet. Er componirte mancherlei Kirchenmusik. Auch spielte das Hornwerk, das von der Veste Hohensalzburg herab den Einwohnern der Stadt einst Morgen und Abend verkündete, einige Stücke von ihm. Sodann war eine Violinschule, die er geschrieben und die als die beste ihrer Zeit galt, in ganz Deutschland und weiter verbreitet, — Beweise genug, daß er seine Kunst praktisch und theoretisch auch wirklich verstand.

Bereits im Jahre 1747 hatte er eine Pflegetochter des Stiftes St.-Gilgen bei Salzburg geheirathet. Sie hieß Anna Maria Pertl und war sehr schön. Beide galten ihrer Zeit für das schönste Ehepaar in Salzburg. Sie war eine Frau von wahrer Herzensgüte, doch, wie aus ihren Briefen hervorgeht, ohne hervorragende geistige Begabung und auch nicht von jener eigenthümlichen sinnlichen Lebendigkeit, die so manche Mutter bedeutender Künstler ihren Söhnen als köstliches Gut mit ins Leben gegeben. Vielmehr war sie etwas bequemer Natur, aber nach allem, was von ihr überliefert ist, die treueste Gattin und liebevollste Mutter. Auch hatte sie Verstand genug, um die Pflichten der Frau und Mutter in vollem Umfange erfüllen zu können. Allein ihr schönstes Gut war jene Harmonie des Innern, die so wohlthuend auf das Gemüth des Mannes wirkt und für ihre gesammte Umgebung wie für das ganze Leben des Sohnes von großer Bedeutung ward. Ihre echt weibliche Art flößte in seine zarte Seele von Jugend auf das Gefühl für milde Ausgleichung. Ihre Bescheidenheit, die bei ihr eine Tugend des Herzens war, erhielt in ihm, dem von Natur

lebhaft zugreifenden Knaben den Sinn, nicht mehr zu wollen als ihm zukam, und die Reinheit ihres Herzens übertrug die vortreffliche Frau als den schönsten Besitz auf ihren so wunderbar begabten Sohn. Uebrigens hatte sie einen offenen Sinn für des Lebens Freuden, war von einer heitern Laune und theilte auch mit ihren Landsleuten die Neigung für das Derbkomische. Alle diese Eigenthümlichkeiten werden wir in ihres Sohnes Charakter zu größerer Selbständigkeit und Bedeutung ausgeprägt wiederfinden.

Von härterem Thone war der Vater. Von Natur scheint er vorzugsweise eine praktisch-sittliche Begabung empfangen zu haben; wenigstens ist ein fester Wille die hervorragendste Eigenschaft seines Charakters. Es ist dies ja überhaupt der alten Reichsstädter Art, und bei ihm war sie obendrein durch ein mühsames Ringen mit dem Leben stärker als bei andern hervorgebildet. Soliden Bürgersinn und etwas Demokratisches, soweit dies im vorigen Jahrhundert möglich war, brachte er mit an den geistlichen Fürstenhof und bewahrte sich damit vor der schmeichelnden Kriecherei, die sich so oft aus der Laune der Herrscher erzeugt. Doch verkennt man andererseits in all seinem Handeln auch den klugen Lebenssinn nicht, mit dem der Mann, der gewohnt war, sich nur auf sich selbst zu verlassen, alle Verhältnisse erfaßt und geschickt zu benutzen weiß. Nur seiner Energie und Klugheit konnte es gelingen, unter so schwierigen Umständen, wie die seinigen waren, in einer von allen Unarten eines kleinen Hofes angefressenen Stadt sich eine gesicherte und geachtete Lebensstellung zu begründen.

Er war von scharfem, ja durchdringendem Verstand. Wir sehen ihn überall in den Fragen des praktischen Lebens der Sache auf den Grund gehen. Durch den Gang seines Lebens hatte er die Unentbehrlichkeit geordneter äußeren Verhältnisse einsehen gelernt und betrachtete von diesem Gesichtspunkte aus das ganze Dasein. Doch schätzte er bei alledem den materiellen Besitz, nach dem er zeitlebens strebte, nicht höher denn als Mittel zur freien Bewegung. Die letztere freilich erlangte er niemals in einem besonders hohen Grade. Allein zeitlebens wußte er sich unabhängig zu erhalten und ließ nicht nach, seinen Kindern den Werth einer ge-

sicherten Lebensstellung und äußeren Unabhängigkeit einzuprägen. Bei der Tochter gelang es ihm, wie wir sehen werden, vortrefflich, bei dem Sohne nur wenig.

Die idealen Dinge hatten ihm nur so weit Werth, als durch sie der sichere Bestand des Lebens erreicht oder auch verschönt wird. Seine Kunst, sosehr sie ihm angeborne Neigung war, blieb ihm vor allem das Berufsgeschäft, das ihn ernährte. Die Kirche war ihm eine Institution, an die der Mensch sich anlehnt, um desto sicherer sein Leben zu führen. Er war ein guter Katholik, er hielt auch streng an den Vorschriften und Gebräuchen seiner Kirche. Allein er wäre sicherlich ein ebenso guter Protestant gewesen, wenn ihn der Zufall in dieser Confession hätte geboren werden lassen. Denn ihm galt bei diesen Dingen zunächst die sichere Norm, nach der das Leben sich ordnen läßt. So speculirte er nicht viel darüber, was besser sei, Katholik oder Protestant? Es stand ihm einfach fest, daß die Lehre seiner Kirche die rechte sei, und wenn er auch auf der Reise nach Paris nicht ganz ohne Verwunderung bei einem protestantischen Adeligen, mit dem er längere Zeit zusammen war, Sittlichkeit und Tugend anerkennt, so hatte er doch wieder offenen Sinn für die moralischen Bestrebungen des nördlichen Deutschland. Er schätzte Gellert's geistliche Lieder sosehr, daß er ihm einmal eigens einen Brief schrieb, den dieser denn auch auf das höflichste beantwortete.

Hier wollen wir nun sogleich einen Brief einschalten, aus dem die achtungswerthe Anschauungsweise von Mozarts Vater in ihrem Ernste so recht hervorgeht. „Ich soll Dir zu Deinem Namenstage Glück wünschen“, schreibt er dem Sohne am 31. Oktober 1777, „aber was kann ich Dir itzt wünschen, was ich Dir nicht immer wünsche? — — Ich wünsche Dir die Gnade Gottes, die Dich aller Orten begleite, die Dich niemals verlassen wolle und niemals verlassen wird, wenn Du die Schuldigkeit eines wahren katholischen Christen auszuüben beflissen bist. Du kennst mich. — Ich bin kein Pedant, kein Betbruder, noch weniger ein Scheinheiliger; allein Deinem Vater wirst Du wohl eine Bitte nicht abschlagen. Diese ist, daß Du für Deine Seele so besorgt seyn wollest, daß Du

Deinem Vater keine Beängstigung in seiner Todesstunde verursachst, damit er in jenem schweren Augenblicke sich keinen Vorwurf machen darf, als hätte er an der Sorge für Dein Seelenheil etwas vernachlässigt. Lebe wohl! Lebe glücklich! Lebe vernünftig! Ehre und schätze Deine Mutter, die in ihrem Alter nun viele Mühe hat. Liebe mich. wie ich Dich liebe als Dein wahrhaft sorgfältiger Vater."

Freilich war derselbe Mann, der sogar einmal mit Freuden von Italien aus berichtet, daß er eine Reliquie gekauft, durchaus nicht blind für die Mißstände seiner Kirche. Dergleichen konnte seinem klaren Verstande, der noch durch den strengen Protestantismus seiner Vaterstadt geschärft worden war, durchaus nicht verborgen bleiben; ja er schimpft zuweilen nicht schlecht über Pfaffen und Pfaffenwirthschaft. Allein darum hält er nicht weniger fest an den Regeln der Tugend und Frömmigkeit, die ihm seine Kirche gab, ja er nimmt sie, ohne viel darüber zu grübeln, als bestimmte Gesetze, denen wir nachzukommen haben, wenn es uns im Leben gut gehen soll; er geht regelmäßig zur Beichte wie zur Messe und hält seine Kinder auch so. Auf diese Weise gewöhnt er sich wie sie an eine geordnete Führung des Lebens. Einfaches Rechtthun, sowie es das angeborne Gefühl uns angibt, natürliche Sittlichkeit und aufrichtige Frömmigkeit waren die Grundlage all seines Handelns. Mag er nun Moral wie Religion oftmals gar zu sehr als äußeren Dienst gefaßt haben, bestimmend für sein Handeln wie besonders für die Erziehung seiner Kinder waren nur jene Eigenschaften, die aus seinem Herzen wie aus seiner Erfahrung flossen, und so gelang es ihm, der väterlichen Aufgaben schwerste zu lösen: einen Genius zu erziehen. Gerade die beschränktere, die nicht geniale Art, die ihm eigenthümlich war, befähigte ihn zu dieser Aufgabe, die er als die seines Lebens betrachtete. Gerade die strenge und engere Auffassung des nächsten Begriffes der Pflicht, sowie sie durch den Königsberger Philosophen gegeben damals das ganze Deutschland durchzog, machte es möglich, daß der Sohn, dessen Begabung eine so vorwiegend ästhetische war, die Ziele der Kunst auch wirklich erreichte. Zu dem Streben nach Freiheit, dem die künstlerische Natur des Sohnes folgte, gab der Vater das Gesetz, das erst die

Kenntniß des Lebens gewähren kann und das den Einzelnen in die Zwecke des Ganzen einfügt. Wir gehen zu dieser Darstellung über.

Johannes Chrysostomus Sigismundus Wolfgang Amadeus war von den sieben Kindern L. Mozarts das letzte. Außer ihm war nur eine Schwester, die vier Jahre älter war, am Leben geblieben. Sie hieß wie die Mutter Maria Anna und wurde in der Familie schlechtweg Nannerl genannt. An sie, die später einen Herrn von Sonnenburg heirathete, ist der Brief gerichtet, der kurz nach Mozarts Tode von dem Hoftrompeter Schachtner geschrieben wurde und die besten Nachrichten enthält, die wir über Mozarts Kindesjahre besitzen. Er deutet uns zudem den ganzen seelenvollen Genius dieses Oesterreichs an, dem Mozart einst den ebenso unvergänglichen wie reinen ersten Ausdruck verleihen sollte. Er lautet:

„Hochwohledelgeborene gnädige Frau.

Deroselben sehr angenehmes Schreiben, traff mich nicht in Salzburg, sondern in der Hammerau an, wo ich eben bei meinem Sohne, dortigen Mitbeamten beim Obverwesamt auf einen Besuch war; aus meiner sonstigen Willfährigkeit gegen Jedermann, und besonders gegen das Mozart'sche Haus, können Sie schließen, wie sehr leid mir war, daß ich nicht auf der Stelle ihren Auftrag befriedigen konnte. Zur Sache also! auf Ihre erste Frage, was Ihr seel. Hr. Bruder in seiner Kindheit NB. außer seiner Beschäftigung in der Musik für Lieblingsspiele hatte: auf diese Frage ist nichts zu beantworten: denn sobald er mit Musik sich abzugeben anfing, waren alle seine Sinne für alle übrigen Geschäfte soviel als todt, und selbst die Kindereyen und Tändelspiele mußten, wenn sie für ihn interessant seyn sollten, von der Musik begleitet werden: wenn wir, Er und Ich, Spielzeuge zum Tändeln von einem Zimmer ins andere trugen, mußte allemal derjenige von uns, so leer ging, einen Marsch dazu singen oder geigen. Vor dieser Zeit aber, ehe er die Musik anfing, war er für jede Kinderey, die mit ein bischen Witz gewürzt war, so empfänglich, daß er darüber Essen und Trinken und alles andere vergessen konnte. Ich ward daher ihm, weil ich, wie Sie wissen, mich mit ihm abgab, so äußerst lieb, daß er mich

oft zehnmal an einem Tage fragte, ob ich ihn lieb hätte, und wenn ich es zuweilen, auch nur zum Spaß verneinte, stunden ihm gleich die hellichten Zähren im Auge, so zärtlich und so wohlwollend war sein gutes Herzchen.

Zweite Frage, wie er sich als Kind gegen die Großen benahm, wenn sie sein Talent und Kunst in der Musik bewunderten?

Wahrhaftig, da verrieth er nichts weniger als Stolz oder Ehrsucht: denn diese hätte er nie besser befriedigen können, als wenn er Leuten, die die Musik wenig oder gar nicht verstanden, vorgespielt hätte, aber er wollte nie spielen, außer seine Zuhörer waren große Musikkenner, oder man mußte ihn wenigstens betrügen und sie dafür ausgeben.

Dritte Frage, welche wissenschaftliche Beschäftigung liebte er am meisten?

Antw. Hierinfalls ließ er sich leiten, es war ihm fast einerley, was man ihm zu lernen gab, er wollte nur lernen und ließ die Wahl seinem innigst geliebten Papa, welches Feld er ihm zu bearbeiten auftrug, es schien, als hätte er es verstanden, daß er in der Welt keinen Lehrmeister noch minder Erzieher wie seinen unvergeßlichen Herrn Vater hätte finden können. Was man ihm immer zu lernen gab, dem hing er so ganz an, daß er alles Uebrige, auch sogar die Musik auf die Seite setzte, z. B. als er Rechnen lernte, war Tisch, Sessel, Wände, ja sogar der Fußboden voll Ziffern mit der Kreide überschrieben.

Vierte Frage, was er für Eigenschaften, Maximen, Tagesordnung, Eigenheiten, Neigung zum Guten und Bösen hatte?

Antw. Er war voll Feuer, seine Neigung hing jedem Gegenstand sehr leicht an; ich denke, daß er im Ermangelungsfalle einer so vortheilhaft guten Erziehung, wie er hatte, der ruchloseste Bösewicht hätte werden können, so empfänglich war er für jeden Reiz, dessen Güte oder Schädlichkeit er zu prüfen noch nicht im Stande war.

Einige sonderbare Wunderwürdigkeiten von seinem vier- bis fünfjährigen Alter, auf deren Wahrhaftigkeit ich schwören könnte.

Einsmal ging ich mit Herrn Papa nach dem Donnerstags-

amte zu Ihnen nach Hause, wir trafen den vierjährigen Wolfgangerl in der Beschäftigung mit der Feder an.

Papa: was machst du?

Wolfg.: ein Concert für's Clavier, der erste Theil ist bald fertig.

Papa: laß sehen.

Wolfg.: ist noch nicht fertig.

Papa: laß sehen, das muß was sauberes seyn.

Der Papa nahm ihm weg und zeigte mir ein Geschmiere von Noten, die meistentheils über ausgewischte Dintendolken geschrieben waren (NB. der kleine Wolfgangerl tauchte die Feder aus Unverstand allemal bis auf den Grund des Dintenfasses ein, daher mußte ihm, sobald er damit aufs Papier kam, ein Dintendolken entfallen, aber er war gleich entschlossen, fuhr mit der flachen Hand darüber hin und wischte es auseinander, und schrieb wieder darauf fort), wir lachten anfänglich über dieses scheinbare galimathias, aber der Papa fing hernach seine Betrachtungen über die Hauptsache, über die Noten, über die Composition an, er hing lange Zeit steif mit seiner Betrachtung an dem Blatte, endlich fielen zwei Thränen, Thränen der Bewunderung und Freude aus seinen Augen. ‚Sehen Sie, Hr. Schachtner', sagte er, ‚wie alles richtig und regelmäßig gesetzt ist, nur ist's nicht zu brauchen, weil es so außerordentlich schwer ist, daß es kein Mensch zu spielen im Stande wäre.' Der Wolfgangerl fiel ein: ‚Drum ist's ein Concert, man muß so lange exerciren, bis man es treffen kann; sehen Sie, so muß es gehen.' Er spielte, konnte aber auch just soviel herausbringen, daß man erkennen konnte, wo er aus wollte. Er hatte damals den Begriff, daß Concert spielen und Mirakel (Wunder) wirken einerley seyn müsse.

Noch Eins.

Gnädige Frau! Sie wissen sich zu erinnern, daß ich eine sehr gute Geige habe, die weiland Wolfgangerl wegen seinem sanften und vollen Ton immer Buttergeige nannte. Einmal bald nachdem sie von Wien zurückkamen, geigte er darauf und konnte meine Geige nicht genug loben, nach ein oder zween Tagen kam ich wieder ihn zu besuchen und traf ihn, als er sich eben mit seiner eigenen

Geige unterhielt, an, sogleich sprach er: ‚Was macht Ihre Buttergeige?‘ geigte dann wieder in seiner Phantasie fort, endlich dacht er ein bischen nach und sagte zu mir: ‚Hr. Schachtner, Ihre Geige ist um einen halben Viertelton tiefer gestimmt als meine da, wenn Sie sie doch so gestimmt ließen, wie sie war, als ich das letztemal darauf spielte.‘ Ich lachte darüber, aber Papa, der das außerordentliche Tönegefühl und Gedächtniß dieses Kinds kannte, bat mich meine Geige zu hohlen und zu sehen, ob er Recht hätte. Ich that's, und richtig war's.

Einige Zeit vor diesem, die nächsten Tage, als Sie von Wien zurückkamen, und Wolfgang eine kleine Geige, die er als Geschenk zu Wien kriegte, mitbrachte, kam unser ehemalige sehr gute Geiger Herr Wentzl sel., der ein Anfänger in der Composition war, er brachte 6 Trio mit, die er in Abwesenheit des Herrn Papa verfertigt hatte, und bat Herrn Papa um seine Erinnerung hierüber. Wir spielten diese Trio, und Papa spielte mit der Viola den Baß, der Wentzl das erste Violin, und ich sollte das zweite spielen. Wolfgangerl bat, daß er das zweite Violin spielen dürfte, der Papa aber verwies ihm seine närrische Bitte, weil er noch nicht die geringste Anweisung in der Violin hatte, und Papa glaubte, daß er nicht im mindesten zu leisten im Stande wäre. Wolfgang sagte: ‚Um ein zweites Violin zu spielen, braucht es wohl nicht erst gelernt zu haben‘; und als Papa darauf bestand, daß er gleich fortgehen und uns nicht weiter beunruhigen sollte, fing Wolfgang an bitterlich zu weinen und trollte sich mit seinem Geigerl weg.* Ich bat, daß man ihn mit mir möchte spielen lassen; endlich sagte Papa: ‚Geig mit Herrn Schachtner, aber so stille, daß man dich nicht hört, sonst mußt du fort.‘ Das geschah, Wolfgang geigte mit mir. Bald bemerkte ich mit Erstaunen, daß ich da ganz überflüssig sei; ich legte still meine Geige weg und sah Ihren Herrn Papa an, dem bei dieser Scene die Thränen der Bewunderung

* Dieses Geigerl, das von der reizendsten Form und von einem besonders guten Tone ist, sowie auch Mozarts spätere Concertgeige befinden sich jetzt in den Händen des Chordirectors Albert Lenk in Salzburg, der diese werthvollen Stücke zu veräußern gesonnen ist.

und des Trostes über die Wangen rollten; und so spielte er alle 6 Trio. Als wir fertig waren, wurde Wolfgang durch unsern Beifall so kühn, daß er behauptete, auch das erste Violin spielen zu können. Wir machten zum Spaß einen Versuch, und wir mußten uns fast zu Tode lachen, als er auch dieß, wiewohl mit lauter unrechten und unregelmäßigen Applicaturen doch so spielte, daß er doch nie ganz stecken blieb.

Zum Beschluß. Von Zärtlichkeit und Feinheit seines Gehörs.

Fast bis in sein zehntes Jahr hatte er eine unbezwingliche Furcht vor der Trompete, wenn sie allein, ohne andere Musik geblasen wurde; wenn man ihm eine Trompete nur vorhielt, war es ebensoviel, als wenn man ihm eine geladene Pistole aufs Herz setzte. Papa wollte ihm diese kindische Furcht benehmen und befahl mir einmal, trotz seines Weigerns, ihm entgegen zu blasen; aber mein Gott! hätte ich mich nicht dazu verleiten lassen. Wolfgangerl hörte kaum den schmetternden Ton, ward er bleich und begann zur Erde zu sinken, und hätte ich länger angehalten, er hätte sicher das Fraise (Krämpfe) bekommen.

Dieses ist beiläufig, womit ich auf die gestellten Fragen dienen kann, verzeihen Sie mir mein schlechtes Geschmier, ich bin geschlagen genug, daß ich's nicht besser kann. Ich bin mit geziemend schuldigster Hochschätzung und Ehrfurcht

Euer Gnaden
ergebenster Diener
Andreas Schachtner,
Hochfürstl. Hoftrompeter."

Salzburg den 24. April 1792.

Dieser einfach treuherzige Bericht gibt genügende Auskunft sowohl über des Wunderkindes Begabung wie über seine liebenswürdige folgsame sinnige und doch so kindlich freie Art.

Als nun der Bube sechs und das Mädel zehn Jahre alt war, beschloß der Vater, ihr so ganz außerordentliches Können der Welt zu zeigen. Er begann mit ihnen zu reisen.

Zuerst gingen sie (1762) nach München, und als dort sowohl an Ehre wie an Geldgewinn die Erwartungen eingetroffen waren, die der Vater gehegt hatte, reisten sie nach Wien, um sich

an dem so sehr musikalischen Kaiserhofe zu produziren. Maria Theresia sowie ihr hoher Gemal empfingen die Kleinen mit der größten Gnade und ließen sie vor sich im Privatkreise in Schönbrunn spielen. Wolfgangerl, wie immer unbefangen und natürlich, sprang der Kaiserin, da sie so gar freundlich gegen ihn war, ohne weiteres auf den Schooß und küßte sie nach Herzenslust. Nicht viel anders machte er es mit der reizenden Marie Antoinette, die mit ihm gleichalterig war. Er war auf der ihm ungewohnten Politur des Hofbodens ausgeglitten und hingefallen, die Kleine sprang zu ihm und half ihm auf, worauf er zu ihr sagte: „Sie sind brav, ich will Sie heirathen.“ Und als die Kaiserin ihn fragte, warum er das thun wolle, antwortete er: „Aus Dankbarkeit; sie war gut gegen mich, während ihre Schwester sich um nichts bekümmerte.“ Diese hatte ihn nämlich am Boden liegen lassen. Die Kaiserin schenkte den beiden kleinen Virtuosen neue Gewänder ihrer eigenen Kinder, und in diesem Costüm wurden sie lebensgroß gemalt. Das Bild hängt im „Mozarteum“ in Salzburg und zeigt von Wolfgang nur das komisch Freundliche des Kindergesichtes, während die Nannerl überaus große Schönheit der Züge und Lieblichkeit des Ausdrucks verräth.

Nachdem der Hof in solcher Weise die Kinder ausgezeichnet hatte, riß sich auch der hohe Adel, dessen Gesellschaften zu der Zeit niemals ohne musikalische Productionen waren, um die jungen Künstler, und die Familie kehrte nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte mit Ruhm bedeckt und nicht ohne einen bedeutenden äußeren Gewinn nach Salzburg zurück. Hier nun ward der Unterricht der Kinder, der auch auf der Reise niemals ausgesetzt worden war, damit sie sich an regelmäßige Beschäftigung gewöhnten, mit der allergrößten Sorgfalt fortgeführt. Wolfgang begann außer dem Klavier, wie wir oben sahen, auch „das Violin“ zu erlernen und ward zudem in den Anfangsgründen der Composition auf die stetige Weise angewiesen, die der verständige Vater in all seinen Dingen hatte.

Allein diesem Manne ließ es nicht gar lange Ruhe in dem engen Salzburg. Schon im Frühjahr 1763 ging es wieder mit

den Kindern auf die Reise, deren Hauptziel Paris war. Zunächst wurden München und Augsburg berührt, dann die mancherlei kleinen Höfe und Lustschlösser bis an den Rhein: Ludwigsburg, Schwetzingen, Heidelberg. Wolfgang hatte derweilen auch die Orgel schlagen gelernt und erregte durch sein Spiel auf diesem Rieseninstrumente mehr Erstaunen als mit Violine und Klavier. Die kleinen Füße fuhren mit einer Hurtigkeit auf dem Pedale umher, daß sich die Zuschauer fast zu Tode erstaunten und der Pfarrer an der Heiligengeistkirche in Heidelberg nicht umhin konnte, dieses „Wunder Gottes" mit Namen und Datum zum ewigen Angedenken an die Orgel anzuschreiben. Dann ging es nach Mainz, Frankfurt, Koblenz, Bonn, Aachen, und überall war der gleiche Beifall, überall auch eine mehr oder weniger gute Einnahme. Der Vater aber unterließ nicht, in jeder Stadt, die er berührte, das Sehenswerthe anzuschauen, und sein „Mädl" mußte ein Tagebuch führen über diese Merkwürdigkeiten. Sie hat denn auch mit großen Kinderbuchstaben aus Leibeskräften und oft in seltsamster Orthographie aufgezeichnet, was ihr besonders merkwürdig erschien: „in Wisbad den ursprung von den warmen und kald Bad, in Bibrich den garten das schloß worin ein runder sall ist, in Coblentz die festung das zeighaus, in bonn daß schloß und garden, popeldorf, und den heiligen crentzberg und die menascherie, auf dem weg nach Cölln falkenlust worin ein Zimmer von lauter spiegeln ist, das indianische Haus, kinesische häusser, das schneckenhaus und die capel von muschel, in versailles wie die latona die Bauern in frösch verwandelt, wie der neptunus die Perdt anhalt, die diana im Bad, der Raub der broserpina" u. s. w.

In Paris war es vor allen der einflußreiche Schriftsteller Baron Grimm, der sich der Künstlerfamilie auf das nachdrücklichste annahm und besonders in seinen öffentlichen Berichten das Lob des jungen Genius laut und geistreich verkündete. Aber auch der Hof in Versailles und nach ihm der hohe Adel interessirten sich überaus für das Wunderkind, das jeden Ton nach dem bloßen Gehöre zu benennen wußte, das ohne Klavier componirte, alles vom Blatte spielte, ja sogar nach dem bloßen Gehör zum Gesange be-

gleitete. Freilich war die Marquise von Pompadour, die derzeit am Hofe Alles galt, gegen den Knaben nicht so mütterlich wie Maria Theresia. Denn als er sie, die ihn vor sich hin auf den Tisch hatte stellen lassen, ebenso ohne weiteres umhalsen und küssen wollte, wehrte sie seiner kindlichen Zuthunlichkeit, worauf der Kleine in stolzer Entrüstung meinte: „Wer ist denn die da, daß sie mich nicht küssen will? hat mich doch die Kaiserin geküßt!" — wie er denn überhaupt auf die Kaiserin große Stücke hielt und gern in Kinderart mit ihr renommirte. Desto freundlicher waren die Töchter des Königs, die sich ohne alle Rücksicht auf die Etikette mit den Kindern abgaben, sie küßten und sich von ihnen die Hände küssen ließen.

Von Paris ging es über Calais nach London. Dort war die Aufnahme bei Hofe und der Erfolg beim Publikum noch günstiger als in Paris. Denn das Königspaar Georg III. und Sophie Charlotte, beides Deutsche, waren außerordentliche Freunde der Musik. Aber auch das Publikum war hier ungleich mehr für die künstlerischen Leistungen der Kinder interessirt als für das Wunderbare derselben durch solche Jugendlichkeit. Von der französischen Musik wie von dem Pariser Leben fand der Vater nicht viel Rühmliches zu sagen. Jene war ihm leer, frostig, ein langweiliges Geplärre, dieses durch sein luxuriöses Großthun ohne wirklichen Reichthum ein Pendant zum weiland persischen Reiche, dem Gott besonders gnädig sein müsse, wenn es nicht bald untergehen solle. In London aber hatte unser Händel den Sinn für ernstere Musik erweckt und ein Johann Christian Bach wußte den besseren Geschmack zu erhalten. So kam es, daß der Vater lange dort verweilte und zugleich seinen Knaben von der Kunst des ausgezeichneten Sängers Manzuoli Nutzen ziehen und gar schon Symphonien für das Orchester schreiben ließ, die sie dann in ihren Concerten aufführten. Mit Ruhm und Geld überschüttet traten sie die Rückreise an. Im Haag wurden beide Kinder nacheinander lebensgefährlich krank und so der Muth und die Klugheit des Vaters monatelang auf harte Probe gestellt. Aber getreulich hielten die Eltern diese Noth aus, und nachdem der Vater noch in Amsterdam

„zu Gottes Preis" die Wundergaben seines Knaben selbst in den Fasten hatte produziren dürfen, kehrte die Familie über Paris, wo sie diesmal nicht die gleiche Aufnahme wie vorher fanden, Dijon, wo die Stände Frankreichs versammelt waren, Lyon, Genf, Lausanne durch Würtemberg und Bayern nach Salzburg zurück.

Man sieht, es war ein schönes Stück Erde, was die Kleinen zu sehen bekamen, und frühzeitig ward Mozart gewöhnt, die Welt als einen freien Tummelplatz zu betrachten, auf dem man sich mit frischer Freude und offenen Sinnen nach den Zielen des Lebens hin vorwärts treiben könne. Frühzeitig verlernte er die Blödigkeit, mit der so mancher Sohn der Einsamkeit trotz aller geistigen Ueberlegenheit sein Leben lang zu kämpfen hat und die ihn um so manchen Erfolg des Lebens verkürzt. Frühzeitig lernte er den Menschen sich nahen als Freunden, sie waren ihm keine Fremden, er fand durch eigene Zuthunlichkeit den Weg zu ihrem Herzen. Frühzeitig sah er die verschiedene Art der Menschen, gewann ein Auge für ihre mannichfachen Besonderheiten oder vielmehr übte den ihm angebornen Blick für die Charaktereigenschaften des Einzelnen. Frühzeitig klang ihm auch in das empfängliche Ohr die besondere Weise der Musik in den verschiedenen Nationen. Denn obgleich die Kunst Italiens damals noch alle Länder beherrschte, so hatte doch wieder jedes Volk für sich seine besondere Weise. Frühzeitig aber lernte Mozart auch die ganze anmuthig feine Art der Bewegung kennen, die den Gesellschaftston des vorigen Jahrhunderts auszeichnet, die graziös-zierliche Weise des Verkehrs, den Menuetschritt in komischer Würde, den Puder, diese Ironie der Natur, und vor allem das Distincte der Formen. Denn es war durchaus die allerfeinste Gesellschaft, ja die Hofluft, in der die reisende Familie lebte. Und wenn man nun die reizend galante Tracht mit ihrer koketten Unnatur, die das obenerwähnte Bild Mozart's zeigt, zusammenhält mit der gesunden, rechtschaffenen, geraden bürgerlichen Art und unbeirrt natürlichen Empfindungsweise, die das Kind von Haus aus besaß und die ihm von seinen Eltern treu behütet wurde, so kann man wohl begreifen, daß die Jugendcompositionen in ihrer äußeren Erscheinung durchaus die feinste Form bewahren,

in ihrem Gehalte aber von einer einfachen Natürlichkeit sind, die uns wie das Leben des Volkes anmuthet, daß also die beiden Bedingungen, unter denen die eigentliche Kunst entsteht, Vollendung der äußeren Erscheinung und unbefangenste Natürlichkeit des Empfindens, bei Mozart durch den glücklichen Zufall der Geburt wie des Lebensganges sich schon frühzeitig von selbst erfüllten.

Und dann ist nicht zu vergessen, daß das äußere Glück, das die Jugend dieses Genius umstrahlte, daß vor allem die ungemeine Anerkennung, die sein Bestreben und Leisten von vornhinein fand, die junge Seele schon früh in jene frohe Bewegung versetzten, die den Geist frei und mit Lust schaffen macht. War es bei Goethe anders? Und leuchten nicht die Strahlen dieses jugendlichen Glückes bis in die Tage seines Alters erheiternd hinein, derweilen über den Häuptern Schillers wie Beethovens auch am Abend ihres Lebens noch die schwarzen Wolken schweben, zu denen sich die nebligen Dünste schon in früher Jugend durch Noth und Mühsal wie späte Anerkennung angesammelt hatten? Freilich war Mozart als Kind so bescheiden, daß er wohl gar weinte, wenn er gelobt wurde, und niemals hat ihn der Uebermuth des Glücks zu üblen Dingen verführt. Allein er gewann durch diese Anerkennung frühzeitig Selbstvertrauen und Sicherheit in seinem Schaffen, und wenn ihm auch, wie keinem Sterblichen, der Schweiß der Arbeit durchaus nicht gespart worden ist, so sicherte ihm doch dieses ruhige Zutrauen zu sich selbst auch den Erfolg seines Bemühens mehr als denen, die mit titanenhafter Anstrengung nach Anerkennung ringen und zeitlebens gegen Mißkennung anzukämpfen haben.

Zweiter Abschnitt.

Die Knabenjahre.

1767—70.

Liebe, Liebe, die Amme der Schönheit!

„Nach dem lieben Gott kommt gleich der Papa", das war der Wahlspruch des Knaben Wolfgang. Wenn er abends zu Bett ging, mußte ihn der Vater erst auf einen Stuhl stellen und mit ihm zweistimmig eine Melodie singen, die von ihm selbst auf einen sinnlosen Text, der wie italienisch klang, Oragnia fiaga ta fa ersonnen worden war, worauf er dem Vater „das Nasenspitzel küßte und ihm versprach, wenn er alt wäre, ihn in einer Kapsel, wo ein Glas vor, vor aller Luft bewahren zu wollen und ihn immer bei sich und in Ehren zu halten". Dann legte er sich zufrieden ins Bett.

Wie so ganz anders erging es dem edlen Ritter Gluck, dem Sohne des Volkes, dem rauhen Försterkinde, der dem strengen Vater bei harter Kälte barfuß in den Wald folgte, ihm das Jagdgeräth zu tragen. Wie hat seine Musik sich mit der Kräftigkeit der Natur auch das Rauhe und Ungefüge bewahrt, von dem eine mildere Gesittung den jungen Mozart schon in der Kinderzeit befreite. Wie wenig erfuhr der heitere Haydn, das Kind des Handwerkers, der bei seinem Lehrer mehr Prügel als zu essen bekam und noch als Jüngling sein täglich Brod mit Singen mühsam erwerben mußte, von diesem Sonnenschein der zärtlichen Liebe, die in das Gemüth die Harmonie bringt und den Geist schon früh zum Frieden des Schönen verklärt! Wie noch weniger der große Beethoven, dessen Vater, ein kleiner Musikus, jener nur zu häufigen unordentlichen Lebensweise seines Standes im vorigen Jahrhundert gänzlich verfallen war und so seiner Familie mit den Nahrungsquellen den Frieden raubte, in dem allein der Kinder Wesen zum Rechten gedeiht! Störrig von Natur, ward der große

Mann nur noch abweisender gegen die Menschen durch den Mangel an Liebe, den er in der Kinderzeit zu tragen gehabt, und erst spät erfuhr er in herbsten Leiden, welche Quelle des Lebens und des Glücks gerade hier fließt.

Gluck und Beethoven wurden vom Geschick zur mühevollen und kampfreichen Umgestaltung der Kunst ihrer Zeit erzogen, indeß Mozart, der Genius der Schönheit, in stiller Harmonie und Liebenswürdigkeit den ewigen Sternen gleich eine ruhige Bahn wandelte. Von ihm, der in der Jugend die Fülle der Liebe in sich aufgesogen hatte, entflossen auch die Ströme der Liebenswürdigkeit, der Harmonie und der Schönheit. Wie ein jugendlicher Held siegte er über seine Zeit, nicht heftig anstreitend, sondern durch den Zauber seiner Erscheinung, die mit leichtgeflügeltem Götterschritt auf den Höhen der Menschheit wandelte und strahlenaugig, mit herzgewinnendem Lächeln, in unsaglicher Anmuth Hoch und Niedrig, Groß und Gering, Gut und Böse mit den duftenden Blüthen seines Schaffens beglückte. —

Wolfgang war jetzt zehn Jahre alt, ein ausgewachsener Knabe. Aber er war auch bereits ein vollkommener Compositeur: schon jener „Londoner" Bach hatte gesagt, es sterbe mancher Kapellmeister, ohne das zu wissen, was der Knabe wisse. Als sie nun aufs neue nach Wien kamen, — denn den Vater hielt es wiederum nicht lange in Salzburg, zumal im Herbst 1767 in Wien die Vermälung der Erzherzogin Maria Josepha mit dem Könige von Neapel stattfinden sollte —, da ward bereits der Neid und die Eifersucht der Zunftgenossen rege und man bereitete von allen Seiten Hindernisse, damit Wolfgang sich nicht öffentlich produziren könne. In der That, er leistete bereits damals das Gleiche, was weitaus die meisten der lebenden Componisten vermochten, und fand auch bald Gelegenheit, dies öffentlich zu zeigen. Kaiser Joseph II., der leider bald zu einem Sparsystem übergegangen war, das besonders die Künstler drückte, weil sie darauf angewiesen waren, von der Gunst der Großen zu leben, gewährte zwar dem jungen Künstler, dessen Fortschritte er abermals höchlich bewunderte, und seiner Schwester Nannerl, die derweilen zur lieblichsten

Jungfrau herangeblüht war und der die kaiserlichen Leutseligkeiten „gar oft die Röthe ins Gesicht trieben", nicht die früheren reichlichen Geschenke, wohl aber gab er Wolfgang den erfreulichen Auftrag, eine Oper zu schreiben. Es war „La finta semplice" (Die verstellte Einfalt), eine komische Oper in drei Acten.

Wolfgang machte sich sofort an die Arbeit. Da aber der Theaterdirector Affligio mit Hergabe des Textbuches bis in das Frühjahr hinein zögerte, so ward die Oper erst nach Ostern fertig. Man dachte nun an das Einstudiren. Allein jetzt zeigte sich der Brodneid der übrigen Musiker, die auf alle mögliche Weise versuchten die Aufführung zu verhindern. Bald hieß es, es sei eine Schmach, einen zehnjährigen Knaben an derselben Stelle zu sehen, wo bewährte Meister wie Hasse und Gluck zu stehen gewohnt seien, — denn der Kaiser hatte ausdrücklich gewünscht, daß Wolfgang die Direction der Oper selbst übernehme, — dann wieder, die Musik sei nicht von ihm, sondern vom Vater, welcher Verläumdung dieser die Spitze dadurch abbrach, daß er seinen Sohn in Gegenwart von Künstlern sofort eine Arie oder eine Sonate aus dem Stegreif componiren ließ, — und zuletzt steckte man sich hinter die Sänger, sie würden mit solcher Knabenarbeit keine Ehre einlegen, und diese ließen sich denn auch zum Widerstande verführen, obgleich Wolfgang ihnen allen die Musik so recht „auf den Leib zugeschnitten" hatte. Ob nun gleich der mildgesinnte Componist Hasse, der jedes aufstrebende Talent willig anerkannte und jedes redliche Bemühen gern unterstützte, geradezu erklärte, Wolfgangs Oper sei besser als die von zwanzig lebenden Componisten, so kam es doch durch das Widerstreben des Theaterdirectors, der auf den wiederholten Befehl des Kaisers und das stete Drängen des Vaters endlich erklärte, er werde die Oper zwar geben, aber auch dafür sorgen, daß sie gehörig ausgepfiffen werde, am Ende dahin, daß der Vater dieselbe ganz zurückzog und es mit einer Beschwerdeschrift beim Kaiser versuchte, die aber keinen Erfolg hatte. Denn das Theater war damals nicht kaiserlich, sondern gehörte dem Director Affligio, und dieser war ein Abenteurer und schlechter Mensch, der später wegen Fälschung ins Zuchthaus kam.

So war der ganze Sommer ohne irgend welchen Erfolg geblieben, und Wolfgang sollte damals zuerst die widrigen Mächte kennen lernen, mit denen er fortan oft genug zu ringen hatte. Jetzt freilich empfand er noch das Widrige der Intriguen und des Neides weniger als der Vater, und dieser, von Natur und durch den Gang seines Lebens darauf eingerichtet, mit solchen Dingen umzugehen, ließ sich nicht irre machen, sondern verfolgte trotz Aerger und Unmuth, die ihn allerdings zuweilen befielen, mit männlicher Consequenz die Bahnen, auf denen er seines Sohnes Glück zu finden gewiß war. „So muß man sich in der Welt durchraufen“, schreibt er; „hat der Mensch kein Talent, so ist er unglücklich genug; hat er Talent, so verfolgt ihn der Neid nach dem Maße seiner Geschicklichkeit. Allein mit Geduld und Standhaftigkeit muß man die Leute überzeugen, daß die Widersacher boshafte Lügner, Verläumder und neidische Creaturen sind, die über ihren Sieg in die Faust lachen würden, wenn man sich erschrecken oder ermüden ließe.“

Sein nächstes Ziel war Italien, denn dieses Land war damals das Eldorado der Musiker. Wer dort an einer größeren Bühne einmal mit einer Oper einen durchschlagenden Erfolg errungen hatte, dem standen die sämmtlichen Theater Europas offen und Ruhm wie glänzender Erwerb waren ihm gewiß. Damals kannte man kaum andere Opern und wenig andere Sänger als italienische, und Virtuosen wie Componisten aus allen Ländern mußten nach Italien gehen und womöglich bis auf ihren Namen hinab italienisirt werden, ehe ein Opernpublikum sie günstig aufnahm. So hatte es schon Händel gemacht, so machten es jetzt Hasse, Naumann und Andere. Und wer sich der welschen Weise bequemte und den eigenen Sinn nur innerhalb dieser bestimmten Manier walten ließ, dem stand selbst das hesperische Publikum gern zur Anerkennung bereit. Ja es pries Händel in seinem Rinaldo, vergötterte den caro Sassone Hasse mit seinen hundert Opern nach italienischem Zuschnitt und hatte Gefallen an Glucks früheren Werken, die ihm in Rom sogar den Orden vom goldenen Sporn eintrugen. Und keiner der Maestri, die in Neapel, Rom oder Mailand

Lorbern geerntet hatten, blieb ohne eine erfolgreiche Laufbahn. Glucks Reform der Oper hatte damals erst leise begonnen.

So war auch „La finta semplice“ eine opera buffa (komische Oper) ganz nach italienischem Zuschnitt, der damals berühmte Dichter Coltellini hatte das Textbuch verfaßt, und Italiener waren die Sänger, welche die Oper ausführen sollten. Man kann also denken, wie sehr der Vater darauf achten mußte, Wolfgangs Oper zur wirklichen Aufführung zu bringen. Des Erfolges war er gewiß, er kannte die Schreibart seines Sohnes, der zu der vollkommenen Sicherheit in der Beherrschung der gewohnten Formen noch die ganze Lebhaftigkeit seines jugendlichen Empfindens hinzubrachte und ja schon eines Hasses Beifall erweckt hatte. Um so empfindlicher mußte ihm die Täuschung sein, als er endlich von der Unmöglichkeit der Aufführung sich überzeugt hatte. Zudem entzog man ihm für die Zeit der Abwesenheit von Salzburg dort sein ganzes Dienstgehalt, und da nun die Familie so lange ohne Einkommen leben mußte und Wolfgang und Nannerl obendrein noch einmal schwer erkrankt waren, — sie hatten im Winter die Blattern gehabt, Wolfgang war vierzehn Tage blind dagelegen, — so wird man begreifen, daß der Vater nicht gern länger an einem Ort verweilen mochte, wo für seine Zwecke zunächst nichts weiter zu gewinnen war. Gleichwohl schrieb Wolfgang in Wien erst noch eine kleine deutsche Operette, „Bastien und Bastienne“, deren Text der Hoftrompeter Schachtner nach Rousseaus beliebtem „Devin du village“ bearbeitet hatte, die jedoch ebenfalls nicht zur öffentlichen Aufführung gelangte, sondern blos in dem Gartenhause eines Herrn Mesmer gesungen ward. Sodann entstand eine Messe zur Einweihung der neuen Waisenhauskirche in Wien, die er am 7. Dezember 1768 eigenhändig mit einem großen Taktstocke dirigirte.

Im höchsten Grade zu bewundern ist es und zeugt sowohl von der außerordentlichen Begabung wie der vortrefflichen musikalischen Anleitung, daß der zwölfjährige Knabe mit dem sichersten Takte die verschiedenartige Compositionsweise dieser Werke, besonders der Opern, so ganz auseinander zu halten wußte. Denn nichts ist verschiedener voneinander als die italienische Oper, die

durchaus aus dem Recitativ, also vom dramatischen Gesange ausgegangen war, und das deutsche Singspiel, bei dem das Lied die Grundlage bildete. In beiden Genren traf Wolfgang den richtigen Ton mit der größten Sicherheit, und während in der „Finta semplice“ durchaus die Form der Arie mit ihrer Wiederholung der einzelnen Theile herrscht, ist in „Bastien und Bastienne“ das deutsche Volkslied selbst bis in die Bildung der Melodie hinein zu verfolgen. So eignete sich Mozart schon früh die Eigenthümlichkeit in der theatralischen Musik der beiden Nationen an, deren Verschiedenartigkeit er zuerst zu einer höheren Einheit aufheben sollte. Dieser Prozeß jedoch vollzog sich erst weit später. Zunächst noch wandelte der Knabe theils aus echt künstlerischem Instinkt theils infolge der Anleitung seines Vaters den Weg der feinen Formen, die ihm die italienische Musik entgegentrug.

Denn jetzt sollte er diese Weise der Kunst bald an ihrer Quelle kennen lernen, er sollte die reinere Luft athmen und den zaubervollen Himmel sehen, die ruhig schönen Linien der Berge, die herrliche Rundung der Bäume, die charaktervolle Gestaltung der Pflanzen und den edlen Wuchs des Volkes, das den italischen Boden bewohnt. Bald sollte die ewige Roma unter seinen Füßen wogen, ein bewegtes Meer von Hügeln und Kuppeln, von Kirchen und Palästen, das den Ernst und die Hoheit der weiten Welt auf den Zügen ihres tausendjährigen Antlitzes trägt und doch wiederum die Anmuth und den freien Geist des menschlichen Wesens dem erstaunten Auge auf S. Pietro in montorio entgegenlächelt. Zwar der Knabe, dem diese Welt, die so viel Tausenden eine reiche Quelle der geistigen Nahrung ward, so viel Tausenden ein ersehntes Ziel bleibt, leuchtend entgegentrat, war erst dreizehn Jahre alt. Aber sein Auge war offen für die Herrlichkeiten der Erde, sein Auge war das eines Genius, das diese Herrlichkeit in sich aufsaugt und von ihr seine Seele sich erfüllen läßt, auch ohne daß ihm ein Denken, ein Bewußtsein dieses Eindrucks kommt. Mozart reflectirte nie über dergleichen Eindrücke. Auch in den späteren Jahren sind seine Bemerkungen darüber sehr sparsam, und deshalb darf uns bei den Briefen an sein liebes Nannerl

nicht beirren, daß sie so wenig von der Schönheit Italiens berichten. Die Eindrücke waren gleichwohl vorhanden und wurden zugleich sehr bedeutsam für seine künstlerische Entwicklung.

Gegen Ende des Jahres 1768 kehrten die Reisenden von Wien nach Salzburg zurück. Wolfgang ward dort in Anerkennung seiner hervorragenden Leistungen bald zum Concertmeister ernannt. Die Studien gingen während des nächsten Jahres ihren gewiesenen Weg. Der Vater versäumte nicht den angehenden Componisten nach allen Seiten hin die Mittel der Musik sich aneignen zu lassen. Wolfgang componirte im Jahre 1769 noch zwei Messen. Dann aber ging es über die Berge in das Land der milderen Lüfte und schöneren Formen.

In Innsbruck wie in Roveredo erregte Wolfgangs Spiel auf Klavier und Orgel das gränzenlose Erstaunen, das man schon zu vernehmen gewohnt ist. Auch in Verona mußten sich Vater und Sohn mit Gewalt zu der Orgel hindrängen, so groß war der Zulauf der neugierigen Menge. In Mantua spielte Wolferl im Conzert der philharmonischen Gesellschaft, und in Mailand, wo sie vor ende Januar 1770 eintrafen, erregten seine eminenten Leistungen, besonders seine Compositionen ein solches Aufsehen, daß der nächste Zweck der Reise, die scrittura (Composition) der Oper zu erhalten, in der That schon hier erreicht wurde: für die nächste stagione (Saison) — denn damals wurden für jeden Winter neue Opern verlangt — ward Wolfgang engagirt. Das Honorar ward auf hundert Dukaten und freie Wohnung während des Aufenthalts in Mailand bestimmt. Das Textbuch sollte ihnen bald nachgesandt werden; denn die Reisenden gingen sogleich weiter. Erst in den Weihnachtstagen sollte die Oper gegeben werden, und so konnte Wolfgang mit Ruhe erst genau erkunden, was denn der Geschmack und Ton dieses Landes sei.

In Bologna ward der kleine Componist von dem großen Musikgelehrten Padre Martini wegen seiner Arbeiten sehr belobt und lernte dort zugleich den größten Sänger seines Jahrhunderts, den Castraten Farinelli kennen, dessen Stimme und hohe Kunst ihm einen bedeutenden Eindruck machten. Im übrigen

kritisirte er alle künstlerischen Leistungen scharf, wie man aus den launigen Berichten ersieht, die er sowohl über die Oper wie die Sänger an seine Schwester macht. Sein Urtheil ist selbständig, und doch spricht aus allem der natürlich richtige Sinn des unbefangenen Knaben, der klug ist ohne Altklugheit und frei ohne vorlautes Wesen.*

In Florenz wurden die Reisenden wegen ihrer österreichischen Empfehlungen besonders vom Hofe sehr gut aufgenommen. In Rom schrieb Mozart aus dem Gedächtniß das berühmte Miserere von Allegri nieder, das dort am Charmittwoch in der Sixtinischen Kapelle von den päpstlichen Sängern vorgetragen wird. „Du weißt“, schreibt der Vater, „daß das hiesige berühmte Miserere so hoch geachtet ist, daß den Musicis der Kapelle unter der Excommunication verboten ist, eine Stimme davon aus der Kapelle wegzutragen, zu kopiren oder Jemandem zu geben. Allein wir haben es schon. Wolfgang hat es aufgeschrieben und wir würden es in diesem Briefe nach Salzburg geschickt haben, wenn nicht unsere Gegenwart es zu machen nothwendig wäre. Die Art der Production muß mehr dabei thun als die Composition selbst. Wir indessen wollen es auch nicht in andere Hände lassen, dieses Geheimniß, ut non incurramus mediate vel immediate in censuram ecclesiae (damit wir nicht mittelbar oder unmittelbar der kirchlichen Vermahnung verfallen).“ Sie nahmen an allen Festlichkeiten dieser Zeit möglichst Antheil, und Wolfgangs Phantasie mag durch diesen edlen Pomp der Kirche noch mehr künstlerisch erregt worden sein als im Dome von Salzburg. Er berichtet seiner Schwester von den „prächtigen Functiones“. Dann ging es nach Neapel. Auch dort war der Erfolg des Knaben glänzend; wie denn schon von Rom aus der Vater schrieb, je tiefer sie in Italien hineinkämen, desto lebhafter werde die Bewunderung. Als Wolfgang im Conservatorio alla pietà (einer der zahlreichen Musikschulen Neapels) spielte, wähnten die Neapolitaner, die Fertigkeit seiner linken Hand beruhe auf einem Ringe, in dem ein Zauber stecke.

* Man lese darüber das 1865 in Salzburg erschienene Buch: „Mozarts Briefe“, das auch die biographischen Berichte hier in jeder Weise ergänzt.

Als er ihn vom Finger abzog, wollte die Verwunderung wie der Beifall kein Ende nehmen.

Nach Rom zurückgekehrt sahen sie die herrliche Girandola, eine Feuergarbe von vieltausend Raketen auf einmal, die überraschende Erleuchtung der Peterskirche, die Darreichung des neapolitanischen Tributs und andere Festlichkeiten, und Wolfgang erhielt vom Papste das Ordenskreuz zum goldenen Sporn, worauf er denn nicht anders als Signor cavaliere angeredet ward. Doch hat man niemals weiter von einem „Ritter Mozart" gehört. Der Vater schrieb: „Du kannst Dir einbilden, wie ich lache, wenn ich allezeit zu ihm Signor cavaliere sagen höre." Doch wußte er die kleinen Vortheile, die dergleichen auf Reisen bringt, wohl zu nutzen, wie er es denn auch wohl zufrieden war, daß man Wolfgang für einen deutschen Cavalier oder gar einen Prinzen und ihn für dessen Hofmeister nahm. Sie hielten auf gute Kleidung, und Wolfgang hat diese Neigung zeitlebens nicht verloren, er liebte es, stets hübsch gekleidet zu gehen. Die äußere Stellung dagegen, die ein Orden gab und die im vorigen Jahrhundert von größerer Bedeutung war als heute, hatte wenig Interesse für ihn. Mehr galt ihm die Ernennung zum Mitgliede der Accademia filarmonica in Bologna, die am 13. August 1770 erfolgte. Im Oktober kehrten sie nach Mailand zurück.*

So hatte unser junger Maestro das Land der Schönheit durchwandert, und ob ihm gleich zunächst nur die Musik und vor allem die Composition seiner Oper am Herzen lag, so ist doch nicht zu bezweifeln, daß die vielen Eindrücke von Natur und Kunst, die sein empfänglicher Sinn in diesem Lande gewann, einen merkbaren Einfluß auf die Klärung seines Innern, besonders auf die Schärfung des innern Auges gehabt haben. Denn was alle seine

* Es war auch 1770 in Rom, wo der berühmte Pompeo Battoni, der letzte Ausläufer der großen römischen Malerschule, das nebenstehende Bild des jetzt vierzehnjährigen Mozart malte, das im Original in London befindlich, in einem vortrefflichen Stich zuerst der englischen Uebersetzung der Mozart-Briefe (1865) beigegeben ward.

Werke früh oder spät vor denen anderer Meister auszeichnet, die lichtvolle Klarheit in der Anordnung der Theile, im rhythmischen Bau des Ganzen, ist ganz gewiß, abgesehen von der Naturanlage, Folge dieser Uebung im Schauen, die ihm die Betrachtnng der Natur und der bildenden Kunst brachte. Vom Auge, mit dem wir messen, überträgt sich das Maß der Dinge auf das Gehör und das ganze Innenleben, das Schauen regelt unsere Phantasie am meisten. Der Vater ließ es auch keineswegs daran fehlen, den Sohn auf alles aufmerksam zu machen, was in diesem Lande sehenswerth ist. Er selbst schreibt von Florenz an seine Frau: „Ich wollte, daß Du Florenz selbst und die ganze Gegend und Lage der Stadt sehen könntest: du würdest sagen, daß man hier leben und sterben soll." Und Wolfgang wünscht in Rom, daß nur seine Schwester da wäre, denn ihr würde diese Stadt gewiß wohl gefallen, und von Neapel schreibt er: „Neapel ist schön." Auch wurden die Museen besucht: „Questi giorni fummo nel Campidoglio et videmmo varie belle cose" (Dieser Tage waren wir auf dem Capitol und sahen viel schöne Sachen). Wie mögen die Antiken wie die herrlichen Bauten dieses Landes auf die Einbildungskraft des kunstbegabten Knaben eingewirkt haben!

Zunächst freilich fand diese Einwirkung gewiß nur in zweiter Linie statt. Aber muß sie ihm nicht den klaren Bau der italienischen Musik und vor allem die feine Anmuth ihrer Linien wesentlich näher gebracht haben? Der Zauber alles dieses, nicht blos der Musik, ist auf Mozarts junges Gemüth so groß gewesen, daß er noch acht Jahre später von dem leidigen Paris aus den Vater bittet: „Sie müssen mir versprechen sich zu impegniren unterdessen, daß ich bald Italien zu sehen bekomme, damit ich doch hernach wieder aufleben kann. Machen Sie mir doch diese Freude, ich bitte Sie darum." Vor allem gewann Wolfgang hier, was ihm zum Heile der Musik stets verblieb, die Ueberzeugung, daß die Melodie das Leben der Musik sei, und alles was er nachher lernte, sei es die Vielstimmigkeit (Polyphonie) der deutschen Musik oder die reichere und tiefere Färbung durch die Instrumente (Orchestration), nichts konnte ihn daran hindern, die fein rhythmisirte

Tonlinie, die wir Melodie nennen, als die Hauptsache zu betrachten und alles Uebrige ihr so zur Verstärkung, zur Füllung, zur Hebung dienen zu lassen, wie die umgebende Natur das holde Bild des Menschen hebt. Hierüber ist nun vorerst ein allgemeineres Wort zu sagen, das wir allerdings die völlig der Musik Unkundigen zu überhören bitten müssen.

Wir sagten, die Melodie sei das Leben der Musik, und Italien war es, das hier zuerst den Preis gewann, sowie ihn einst Griechenland in der Plastik gewonnen hatte. Oder war es nicht ein Sieg, als es dem Hellenen gelang, von der Darstellung der elementaren Natur zur Darstellung des persönlichen Wesens, des Menschen überzugehen? Dem Aegypter war es gelungen, die ewigen Grundverhältnisse des Alls in starren mathematischen Formen aufzustellen und von dem Lebenden höchstens das Thier als Kunstbild zu verwerthen. Der Grieche sah diese Grundverhältnisse reiner, tiefer, voller; seine Architektur ist bei erhöhter Reinheit der Proportionen zugleich ungleich reicher entwickelt. Aber er sah noch mehr, er sah als den Mittelpunkt des Alls den Menschen und stellte das Ideal seiner Gestalt auf. Ist es je übertroffen worden? Kann es je übertroffen werden? Ist es nicht der Mensch, sowie ihn Natur als Gestalt gedacht hat? Prägt nicht jeder Theil seines Körpers, jede Linie das zum Geist Gediehene all der Natnr aus, deren tausendfältige Kräfte sich hier zum Persönlichen concentrirt haben? Und gewinnen nun diese tausendfältigen Kräfte und Formen der Natur nicht erst ihren vollen Werth, ihren richtigen Sinn? Was ist alle Kunst, alle Poesie der früheren Völker gegen das, was die Griechen schufen, als sie die Würde des Menschen erkannt hatten!

In gleicher Weise wühlte der menschliche Geist innerhalb der Tonkunst Jahrtausende lang mit dumpfer Verehrung in dem Elementaren umher und betete die ewigen Verhältnisse des Seins an, ehe er das Persönliche fand. Herrliches schuf der Wechsel der Zeiten und der Nationen auf diesem Pfade, Erhabenes wie Aegyptens Pyramiden, die den Bau der Welt still nachahmend preisen, Schönes wie der Griechen Tempel, die dem Sinn und

Zweck der Gliederung dieses Alls so ungleich näher kamen. Die Tonmeister Palestrina und Orlando di Lasso ragen in die Ewigkeit hinüber wie jene Bauten, an denen keine Zeit etwas zu zerstören vermocht hat. Sie, die Abbilder des Alls, bleiben die Vorbilder aller Kunst, an denen der menschliche Verstand sich stets wieder Raths erholen kann, sie bleiben sozusagen der Urverstand der Menschheit und regeln die Anschauung der Geschlechter aller Zeiten.

Und doch schwebt über diesem Hohen ein Höheres.

Wie schön ist der Wald, wie herrlich das Meer, wenn ein Stamm neben dem andern, eine Woge über die andere sich gleichmäßig erstreckt, wie erweckt dieses Bild der ruhigen Bewegung in unserem Geiste die lebendige Vorstellung von der Unendlichkeit der stets gleichmäßig wirkenden Kräfte, die das Weltall schufen und erhalten, wie sehr werden wir gemahnt an die Unendlichkeit des schaffenden Geistes selbst! — Und nun laßt diese Elemente im Aufruhr erscheinen, wie kommen uns dann diese Mächte in ihrer ganzen Majestät zu Sinne! Laßt in den Wald den Sturm hineinwüthen und die Bäume wie Halme knicken, und in das Meer den Orkan, daß die Wellen himmelhoch bäumend an die starre Felswand schlagen, dann ahnen wir die Größe der Naturgewalten, die zerstörend schaffen und schaffend zerstören! Eins wie das andere vermögen die verschiedenen Mittel der Kunst in herrlichster Weise darzustellen.

Aber nun laßt aus dem duftigen Grün des Waldes, aus dem Wechsel der grauen Stämme in seinem ganze Reize ein holdes Menschenbild hervortreten, laßt auf den sanften Wogen des Meeres im kleinen Nachen ein Mädchen sich schaukeln und singend die regelmäßige Welle zum bloßen Takte für den lebendigen Ausdruck ihrer Seele machen, laßt sie ein Auge aufschlagen, in dessen Blau der Himmel sich malt oder in dessen unergründlichem Schwarz die schönsten Tiefen des Daseins sich aufthun, laßt sie in anmuthigen Bewegungen dem Wogen des ewigen Meeres folgen und in sinnigem Spiel die zarte Regung ihres eigenen Herzens verrathen, — wo bleibt dann jener Schein des Unendlichen, jene

Ahnung eines Geistigen, die wir schon im Spiel der Elemente fanden! Jetzt haben wir es selbst, wir glauben, es stehe leibhaftig vor uns, wir haben es in seiner schönsten Blüthe, in persönlicher Gestaltung vor Augen! Und wie erscheint nun Wald und Meer und alle Ausbreitung der Welt rings um uns her nur als Untergrund, als Fundament, als der Boden, auf dem das holde Wesen des Geistes in lebendiger Erscheinung wandelt.

Ist es anders in der Musik? Hatten nicht Palestrina wie Orlando, die Heroen der mittelalterlichen Kirchenmusik, in der That die Tiefen ihrer Kunst ermessen, als sie in ihrer großartigen Vielstimmigkeit eben jene Urthätigkeit der Elemente widerspiegelten, welche dem schauenden Auge die sich immer und immer wieder verschlingenden Wogen des Meeres oder die Säulenreihen der Bäume, die sich im Walde zur schönsten Perspective zusammendrängen, gleichsam im Halbdunkel offenbaren? Waren die nicht endenden Verschlingungen der Kräfte, die das Innere des Menschen so gut wie die Natur durchwühlen, nicht ebenso Gegenstand der Musik geworden, als Bach und Händel einen neuen und tieferen Sinn wie der Welt so der Kunst aufsuchten? Aber selbst sie fanden nicht den Menschen, den einzelnen, das persönliche Wesen, in dessen Kleinheit sich die Großheit der Welt zusammenfaßt; sie blieben noch bei jenem allgemeinen Bewegen und Wogen des Menschenmeeres stehen, in dem sich zwar Woge von Woge kenntlich abhebt, aber keine der anderen vorwiegt, keine für sich etwas bedeutet. In der Natur gilt die Gattung, in der Menschheit das Individuum, die Person. Und dieses hatte nun vor allem der feine Sinn der Italiener in die Kunst eingeführt, als er sich bestrebte, durch Wiedererweckung der griechischen Tragödie auch für die Musik einen Boden zu gewinnen, auf dem der einzelne Mensch redend und handelnd auftreten könne. Aus der Oper hatte sich das entwickelt, was wir heute als kunstgerechte Weise der Melodie kennen.

Und als es nun da war, dieses menschengestaltige Wesen, ward nicht da alle Macht der Elemente zunächst wie vergessen und mit dem Reiz dieser holdseligen Gestalt ein Cultus getrieben, als stände das Göttliche in eigener Person vor unseren Augen? Der

Italiener freilich versäumte es, dieses zarte Geschöpf seines Kunstsinnes stets und immer wieder an den Brüsten der Natur und des Alls zu nähren und dadurch frisch und lebendig zu erhalten. Er vergaß, daß der Mensch doch nie der nährenden Grundlage des Geistes und der Natur entbehren kann, und so verkümmerte dieses holde Wesen unter seinen eigenen Händen allgemach zur bloßen Zierpflanze, die freilich stets die Schönheit ihrer Form bewahrte und immer noch die Anmuth des Menschenbildes zur Schau trug. Allein allgemach fehlte ihr die Nahrung, und wäre nicht von anderer Seite her, von dem rauheren Norden, der der Mutter Natur und dem Leben des Alls näher geblieben war, Hülfe gekommen, das reizende Kind wäre mit all seiner Schönheit zu Grabe gegangen und die Kunst hätte ihren schönen menschlichen Kernpunkt wieder verloren.

Der es rettete, der seine Schönheit in sich aufnahm, war vor allen Künstlern zunächst Mozart. Er brachte ihm die volle Nahrung des Lebens, die Kraft der Elemente wieder entgegen; er kannte neben der Melodie die Fülle und Tiefe der Harmonie, den deutschen Contrapunkt, und so blühte unter solchen Händen das holde Geschöpf erst zu seiner ganzen Herrlichkeit auf. Er goß dieser zarten Gestalt dann die ganze volle lebendige Seele ein, die uns aus dem Auge des Menschen anlacht. Nicht als wenn die italienischen Melodien dieses warmen innern Lebens ganz entbehrt hätten! Vielmehr haben Scarlatti's, Leo's, Pergolese's und anderer Weisen schon einen Grad von lebensvoller Innigkeit, der einzelne von ihnen bis in die neuesten Tage herübergerettet hat. Aber die Zeit Mozart's war eben darnach angethan, daß das innere Leben in seiner ganzen Fülle zu erwachen begann. Wie Frühlingsblüthen sprossen die lieblichsten Lieder der Liebe in Menge hervor. Meister wie Christian Bach und selbst Federigo Fiorillo hatten bereits Sonaten geschrieben, die uns den Zauber und Schmelz der Empfindung andeuten, den wir bei Mozart finden. Auch hatte ja Goethe schon seine bezaubernden Weisen angestimmt und leise lockend die Herzen der Nation zu sich hingezogen, sie für Liebe und Zärtlichkeit aufgethan. Und

Mozart ist es dann, der auch in der Musik das Mittel gefunden, den ganzen Reichthum dieses schönen Innenlebens auszusprechen. Er löste das Siegel von den Herzen der Zeit, als er begann sein eigenes reiches Herz aufzudecken, und dies ist das Geheimniß, wodurch ihm vor allen Andern es gelang, die persönliche Rede, die der Italiener in der Musik geschaffen hatte, zu seiner eigenen Sprache zu machen. Sein Herz aber war es, das diese Sprache suchte und verstand, und damit sind wir auf unserem biographischen Pfade wieder angelangt. Denn quoll nicht Mozarts eigenes junges Herz von schönstem Liebe-Bedürfen über? Sagte es nicht schon Schachtners Brief? Und nun weiter seine eigenen Aeußerungen aus dieser Zeit, — wie sind die wenigen Zeilen, die er von Italien aus den ausführlichen Briefen des Vaters anhängt, so jedesmal in einfachen Kindesworten der Ausdruck der zärtlichsten Anhänglichkeit an Mutter und Schwester und den gesammten Freundeskreis. Er hat Keinen vergessen, er fragt nach Jedem, er hat Theilnahme für Marthels Krankheit, für Herrn Hagenauers Unglück. „Wir haben heute", schreibt der Vater, „in der Kirche beyde für seine Besserung Gott inständig gebeten." Die „wichtigen und hohen Gedanken von Italien", die vielen Arbeiten halten den Knaben von diesen nächsten Gedanken und Empfindungen nicht ab. Und doch ist er manchmal „völlig verwirrt vor lauter Affairen". Der Mama küßt er 100000000 die Hände und der Nannerl „das Gesicht, Nase, Mund und Hals". Alle Posttage, wenn die deutschen Briefe kommen, schmeckt ihm das Essen und Trinken viel besser. In jedem Zettel macht er irgend einen Scherz mit dem Nannerl und zeigt in diesen Neckereien, wie so brüderlich innig sein Herz an ihr hängt. Wie denn überhaupt die stete Lustigkeit, von der sowohl er als der Vater immerfort berichtet, einen Schluß machen läßt auf die schöne Harmonie seines Innern, eine Folge der eigenen warmen Empfindung für alles was Mensch ist.

Aber auch für die Schönheit des anderen Geschlechtes regt sich in leiser Neigung schon der feine Sinn des Knaben. — Von der prima ballerina zu Mantua berichtet er in Salzburger Derbheit: „Man sagt, sie sei gar kein Hund; ich aber habe sie

nicht in der Nähe gesehen.“ Er sah sich die belle donne also doch bereits an. Und wie Gottfried von Straßburg erzählt, schon mit dem zwölften Jahre sei er in die Minnenhöhle gekrochen, so deuten auch bei diesem Knaben die naiven Worte: „Mit meiner Schwester hätte ich viel zu reden. Aber was? Das weiß nur Gott und ich allein“, schon auf die Regungen hin, die sich dann im nächsten Jahre bestimmter so aussprechen: „Was Du mir versprochen hast (Du weißt schon was — — — o Du Liebe Du), halte gewiß, ich bitte Dich. Ich werde Dir gewiß verbunden sein.“ Denn ihre kleinen Geheimnisse theilten sie einander getreulich mit. Wir werden auf alle diese Dinge zu sprechen kommen, sobald erst einmal das volle Leben erwacht sein wird, von dem sich hier erst zarte Spuren enthüllen. Denn obgleich der vierzehnjährige Knabe bereits Regungen eines tieferen Empfindens beweist, an dieser Stelle seiner Entwicklung ist mehr auf das allgemeine Element hinzudeuten, aus dem ihm das eingeborne Wesen sich nährte, auf die schön vertrauende Weise, wie die ganze Familie miteinander lebte, wie vor allem Vater und Mutter den Strom der Liebe über das empfängliche Gemüth des Knaben ausgossen. Zwar redeten die Kinder ihre Eltern noch mit „Sie“ an, aber dennoch herrschte in diesem Verhältnisse die Liebe mehr als die Verehrung, und niemals trat der kalte Respekt hervor, durch den das Familienleben einer früheren Zeit in seiner Entwicklung so mannichfach zurückgehalten ward.

Der ungleich größere Spielraum, den die Liebe, wenn sie die Erzieherin ist, in der Entfaltung des eigenen Empfindens gewährt, hatte für Mozarts Natur die größte Bedeutung. Man ließ ihm wirklich freie Hand in der Bethätigung seiner Eigenheit, und nur die weise Art, mit der ihn der Vater in ruhiger Ermahnung an stete Ordnung und Beschäftigung gewöhnte und so vor allem auch die schaffende Phantasie in geregelter Thätigkeit erhielt, bewahrte den Knaben vor den Unarten und Störungen, die in so manches schöne Jugendleben tiefe Schatten werfen; sie gab den tausendfachen Regungen seines bewegten und leicht entzündbaren Innern jenen Anhalt, den uns gewöhnlich erst der Kampf mit äußerer Noth

bringt, indem er unsere Willenskraft stärkt. In Mozarts Erziehung herrschte keinerlei Zwang; körperliche Züchtigung nun gar wurde niemals nöthig, weil der Knabe schon von Natur folgsam war. Und so ward, was entscheidend ist für die Entwicklung jedes Künstlers, die freie Neigung das Gesetz, nach welchem er sein Leben führte.

In Florenz hatte er mit dem gleichalterigen Engländer Thomas Linley, der ebenfalls ein musikalischer Wunderknabe war, eine zärtliche Freundschaft geknüpft. Sie waren während der wenigen Tage, die sie beisammen blieben, unzertrennlich und wetteiferten unermüdlich miteinander in ihren Leistungen. Der Abschied kostete beiden bittere Thränen. Und fällt nicht in die gleiche Zeit die schwärmerische Freundschaft, die Goethe mit Lenz, Lavater, Jacobi und Anderen schloß? War nicht auch kurz vorher der Göttinger Hainbund entstanden? In ganz Deutschland regte sich dieses Ueberquellen des Herzgefühles, in dem zuerst der Mensch sein tieferes Selbst so über alle Maßen beglückt empfand. Goethe rief aus: „Unter allen Besitzungen auf Erden ist ein eigen Herz die kostbarste, und unter Tausenden haben sie kaum zwei.“ Es ging ein wunderbares Klingen durch die deutschen Gemüther. Gleich als sollte die uralte Menschenwahrheit von der Menschenliebe nun auch ganz zum Brod des täglichen Lebens werden, lagen Alt und Jung, Mann und Mann einander schluchzend in den Armen und versicherten sich ewiger Liebe, unzerstörbarer Freundschaft. Es war jener warme Hauch, der sich in der verschlossenen Kapsel der Kirche und ihrer Lehre schon am Anfang des Jahrhunderts gezeigt hatte, plötzlich ins Leben eingedrungen. Der Pietismus des norddeutschen Spener und der Mysticismus des ihm im Süden unseres Vaterlandes voraufgegangenen edlen Friedrich von Spee waren aus dem kleinen Kreise gläubiger Religionsbrüder in die weite Welt übergetreten und wirkten als geheime innere Kraft jene Wunder der Kunst, die zu der hölzernen Pedanterie in der Wissenschaft jener Zeit wie zu dem verknöcherten Wesen der Kirche, des Staates und des sozialen Lebens in einem so seltsamen Contraste stehen. Diese Sonne erwärmte dann allgemach das gesammte Leben der

Nation zu neuem Dasein, und aus ihr kam es, daß alle Lebensverhältnisse fortan aufzuthauen begannen und vor allem strebten den Zopf unnatürlicher Fremdherrschaft abzustreifen und in der Weise ihrer eigenen Natur einherzuschreiten. Diese frischere Natürlichkeit zeigte sich auch in dem Leben der Mozartschen Familie, und die vorurtheilsfreie Art des Vaters, der den Protestanten Gellert liebte und gar Klopstocks Gedichte seinen Kindern zu lesen gab, ließ zunächst einmal den Sohn sein und leben wie er war, ließ ihn seinem natürlichen Empfinden folgen und begünstigte so halb instinctiv halb mit weiser Einsicht die freie Entwicklung des Genius, aus dessen Busen der Born der reinsten und innigsten Empfindung und eine neue Fülle von Bildern menschlichen Daseins quellen sollte.

Dritter Abschnitt.

Der heranwachsende Jüngling.

1770—75.

Er brach die reifen Früchte in seinen Schooß.

Die kirchliche Reformation, die im sechzehnten Jahrhundert nacheinander die Nationen des nördlichen Europa ergriff, war eine Reaction des germanischen Geistes gegen die mittelalterliche Gottesverehrung und die romanische Bildung, die seiner Zeit den Völkern des Nordens aufgedrungen worden waren. Es war aber eine Reaction in dem Sinne, daß fortan das, was man Jahrhunderte lang als Zwang empfunden hatte, weil die Formen, in denen es auftrat, dem deutschen Geiste fremd und unrecht waren, in seiner eigentlichen Bedeutung, in seinem dauernden Gehalte freiwillig aufgenommen wurde. Es waren nur die Formen, die der deutsche Geist abschüttelte, den innewohnenden Sinn behielt er. Die Wissenschaft sollte von dem Scholasticismus befreit werden, der den reinen einfachen Sinn der Alten verdeckt hatte; und die Religion von symbolischen Formen, unter denen sich die Wahrheit vielfach zu begraben begonnen hatte. Luther gab seiner Nation die heilige Schrift zurück und suchte sie dem Sinn ihrer Worte zu nähern. Die Griechen wurden in ihrer Urgestalt wiederaufgefunden, ihre Schriften kamen mit den Flüchtlingen aus Byzanz nach Italien und von dort nach Deutschland, wo sie im Lauf der Zeiten eine ganz neue Bildung begründeten und die große Literaturepoche des vorigen Jahrhunderts vorbereiteten.

Schneller ging dieser letztere Prozeß bei den romanischen Völkern vor sich. Denn sie, die ihrer Abstammung nach dem antiken Leben näher standen, hatten sich nicht gegen etwas Fremdes zu wehren. Vielmehr verhalf ihnen das Wiedererstehen der Antike rasch zu einer hohen Blüthe. Ein Marmorbild nach dem andern erhob sich aus dem Schutt der Jahrhunderte und zeigte der er=

staunten Welt das reine Abbild des Menschen, nach dem sie auf dem Wege des Forschens durch lange trübe Jahrhunderte sehnlichst getrachtet hatte. Es gab den Menschen freilich nur in seiner äußeren Erscheinung, nur als Gestalt. Aber diese Erscheinung war so echt, so wahr, so vollkommen menschlich, daß die fromme Phantasie, die nach dem Ideale strebte, ihr inneres Bild dieses Ideales nach dem schönen Maße einer griechischen Menschengestalt wohl modeln konnte. Christus und die Madonna und all die Heiligen, in denen sich die verschiedenen Typen des Menschengeschlechtes aufs neue und inniger als je auseinanderlegten, trugen fortan auch in ihrer körperlichen Erscheinung den Stempel des vollendeten Menschenbildes, der bisher blos aus dem Zauberscheine ihrer Augen hervorgeleuchtet hatte. Was bisher blos „schöne Seele" war, wird nun ein ganzer schöner Mensch, an dem der Leib schön ist wie die Seele, ein echter Tempel des göttlichen Geistes. Auch die Musik empfing von dieser Wiedererweckung der antiken Anschauung die tiefste Anregung, auch sie gewann erst zu ihrem inneren Werthe die äußere Erscheinung, auch sie gewann die menschengestaltige Melodie. Es kann gar nicht hoch genug geschätzt werden, was der feine Sinn der Italiener durch die Erfindung der Oper für die Kunst der Töne geleistet hat.

Professor O. Jahn, der seinerseits ebenfalls das Bild eines echten Menschen, unseres Mozart, aus dem Schutt so mancher entstellenden Tradition und einer langen unkünstlerischen Epoche ans Licht hervorgegraben und auch uns die Anregung zu dem Versuch gegeben hat, auf dem Fundamente dieses zuverlässigen Materials nun auch das edle Bild von jeder unnützen Zuthat und falschen Auffassung befreit für Jedermann verständlich hinzustellen, — dieser Mann, dessen Name also innerhalb der Wissenschaft stets mit dem Namen unseres Künstlers verbunden bleiben wird, hat in der vortrefflichen Darlegung, die er von der Jugendentwicklung Mozarts gegeben, auch darauf hingewiesen, wie eigenthümlich es sich traf, daß gerade der Meister, der wie wenige ein langes Leben hindurch die welsche Bühne beherrscht hatte, jener J. A. Hasse, gleichsam persönlich das Scepter dem Jünglinge übergab, der bei seinen

Lebzeiten seinen Ruhm freilich nicht erreichen, aber ihn dauernder der Nachwelt übergeben sollte. Der damals weltberühmte Meister selbst soll nach der Aufführung der theatralischen Serenata, die der sechzehnjährige Mozart für Mailand schrieb, ausgerufen haben: „Dieser Knabe wird uns alle vergessen machen!“ Dieser Knabe war aber auch künstlerisch weise genug, nicht klüger sein zu wollen als die ihm vorangegangenen Meister, sondern sich zunächst unweigerlich an die Art der allgemein geliebten Welschen anzuschließen und die italienische Oper mit ihren Mängeln wie mit ihren Vorzügen vorerst einfach hinzunehmen. Das Textbuch, das ihm von dem Mailänder Impresario (Theaterdirector) zur Composition übersandt worden war, behandelte wie die meisten der damaligen Opern einen antiken Stoff, einen Stoff aus der „fabulösen Historie“, Mithidrates, König von Pontus.

Natürlich, daß auch in dieser Oper, wie in allen jener Zeit, die Liebe die Hauptrolle spielt. Denn diese innigste Beziehung der Menschen zueinander, das tiefere Seelenleben, das sich in der persönlichen Berührung der Herzen erschließt, ist ja überhaupt der Inhalt, der all unsere Kunst von der Antike unterscheidet, der ihr den besonderen Gehalt gegeben hat. Ist dieses in Poesie nnd Malerei zu erkennen, wieviel mehr wird es bei der Musik der Fall sein, die ja der eigentliche Tummelplatz ist für diese höchstpersönlichen Empfindungen, für dieses eigene Regen des Herzens! Es verlor nun der Stoff, den die Poesie zum Geländer für das Nebengeranke der Töne schuf, freilich durchweg seine Selbstständigkeit und Großheit, und aus den mancherlei Helden und Riesengestalten der alten Welt wurden unter den Händen eines Apostolo Zeno und Metastasio, der gewandtesten Operndichter ihrer Zeit, durchweg kleine Menschlein, die statt der großen Leidenschaften der antiken Welt, statt der Gedanken an das große Ganze vor allem Gedanken an ihre Geliebte hatten, statt stolzer Herrscherprojecte verliebte Schäfergefühle in ihrem heroischen Busen hegten. Allein es ist auf der andern Seite nicht zu verkennen, daß selbst dieser matte Abklatsch der antiken Tragödie, diese bleiche Erinnerung an die große alte Welt für die Musik ein

bedeutender Anhalt ward, sich in fester und sicherer Gliederung zu bewegen und so in ihrer Art das, was die Antike auszeichnete, das Stylvolle zu erreichen.

Dies ist die Hauptsache. Auf die Musik kam es an, nicht auf die Poesie. Freilich hatten die geistreichen Florentiner, denen die Erfindung der Oper zugeschrieben wird, bei ihren Versuchen zunächst nur die Erneuerung der antiken Tragödie im Auge. Es war ihnen von den vertriebenen Byzantinern her die Herrlichkeit dieser Schauspiele wieder aufgegangen, jenes wunderbar Erhabene in der Darstellung menschlicher Leidenschaften, und irregeleitet von den Berichten der Alten über die außerordentlichen Wirkungen der Musik bei diesen Aufführungen, gedachten sie den Sinn der Alten zu treffen, wenn sie die Verse der ihnen nachgebildeten Tragödien zur Laute singend sprachen. So entstand das, was wir heute Recitativ nennen, das freilich der antiken Musik so fern wie möglich steht. Allein mögen die Alten declamirt haben wie sie wollen, — wir wissen nichts Genaues darüber und werden es niemals ganz erfahren, — es wurde durch diese Versuche eine neue Kunstgattung erfunden, die sich mit der Zeit als der Weg zu den höchsten Höhen der dramatischen Kunst erwies.

Italien hatte freilich zunächst keinen rechten Antheil an der tieferen Erweckung genommen, die den germanischen Norden durchzog. So büßte es für lange Zeit den Vortheil eines erneuten geistigen Lebens ein. Es zerfiel als Ganzes, als Volk und hat erst in der allerneuesten Zeit sich wieder aufzurichten vermocht und seine herrliche Begabung aufs neue bewiesen. Nur ist nicht zu vergessen, weshalb die Reformirung der religiösen Anschauung in diesem Volke zu jener Zeit hauptsächlich unterblieb. Es geschah aus dem angebornen Sinn, den diese Nation für das Schöne hat, und weil nun die Formen des Cultus, die dem deutschen groben Verstande blos als ein Lügenschleier erschienen, durch ihre hohe Schönheit die Phantasie des Italieners fesselten und, wie Schiller sich ausdrückt, „innerhalb der ästhetischen Geistesstimmung überhaupt kein Bedürfniß nach den Trostgründen der Religion sich regt“, so ließen sie in ihrem Gottesdienste gern den großen Kreis der

Legendengestalten bestehen, die dem religiösen Bewußtsein des Germanen die gesuchte Wahrheit verdeckten: sie liebten die Kirche und ihre Heiligen, weil sie so gar menschlich und schön sind.

So reformirte sich Italien auf kirchlichem Gebiete nicht. Die Regeneration des Tridentinischen Concils traf nicht den Punkt, um den man in der modernen Welt aufs neue streitet. Allein darum war dem Bewußtsein jener Nation nicht die große Bewegung überhaupt verschlossen, die das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts brachte und von der die deutsche Reformation nur eine mächtige Welle war, die vielen Unrath zerstörte und manches Gute ans Ufer warf. Die Entdeckung der neuen Welt war von echt katholischen Landen ausgegangen, und der Italiener zeigte gar bald auch in seiner Kunst, wie sehr in ihm der Sinn für die Anschauung und Beseelung der Natur erwacht war: die Landschaftsmalerei ging ebenfalls von Italien aus. Mehr freilich galt die Nahrung, die der italienische Geist aus der wiederaufgefundenen Antike sog und mit der er, man muß es zugeben, zunächst die gesammte übrige Welt speiste. Man darf die Reinigung nicht unterschätzen, die unser Leben in seinen Grundlagen erfuhr, nachdem der große Sohn des Volkes seine Thesen an die Thüren der Kirche zu Wittenberg geschlagen hatte. Allein abgesehen davon, daß selbst die Musik von dem frischeren Dasein des Südens her die stete Anregung zur reineren Formthätigkeit erhielt, ist zu behaupten, daß Deutschland niemals die schöneren Früchte seiner inneren Umwälzung geerntet hätte, niemals zu einem freien frohen und schönen Dasein, zu einem Anfang wahrer Menschenbildung gelangt wäre, wenn ihm nicht vor allem der harmonievolle gesunde Süden damals und stets wieder zu seinem tiefen Gehalte die Form geliehen hätte.

Der Bruch, der durch die Reformation in das Innenleben unserer Nation kam, verhinderte vorerst vollständig die Harmonie zwischen Geist und Natur, die doch des Menschen Wesen und Ziel ist. Es wiederholte sich zunächst die Askese des Mittelalters: Fleisch war Sünde, Geist der Teufel. Wie sollten nun diese Menschen, die noch mit ihrem ganzen Schauen nach innen gerichtet waren, etwas für die Kunst thun? Sie verstanden nicht

die schöne Harmonie des griechischen Lebens, und so blieb ihnen die Antike ein „Buch mit sieben Siegeln“. Ist ja noch heute so manche gute Deutsche den „nackten Heiligen“ jener großen Jugendtage der Menschheit gar sehr abhold und duldet sie kaum in ihrem Hause. Die antiken Schriftsteller wurden tausendfach commentirt, aber durchweg in der früheren scholastischen Weise. Die wenigen behenderen Geister, die auch in Deutschland das Leben der Alten nach seinem wahren Sinne aufzudecken wagten, büßten ihr Vergehen schwer. Aber die Deutschen pilgerten fleißig nach Rom und brachten lebendigeren Sinn für das Schöne in Leben und Kunst mit heim. Michael Prätorius lernte aus zweiter Hand von den Italienern, Heinrich Schütz, der die erste Oper in Deutschland schrieb, war Schüler des großen Venetianers J. Gabrieli. Sebastian Bach begnügte sich mit dem Studium der Partituren, die aus den Druckereien Venedigs nach Deutschland herüberkamen. Händel ging selbst über die Alpen, um sich an dem Schönheitsgefühle dieser „Halbbrüder der Alten“ zu erquicken, und brachte sich den Sinn für das Ebenmaß der Theile mit, durch welches seine stabilen Tongänge sich zur lebensvolleren Melodie zu gestalten begannen und das seinen polyphonen Schöpfungen die übersichtliche Architektonik gab, durch die wir die Kolossalität der Massen als harmonisch geordnet empfinden. Alle lernten ihre Stoffe dort formen, aber der Stoff blieb ihrer. Den Stoff auch theilte der vorletzte der musikalischen Deutschen, die eine Römerfahrt machten, mit den Italienern, der obengenannte Hasse, und ebendeshalb gehört er nicht zu den Großen. Der letzte Große, der von den Italienern lernte, war Gluck. Auf ihn kommen wir später zu sprechen. Allein Hasse hat das Verdienst, die feinen und sicheren Formen, die der italienische Sinn für Kunst von Monteverde über Carissimi bis zu seinem Lehrer Alessandro Scarlatti für die dramatische Kunst geschaffen hatte, in einer Weise popularisirt zu haben, die für die Fortentwicklung der Musik Bedeutung gewann. Es war von edel gefälliger Art, was diese Männer für die Oper schrieben, und daß das Formfeste dieser Musik allgemach ins Typische und Unlebendige, ja in

ein bloßes Gerüst für überwuchernde Verzierung verwandelt und zum Vortheil des Gesanges mißbraucht wurde, hebt den Werth dieser Formen nicht auf. Die Thatsache, daß ein Genius der Musik wie Mozart sich dieselben einfach aneignete, ist ein Beweis ihres Werthes. Auch die deutsche Musik war dem jugendlichen Genius bekannt. Aber mit dem natürlichen Instinkt der wahren Kunst griff er zunächst nach der lebendigen Tonreihe, in der sich das unbefangene Gefühl Luft macht, nach der italienischen Melodie, und ließ das Starre, Abstracte, das die Themen der Deutschen an sich hatten, liegen, bis er in späteren Jahren auch dieses verstehen und echt künstlerisch verwenden lernte.

So sind wir über den Stand der musikalischen Dinge damals genügend unterrichtet, um zu unserem besonderen Gegenstand zurückkehren zu können.

Die erste Oper, die Wolfgang für Mailand schrieb, der obengenannte „Mitridate", brachte ihm viel Ehre. Freilich hatte auch er mit den Launen und Cabalen der „Virtuosencanaille" zu kämpfen, allein dieses traf wiederum zunächst nur den Vater. Wolfgang war stets bereit, der Individualität wie der Neigung der Sänger entgegenzukommen, und da seine Phantasie ebenso beweglich wie erfinderisch war, so gelang es ihm, die Zufriedenheit auch der Virtuosen zu erwerben. Er hatte ihnen „das Kleid recht auf dem Leib gemessen". Der Castrat d'Ettore, der besonders intriguirt haben muß — denn der Vater schreibt noch acht Jahre später seinem Sohne nach Paris: „Denke nur auf d'Ettore zurück, man muß sich durchschlagen" — war so sehr zufrieden mit seinem Stücke, daß er sagte, wenn dieses Duett nicht gefalle, wolle er sich noch einmal „beschnätzeln" lassen. „Bevor die erste Probe gemacht wurde", schreibt der Vater, „hat es nicht an Leuten gefehlt, welche mit satirischer Zunge die Musik schon zum Voraus als etwas Junges und Elendes ausgeschrieen und sozusagen prophezeiet, da sie behaupteten, daß es unmöglich wäre, daß ein so junger Knabe und noch dazu ein Deutscher, eine italienische Oper schreiben könnte, und daß er, ob sie ihn gleich als einen großen Virtuosen erkannten, doch das zum Theater nöthige Chiaro

ed oscuro (Helldunkel) unmöglich verstehen und einsehen könnte. Alle diese Leute sind nun von dem Abend der ersten kleinen Probe an verstummt und reden nicht eine Sylbe mehr. Der Copist ist ganz voll Vergnügen, welches in Italien eine gute Vorbedeutung ist; indem, wenn die Musik gut ausfällt, der Copist manchmal durch Verschickung und Verkaufung der Arien mehr Geld gewinnt, als der Kapellmeister für die Composition hat! Die Sängerinnen und Sänger sind sehr zufrieden und völlig vergnügt, absonderlich die Primadonna und Primouomo wegen den Duetts voller Freude."

Am 26. Dezember 1770 fand unter Wolfgangs Leitung die erste Aufführung statt. Fast nach allen Arien erfolgte ein erstaunliches Händeklatschen, und es erscholl der Ruf „Evviva il Maestro! evviva il Maestrino!" Ja der Beifall wuchs mit jeder Aufführung, deren bei jedesmal vollem Hause hintereinander zwanzig erfolgten. Dann wurde das Werk, wie stets die italienischen Opern jener Zeit, die ja alle nur auf eine Saison berechnet waren, beiseite gelegt. Allein der Copist hatte Bestellungen auf fünf vollständige Abschriften, eine für Mailand, zwei nach Wien, eine für die Herzogin von Parma, eine nach Lissabon. Die Mailänder Zeitung vom 2. Januar sagt: „Der jugendliche Kapellmeister studirt das Schöne der Natur und stellt es uns dar geschmückt mit der seltensten musikalischen Anmuth." Wolfgang hatte sich aber auch keine Mühe verdrießen lassen. „Zwar wachte der Vater", erzählt Jahn nach den Briefen, „daß er, solange es irgend ging, seine Kräfte schonte und namentlich nicht ohne die größte Noth nach dem Essen schriebe, wo er gewöhnlich mit ihm spazieren ging. Allein die geistige Anspannung, die fortwährende Beschäftigung mit dem ernsthaften Gegenstande machten den Knaben so ernst gestimmt, daß der Vater die Freunde in Salzburg bat, ein gutes Werk zu thun und ihm heitere und spaßhafte Briefe zu schreiben, um ihn zu zerstreuen." So begleiteten die beiden Dinge, die den Menschen zum Ziele seines Strebens führen, Fleiß und Anerkennung, den jungen Genius von vornhinein auf seinem Lebenswege. Die Accademia filarmonica zu Verona nahm dann am 5. Januar 1771 den Cavaliere filarmonico, wie die Mailänder den viel-

bewunderten Maestrino nannten, als einen Kapellmeister unter ihre Mitglieder auf.

So war des Vaters Zweck, um den er Heimat und Brod zunächst verlassen und sich den Mühsalen des fortwährenden Reisens unterzogen hatte, vollkommen erreicht, ja es war ihm sogar von der Theaterunternehmung zu Mailand für seinen Sohn die Composition der ersten Oper im Carneval 1772 mit dem erhöhten Honorar von 130 gigliati übertragen worden. Sie reisten also getrost ab und langten, nachdem sie vorher noch einen Abstecher nach Venedig gemacht und dort die Freuden des Carnevals und das Schaukeln auf den Lagunen genossen, ende März gesund und vergnügt in ihrer Heimat an.

Wie mögen Mutter und Schwester erfreut gewesen sein, den kleinen Compositore wieder bei sich zu sehen! Denn ob er gleich mit dem Ruhme der Welt bedeckt zurückkam, obwohl die Anerkennung der Menge seinen Namen neben den größten der Zeitgenossen, neben Metastasio und Hasse als ebenbürtig nannte, kindlich und bescheiden in seinem Gemüthe wandelte der große Maestrino dahin, zu Jedermann freundlich, Jedermann für seinesgleichen erachtend, ohne Stolz, ohne Ueberhebung. Wie mag das Nannerl, die jetzt das zwanzigste Lebensjahr erreicht hatte und um deren Schönheit mancher Liebhaber kreiste, froh gewesen sein, den kleinen Vertrauten ihres Herzens, dem sie auch auf der Reise gewiß Mittheilungen von ihren zarten Erlebnissen gegeben hatte, wieder bei sich zu haben! Wie mögen sie miteinander umhergewandert sein auf dem Mönchsberg und nach Maria Plain, sie, die schlanke Gestalt, in Puder und Reifrock, er, der kleine Kapellmeister, im Tressenhut, Sammetrock, Jabot, seidenen Strümpfen und — Degen, ein ganzer Cavaliere und ein galanter!

Denn jetzt war er fünfzehn Jahre alt, und der Sinn für Schönheit und Zärtlichkeit erwachte mit größerer Lebhaftigkeit. Von der Reise aus hatte er noch spaßen können über einen unglücklichen Liebhaber. Er schreibt am 26. Januar 1770 seiner Schwester: „Aber eins verdrießt mich, daß Du den Herrn von Mölk so unendlich seufzen und leiden hast lassen, und daß Du

nicht mit ihm Schlitten gefahren bist, damit er Dich hätte umschmeißen können. Wie viele Schnupftücher wird er nicht denselbigen Tag wegen Deiner gebraucht haben vor Weinen. Er wird zwar vorher schon drei Loth Weinstein eingenommen haben." Aber jetzt seufzte er selbst um eine holde Flamme, und damit die Schwärmerei desto größer werde und so recht den Jahren des Verliebten sich anpasse, ist es ein erwachsenes Fräulein und die obendrein bald heirathen sollte. Sie ist es denn auch, von der er auf der folgenden Reise an die Schwester schreibt: „Ich bitte Dich noch wegen den gar Andern, wo nichts Anderes mehr sei: Du verstehst mich schon." Ein Jahr später heißt es, sicherlich von einer neuen Herzenskönigin: „Ich hoffe, daß Du bei dem Fräulein gewesen bist, Du weißt schon welche. Ich bitte Dich, wenn Du sie siehst, ihr ein Compliment von mir zu machen." Und dann: „Ich sage Dir Dank, Du weißt schon für was." So begann sich allgemach die reizende Kette zu spinnen, die sich mit Rosen durch das ganze Leben dieses Künstlers, der ewig Jüngling blieb, in lieblichster Angureng des Herzens wie der Phantasie geschlungen hat, die seinen Geist frei und offen erhielt, die ihn nicht, wie so manchen andern „deutschen Jüngling", in trüber Schwärmerei band und zum Verfolgen seiner Lebensziele unfähig machte. Auch jetzt sehen wir ihn wie immer munter und zu allen Scherzen aufgelegt. Ja er ist wegen der Neigung zur Einen nicht blind für die Reize und nicht stumpf für die Gaben der Andern. „Sage der Fräulein W. von Mölk, daß ich mich recht auf Salzburg wieder freue, damit ich nur wieder ein solches Präsent für die Menuetten bekommen kann, wo, wie ich es bey derselben Academie bekommen habe: sie weiß es hernach schon." Das gebührt dem Künstler, frisch die Blume zu pflücken, wo sie ihm am Strauche entgegenblüht. Das gibt reiches frohes Leben und erhält die Schaffensgeister wach. Auch hier zeigt sich die Gesundheit von Mozarts Natur, die froh genießt, ohne das eigene oder das Dasein Anderer zu schädigen.

Im August waren die beiden Reisenden wieder in Mailand. Wolfgang hatte von der Kaiserin Maria Theresia den Auftrag erhalten, zur Vermälung ihres Sohnes Ferdinand mit Beatrice

von Modena eine theatralische Serenata zu schreiben. Dies ist ein Festspiel mit glänzenden Decorationen und Ballet, in dem besonders das hohe Paar mit schmeichelnden Anspielungen gefeiert wird. Es hieß diesmal „Ascanius in Alba“. Wolfgang bekam den Text anfang September, im Oktober sollte bereits die Hochzeit sein. Zu componiren freilich vermochte er unter allen Umständen. „Jetzt blase ich just vor Hitze: nun reiße ich das Leibel auf. Addio. Ueber uns ist ein Violinist, unter uns auch einer, neben uns ein Singmeister, der Lection giebt, in dem letzten Zimmer uns gegenüber ein Oboist. Das ist lustig zum Componiren, das giebt Gedanken . . . . . .“ Welch Gegenstück zu Th. A. Hoffmanns Kapellmeister Kreisler! — Am 13. September waren bereits die Recitative und Chöre vollendet und der Vater meinte, in zwölf Tagen werde wohl die Oper mit dem Ballet fertig sein. Das traf auch so ziemlich ein und so begreift sich's, wenn Wolfgang sagt: „zweitens thun mir so die Finger vom Schreiben wehe.“ Diesmal hatten sie glücklicherweise nicht mit den Cabalen der Sänger zu thun: „es sind lauter gute und berühmte Sänger und vernünftige Leute“, heißt es.

Der Erfolg war wieder ein außerordentlicher. „Die hohen Vermälten gaben durch Klatschen, Bravorufen und Verneigen gegen den jungen Maestro das Beispiel, dem das Publikum folgte“, heißt es, und bei diesem Werke that Hasse die obenerwähnte Prophezeiung. „Mir ist leid“, schreibt der Vater, „die Serenade des Wolfgang hat die Oper des Hasse so niedergeschlagen, daß ich es nicht beschreiben kann.“ Auch diese Oper ward, was bei einem Festspiele gegen die Gewohnheit ging, mehrmals wiederholt, und Wolfgang erhielt außer dem üblichen Honorar eine mit Diamanten besetzte Dose von den hohen Herrschaften, sodaß die Reise wieder Vortheil genug gebracht hatte.

In den Tagen nun, als die Reisenden nach Salzburg zurückkehrten, starb nach langwieriger Krankheit der regierende fromme Erzbischof Sigismund. Sein Nachfolger ward zum großen Schrecken der Bevölkerung Hieronymus Joseph Franz von Paula, Graf von Colloredo, ein Mann, dessen harten Sinn und

kleinliche Gemüthsart wir noch kennen lernen werden. Die Festlichkeiten, die mit der Neuwahl verbunden waren, sollten am 29. April 1772 beginnen. Die Salzburger, stolz auf ihren weltberühmten Maestrino, übertrugen ihm die Composition des Festspiels, das auch hier aufgeführt wurde. Es war „Il Sogno di Scipione“ (Der Traum des Scipio) von Metastasio. Außerdem genügte Wolfgang seinen Verpflichtungen als Concertmeister durch Composition von Symphonien und Kirchenmusiken. Es ist bemerkenswerth, wie groß seine Fruchtbarkeit schon damals war und wie sich seine Thätigkeit auf alle Gebiete der Tonkunst erstreckte. Eine Litanei De venerabili, ein Regina coeli, das Festspiel, vier Symphonien, ein großes Divertimento (ein Instrumentalstück in der Art von Beethovens schönem Septett) fallen in diese Zeit, und sie sind sicher nicht das Einzige, was er damals schrieb. Und doch hatte er noch viele Wochen hindurch an einer schweren Krankheit darnieder gelegen. Nur die außerordentliche Regelmäßigkeit in seiner geistigen Thätigkeit, an die ihn des Vaters Leitung und die vielerlei Aufträge, die er erhielt, gewöhnten, machen es begreiflich, daß er so Vieles zugleich zu schaffen vermochte.

Im November befanden Vater und Sohn sich bereits wieder in Mailand. Die Zeit der Opernaufführungen war nahe, und jetzt lag dem Vater noch ungleich mehr daran, seinem Sohne durch sein Leisten Ruhm und eine feste Stellung zu verschaffen. Denn ihre Lage in Salzburg begann schon sogleich unter dem neuen Erzbischof drückend zu werden. Diesem tyrannischen Charakter, der absolut zu sein gewohnt war und seine gesammte Umgebung einfach als Bediente betrachtete und behandelte, mochte der freie oder doch selbständige Sinn eines Leopold Mozart nicht behagen, und es scheint von Anfang an nicht viel Gnade aus seinen kleinen stechenden Augen auf die Künstlerfamilie herabgeleuchtet zu haben. Wenigstens klagt der Vater schon jetzt über die trüben hypochondrischen „Salzburger Gedanken“, in denen er stecke, ohne es zu merken, und die er sich dann rasch aus dem Sinne zu schlagen suche, und wir erfahren, daß fortan sein ganzes Streben darauf gerichtet war, den Sohn aus der untergeordneten Stellung in der

Heimat zu einer angemessenen Position an einem andern Orte zu bringen. Schon von Mailand aus bewirbt er sich in Florenz um eine Anstellung für sich und ihn, allein vergebens.

Die Sänger zu der Oper „Lucius Sulla", deren Text Mozart bereits in Händen hatte, ließen wieder lange auf sich warten. Gleichwohl ward alles zur rechten Zeit fertig. Allein es hieß auch diesmal wieder: „Ich kann unmöglich viel schreiben, denn ich weiß nichts, und zweitens weiß ich nicht, was ich schreibe, indem ich nur immer die Gedanken bei meiner Oper habe und Gefahr laufe, Dir statt der Worte eine ganze Arie hinzuschreiben." Die Sänger waren dann wieder im höchsten Grade zufrieden und die Proben gingen gut. Bei der Aufführung aber traten verschiedene Unglücksfälle ein. Zunächst ward das Publikum abgespannt durch mehrstündiges Warten auf den Erzherzog, der einen Brief zu schreiben hatte, und das kostete ihm, wie man wissen wollte, jedesmal viel Mühe und Zeit. Sodann brachte der Tenorist die Hörer während der ersten Arie der Primadonna unwillkürlich zum Lachen. Er hatte während ihres Gesanges durch Geberden seinen Zorn zu äußern. Nun glaubte er ein Uebriges thun zu müssen und gesticulirte so ungeberdig, daß man in Lachen ausbrach. Dies bestürzte die Sängerin, welche nicht sogleich wußte, wem das Gelächter galt, und sie sang den ganzen Abend nicht gut, besonders nachdem der Primouomo gleich bei seinem ersten Auftreten von der Erzherzogin mit Klatschen empfangen worden war. Gleichwohl war der Erfolg wiederum außerordentlich und die Oper wurde mehr als zwanzigmal bei vollem Hause gegeben.

Hiermit endigt nun auch die Thätigkeit Mozarts in Italien. Gewiß hat es nicht an ferneren Aufträgen gefehlt, die Anerkennung seiner Leistungen wie die Zuneigung zu seiner Person waren zu groß, als daß dies nicht zu vermuthen wäre. Wahrscheinlich aber versagte der Erzbischof fortan den Urlaub zur Reise. So mußte sich des Vaters Bestreben, von Salzburg fortzukommen, nur noch erhöhen, und gewiß war es auch zu diesem Zwecke, daß er im Juli 1773 mit seinem Sohne nach Wien reiste. Sie fanden

dort zwar bei ihren alten Freunden die beste Aufnahme, allein einen besonderen Erfolg hatte die Reise nicht.

Das folgende Jahr verbrachten sie ruhig in Salzburg. Mozart schrieb Instrumental- und Kirchenmusik und erweiterte so die Gebiete seines Könnens um ein Bedeutendes. Da kam von München her der unerwartete Auftrag, für den Carneval 1775 eine komische Oper zu schreiben. Ihm konnte der Erzbischof nicht entgegentreten, denn er stand mit dem Kurfürsten Maximilian III. in nahen persönlichen Verhältnissen. Der Hof in München war sehr musikalisch, der Kurfürst hatte sich schon früher für Mozart sehr interessirt, er selbst componirte und spielte auch gut die Gambe (Kniegeige). So ward auch für Orchester und Sänger viel gethan, und Mozart ging recht mit Lust an die Componirung dieser Oper. Sie hatte den Titel: „Das verstellte Gärtnermädchen" (La finta giardiniera) und war schon mehrfach componirt worden. Bei Mozarts Composition hieß es, daß man noch nie eine schönere Musik gehört habe, wo alle Arien schön seien. Die Aufführung fiel glänzend aus und der Hof wie das Publikum überschütteten den Maestro mit Beifall und Ehrenbezeigungen. „Gottlob", schreibt Wolfgang, „meine Oper ist gestern in Scene gegangen und so gut ausgefallen, daß ich der Mama den Lärmen unmöglich beschreiben kann. Erstens war das ganze Theater so gestrotzt voll, daß viele Leute wieder zurück haben gehen müssen. Nach einer jeden Arie war allezeit ein erschreckliches Getös mit Klatschen und Viva Maestro-schreien. Ihro Durchlaucht die Churfürstin und die Verwittwete (welche mir vis-à-vis waren) sagten mir auch Bravo. Wie die Oper aus war, so ist unter der Zeit, wo man still ist, bis das Ballet anfängt, nichts als geklatscht und Bravo geschrieen worden, bald aufgehört, wieder angefangen, und so fort. Nachdem bin ich mit meinem Papa in ein gewisses Zimmer gegangen, wo der Churfürst und der ganze Hof durch muß, und habe Ihren Durchlauchten, dem Churfürsten, der Churfürstin und den Hoheiten die Hände geküßt, welche alle sehr gnädig waren. Heute in aller Frühe schickten Se. Fürstlichen Gnaden der Bischof von Chiemsee her und ließ mir gratuliren, daß die Oper bei Allen so unver-

gleichlich ausgefallen wäre." Und der Brief schließt: „An Bimberl 1000 Busserln." Bimberl aber war der Hund und Mozart neunzehn Jahre alt.

Auch der Vater und das „schöne Nandl" waren da, ja sogar der Erzbischof Hieronymus, aber dieser durchaus als unfreiwilliger Zeuge von seines Conzertmeisters Triumphen. Er hatte dem Kurfürsten einen Besuch abzustatten, und ob er gleich keiner Aufführung der Oper beiwohnte, weil in den Tagen gerade keine stattfand, so mußte er „doch von allen churfürstlichen Herrschaften und dem ganzen Adel die Lobeserhebungen der Oper anhören und die feierlichen Glückwünsche, die sie ihm alle machten, entgegennehmen. Er war dabei so verlegen, daß er mit nichts als einem Kopfneigen und Achsel in die Höhe ziehen antworten konnte". — Schwerlich stieg sein „Untergebener" dadurch in seiner Gunst.

Auch von seiner Kirchenmusik mußte Wolfgang etwas vorführen, und er componirte eine Motette als Offertorium für München. Sein Klavierspiel wurde wie überall auch hier bewundert. Die Freuden des Carnevals genossen die beiden Reisenden reichlich und kehrten im März in das „trübe" Salzburg zurück. Noch in demselben Jahr 1775 hatte Mozart ein italienisches Festspiel zu schreiben: „Il Rè pastore" (Der König als Schäfer). Es war das Letzte, was er in der rein italienischen Weise verfaßte. Veranlassung dazu war der Aufenthalt des Erzherzogs Maximilian, des späteren Gönners von Beethoven, in Salzburg. Von da an tritt eine bedeutsame Wendung in das Schaffen des bereits herangewachsenen Jünglings, er kam in nähere Berührung mit den verschiedenen Richtungen der deutschen Musik.

Vierter Abschnitt.

Der Jüngling.

Alles Große gebiert der Glaube.

Es ist eine Thatsache, daß phantasie- und gemüthvolle Naturen zumal in der Jugend durchaus demjenigen, was ihnen von der allgemeinen Ueberzeugung entgegengetragen wird, selbst in der Form der allgeltenden Moral und der bestehenden Kirche mit gläubiger Hingebung anhangen. Das Bedürfniß ihres Herzens treibt sie zu dieser Hingabe, und die vorherrschende Thätigkeit ihrer Phantasie hält sie davon ab, die gegebenen Normen mit prüfendem Verstande zu untersuchen. Sie fragen zunächst nicht, ob das Ewige, das sie hinter diesen Formen verborgen wähnen, wirklich darin liegt oder ob es sich bereits im Bewußtsein der Menschen einen andern Ausdruck gegeben hat. Ja so weit geht ihre kindliche Unbefangenheit, daß sie bereits längst die neue Anschauung sich angeeignet haben, dieselbe in all ihrem Thun und Lassen bewähren und doch noch an den alten Formen hangen, in dem gläubigen Wahne, die höchste Wahrheit sei hier noch lebendig gegenwärtig.

Zu einer solchen Betrachtung gibt die Erscheinung Mozarts die lebendigste Anregung. Zwar hatte er von Natur den durchdringendsten Verstand, sodaß seine Gattin noch in späteren Lebensjahren von diesem vorzugsweise eingenommen schien und meinte, ihr Mann wäre sicherlich ein ebenso guter Mathematiker geworden wie ein Musiker. Allein wie fern lag seiner Natur jede kritische Zersetzung! Sein Gemüth trieb ihn zur einfach gläubigen Hinnahme dessen, was ihm seine Kirche bot, und die Richtung seines Wesens auf die Erzeugung des Schönen hielt ihn von jeder religiösen Grübelei fern.

Die Jahre, in denen wir jetzt stehen, sind die sechziger und siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, dieselben, in denen ein

Lessing sogar auch die wenigen Dogmen und Sinnbilder, welche die protestantische Lehre hatte stehen lassen, angriff und eine andere Anschauung anbahnte. Wie hätte dieser echte Sohn des deutschen Geistes, der schon im Norden so viel Thorheit und Beschränkung zu überwinden hatte, erst in dem damaligen Salzburg über den verdunkelnden Wust der Unvernunft eifern müssen! Wie hätte er erst da für den gesunden Menschenverstand in die Schranken treten können und den Nebel entfernen, der die helle Sonne zu trüben trachtete! Es war kaum mehr als ein halbes Jahrhundert verflossen, seitdem dort die ganze Schaar der Anhänger der neuen Kirche mit Härte ausgetrieben und so dem Lande, das in diesen Auswanderern seine wohlhabendsten Bürger verlor, unheilbarer Schaden zugefügt, ja vollständige Verarmung bereitet worden war! Und wenn auch fortan der Salzburger allgemein als ein „Fex", als eine Art von Kretin betrachtet wurde und statt des Rufes einer tüchtigen Bildung, den er früher besonders wegen seiner Hochschule genoß, nun eine gewisse Geringschätzung wegen seiner geistigen Unbehülflichkeit zu tragen hatte, sodaß es auch einem Mozart dort bald unerträglich zu leben war, so kann man doch nicht sagen, daß diese ganze Weise, dieser Mangel an prüfendem Verstande für die Entwicklung eines musikalischen Genius ungünstig gewesen wäre.

Die römische Kirche hatte, wenn ein Protestant hier richtig urtheilt, nach ihrer großen und weiten Auffassung der Dinge durchaus den Grundsatz, das Leben und die Eigenthümlichkeiten der Menschen in ihren verschiedenen Formen zu toleriren und ihnen nur den Stempel des Höheren aufzudrücken, das sie selbst vertritt. Sie betrachtet die Religion zugleich als ein Mittel, das Leben zu heben und zu veredeln, und stört keine Weise der menschlichen Regungen, ja sie begünstigt die natürlichen Bewegungen, sie will, daß das Dasein zu einem heitern, zu einem schönen und glücklichen geschaffen werde, und reichte deshalb vor allem jeder Kunst von jeher bereitwilligst die Hand. Die katholische Menschheit aber folgte diesem schönen Zuge mit ruhiger Freude, und wer weiß, ob sie in diesem stetigen Entwicklungsgange nicht allgemach

dem Bedürfen und dem glücklicheren Bestand des Lebens näher kommt als der Protestantismus mit seinem jähen kritischen Vorgehen?

Mag dem nun sein wie ihm wolle, soviel steht fest, daß die obengeschilderte Toleranz auf die Entwicklung einer Individualität wie die Mozarts den günstigsten Einfluß übte. In dem kritischen Norden, zumal in Berlin, von dem derzeit die „Aufklärung" ausging, wäre kein Mozart gediehen. Jenes Forschen und Streben, welches damals den Norden mit so großer Unruhe erfüllte, war einer ruhigen Gemüthsthätigkeit nicht günstig. Wie hatte selbst ein Lessing, dem doch die Natur die schärfsten Waffen der Kritik gegeben hatte, zu kämpfen, um sich in dem blühenden Dogmengezänke, das er selbst erregt hatte, nur soweit aufrecht zu erhalten, daß er seine Sache ruhig und einfach vortragen konnte! Seine Schriften, auch die poetischen, haben noch etwas Unruhiges, nach allen Seiten hin Abwehrendes, das ihnen den Eindruck einfacher Wahrheit und Schönheit durchaus verkümmert. Und selbst in die norddeutsche Musik drang dieses Unruhige ein und machte die Erreichung des Schönen unmöglich. Wie hätte also da eine Natur wie Mozart, deren Grundanlage Harmonie war und die sich durchaus in dieser schönen Harmonie erhalten mußte, wenn sie das Schöne schaffen wollte, sich nach ihrer Art entfalten sollen? Vielmehr hatte er aus ganz natürlichen Gründen zunächst eine gewisse Abneigung gegen das „Lutherische", die sich erst spät verlor, und niemals schwand aus seinem Herzen die Anhänglichkeit an seine liebevolle Mutter, die katholische Kirche. Vielmehr brach sie am Abend seines Lebens noch einmal und da erst in ihrer ganzen Macht und Tiefe hervor. Das Requiem verräth nicht blos, wie tief das religiöse Gefühl Mozarts überhaupt war, sondern vor allem auch, welche bedeutende Gewalt die kirchlichen Vorstellungen über die Phantasie und das Gemüth unseres Meisters ausübten.

Wir besitzen über diese Dinge auch einen Bericht von dem bekannten Musikschriftsteller Rochlitz, der zu bezeichnend für Mozarts Anschauungsweise ist, als daß wir ihn nicht mittheilen sollten. Freilich ist ein Berichterstatter wie dieser phantasiereiche

Mann nicht in jedem Wort ein gültiger Zeuge, allein die Hauptsache ist wohl wahrheitsgemäß. Mozart war im Jahre 1789 in Leipzig. „Unersetzlicher Schade", sagte Einer, „daß es so vielen großen Musikern, besonders der vorigen Zeit, ergangen ist wie den alten Malern, daß sie nämlich ihre ungeheuren Kräfte auf meistens nicht nur unfruchtbare, sondern auch geisttödtende Sujets der Kirche wenden mußten." Ganz umgestimmt und trübe wendete sich Mozart hier zu dem Andern und sagte, dem Sinne nach, obschon nicht auf diese Weise: „Das ist mir auch einmal wieder so ein Kunstgeschwätz! Bei euch aufgeklärten Protestanten, wie ihr euch nennt, wenn ihr eure Religion im Kopfe habt, kann etwas Wahres darin sein, das weiß ich nicht. Aber bei uns ist das anders. Ihr fühlt gar nicht, was das heißen will: Agnus Dei, qui tollis peccata mundi, dona nobis pacem (Lamm Gottes, der du trägst der Welt Sünden, verleih' uns Frieden). Aber wenn man von frühester Kindheit, wie ich, in das mystische Heiligthum unserer Religion eingeführt ist; wenn man da, als man noch nicht wußte, wo man mit seinen dunkeln, aber drängenden Gefühlen hin sollte, in voller Inbrunst des Herzens seinen Gottesdienst abwartete, ohne eigentlich zu wissen, was man wollte, und leichter und erhoben daraus wegging, ohne eigentlich zu wissen, was man gehabt habe; wenn man diejenigen glücklich pries, die unter dem rührenden Agnus Dei hinknieten und das Abendmal empfingen und beim Empfang die Musik in sanfter Freude aus dem Herzen der Knieenden sprach: Benedictus qui venit (Gesegnet sei, der kommt im Namen des Herrn) u. s. w., dann ist's anders. Nun ja, das geht dann freilich durch das Leben der Welt verloren, aber — wenigstens ist's mir so — wenn man nun die tausendmal gehörten Worte nochmals vornimmt, sie in Musik zu setzen, so kommt das Alles wieder und steht vor einem und bewegt einem die Seele." — Er schilderte nun einige Scenen jener Art aus seinen frühesten Kinderjahren in Salzburg, dann auf der ersten Reise nach Italien und verweilte mit besonderem Interesse bei der Anekdote, wie ihm die Kaiserin Maria Theresia als vierzehnjährigem Knaben aufgetragen habe, das Te Deum zur Einweihung — ich

erinnere mich nicht, eines großen Krankenhauses oder einer andern ähnlichen Stiftung — zu componiren und an der Spitze der ganzen kaiserlichen Kapelle selbst aufzuführen. „Wie mir da war! wie mir da war", rief er einmal über das andere. „Das kommt doch alles nicht wieder — man treibt sich herum in dem leeren Alltagsleben."

So verblieb in Mozarts Gemüth zeitlebens eine außerordentlich lebendige Erinnerung an die Eindrücke, die die Hoheit und Würde seiner Kirche dem jugendlichen Herzen gegeben hatten. Ja er hing mit Liebe selbst an ihren Dogmen und Bräuchen, und das ist ein schöner Zug seines Wesens. Der vierzehnjährige Knabe schreibt: „An die Nandl meine Empfehlung und sie soll fleißig für mich beten." — „Ich gratulire der Mama zu dem Namensfeste und wünsche, daß die Mama noch möge viele hundert Jahre leben und immer gesund bleiben, welches ich immer bei Gott verlange, und bete alle Tage und werde alle Tage für Sie alle beten. Ich kann unmöglich mit Etwas aufwarten, als mit etlichen Loretto-Glöckeln und Kerzen und Haubeln und Flor, wenn ich zurückkomme." — „Ich bitte, bete die Mama für mich, daß die Oper gut geht, und daß wir dann glücklich wieder beisammen sein können." Er versichert noch in späteren Jahren dem ängstlichen Vater, daß er regelmäßig die Messe besuche und zur Beichte gehe: „Ich habe geschrieben, daß mir Ihr letzter Brief viel Freude gemacht hat, dies ist wahr, nur eins hat mich ein wenig verdrossen — die Frage, ob ich nicht das Beichten vergessen habe? — ich habe aber nichts dawider einzuwenden, nur eine Bitte erlauben Sie mir, und diese ist, nicht gar so schlecht von mir zu denken." Auch nach seiner Verlobung schreibt er dem Vater, daß er schon seit längerer Zeit mit seiner Constanze zusammen zur Kirche gehe: „Und ich habe gefunden, daß ich niemalen so kräftig gebetet, so andächtig gebeichtet und communicirt hätte, als an ihrer Seite — und so geht es ihr auch." Er war eine jener seltenen Naturen, in denen jede Regung der Seele fromm ist. Sein tiefstes und eigentlichstes Wesen war stetes Bedürfniß der Wiedervereinigung mit dem Ewigen, und dieses „Heimweh zu Gott" stillte er wie jede echte

Künstlerseele in der Thätigkeit seiner Kunst. Das Schöne war ihm zugleich ein Cultus und die Kunst ein Ort, wo er für sich allein aus tiefster Seele betete.

Als erzbischöflicher Conzertmeister hatte er wie alle seines Berufes zu den Ceremonien seiner Kirche, zumal an besonderen Festen, die Musik zu schreiben. Auf diese Weise entstand in den Jahren, die Mozart in seiner Vaterstadt verlebte, eine Reihe von Messen, Litaneien, Vespern und kirchlicher Instrumentalmusik, die zum Theil zu dem Lieblichsten gehören, was der Genius dieses Meisters geschaffen hat. Es war Fügung seines Geschickes, was den Jüngling aus dieser Bahn herausriß und einer andern Aufgabe seiner Kunst zuwendete. Denn seine Neigung war eben so sehr, ja vielleicht noch inniger bei dieser Musik beschäftigt wie bei der Oper, und wir werden sehen, wie er am Abend seines Lebens, nachdem er die Wandlungen des Daseins alle durchgemacht hatte, sich durchaus wieder der Betrachtung der höchsten Dinge zuwendet und in ihr den tiefsten Trost findet.

Aber auch schon jetzt zeigen sich in derjenigen Musik, die direct für den Cultus berechnet ist, die Spuren jener frommen Weisheit, die mit ursprünglichem Ahnungsvermögen den tiefen und großen Sinn der Welt erräth. Schon jetzt, sosehr seine Musik sich der damals üblichen Art anschließt, erwecken ihm die heiligen Worte die Geister des Innern, und schauend geht sein Blick über die Gefilde alles Seins und sucht das, was ewig ist. Es sind Stellen in diesen Messen, die für alle Zeiten die Vorstellung des Göttlichen in seiner Reinheit und Wahrheit erwecken werden, die in vollkommener Ursprünglichkeit das Gefühl wiedergeben, das der Mensch hat, wenn er sich seinem Gott nähert, — Stellen, die das Gefühl des frommen Dankes, der Anbetung, der reuigen Demuth und wiederum der Versöhnung mit sich und dem Göttlichen sosehr in seiner Wahrheit wiedergeben, daß sie für alle Zeiten Andacht erzeugen werden. Diese Stellen sind es denn auch, in denen sich das, was an des Künstlers eigener Natur ewig war, darstellt, und sie schöpften ihren Inhalt aus einem Herzen, das in der Reinheit und Tiefe seines Empfindens ebenso schön dasteht

wie die Kraft der künstlerischen Phantasie, die diese Regung der Menschenbrust in so vollendeter Einfachheit auszusprechen wußte, daß sie jedes Hörers Ohr sofort versteht und sein Herz im Innersten auffaßt.

Daneben freilich ist in der großen Reihe der Compositionen jener Zeit, die über 20 Messen, Litaneien und Vespern und viele Hymnen, Psalmen, Offertorien und Motetten aufweist, wie sich nicht anders erwarten läßt, auch eine Menge solcher Sätze, die von einer echten Religiosität, sowie sie für alle Zeiten wahr bleibt, weit entfernt, nur jene Art der äußerlichen Verrichtung der kirchlichen Gebräuche wiedergeben, die in der Zeit Mozarts nur zu allgemein war. Ein gewisses anständiges Abthun der hergebrachten Pflicht, das so leicht möglich ist in einer Kirche, die eben für jede Art der Gottesverehrung von alters her bestimmt ausgeprägte Formen hat, kann sich natürlich auch in der Musik widerspiegeln. Die kirchliche Tonkunst jener Tage hatte wie die Architektur den Charakter einer blos hoffärtigen Ueppigkeit oder koketten Zierlichkeit, die immer mehr einreißen mußte, sobald die Weisen der Oper, die damals alle Welt beschäftigten, auch in die Kirche eindrangen. Das Geflirre der Coloratur, von dem wir noch hören werden, ward mit der Zeit in der Kirche kaum geringer als in der Oper, und die Begleitung der Instrumente, die dem Kirchenchore bisher ganz gefehlt hatte, diente der üppigen Manier und der sinnlichen Aeußerlichkeit dieser Zeit zum passendsten Ausdruck.

Auch Mozart, ein Kind seiner Zeit und seiner ganzen Natur nach fügsam, schrieb daher manche Messe in diesem Geschmacke. Und wie es so kommt, sind gerade diese Werke am meisten gedruckt und bekannt geworden. Allein selbst diese Sachen verrathen nicht blos jenes feine Gefühl für die Anmuth, die dieser Meister von je all seinen Gebilden zu geben wußte, sondern sie haben auch bei allem blos sinnlichen Reize, in dem sich der Cultus jener Zeit widerspiegelt, eine Würdigkeit und einen Adel, der sie weit über die Werke der Zeitgenossen erhebt. Nur ein Joseph Haydn und sein jüngerer Bruder Michael, der eben-

falls in Salzburg Kapellmeister war, können hier neben unserem Meister bestehen. Er selbst beklagte lebhaft die Beschränkung, die obendrein nach dem Tode des Erzbischofs Sigismund, der die kirchliche Musik sehr gepflegt hatte, der neue Herr, dem es nur auf äußeren Pomp ankam, der Musik beim Cultus auferlegte. Er schreibt am 4. September 1776 an den Padre Martini in Bologna: „Ich lebe hier an einem Ort, wo die Musik wenig Glück macht, obgleich hieselbst, auch nachdem einige fortgegangen sind, noch sehr tüchtige Componisten von gründlichem Wissen und Geschmack sind. Mit dem Theater sind wir aus Mangel an Sängern übel daran; wir haben keine Castraten und werden deren schwerlich je haben, denn sie wollen gut bezahlt sein, und Freigebigkeit ist nicht unser Fehler. Ich unterhalte mich unterdeß damit, daß ich für die Kammer und die Kirche schreibe, und es sind hier noch zwei sehr tüchtige Contrapunktiker, Haydn und Adlgasser. Mein Vater ist Kapellmeister an der Metropolitankirche, wodurch ich Gelegenheit habe, für die Kirche zu schreiben soviel ich will. Uebrigens da mein Vater schon 36 Jahr im Dienste dieses Hofes ist und weiß, daß der Erzbischof Leute von vorgerücktem Alter nicht gern sieht, so nimmt er sich der Sache nicht allzu sehr an und hat sich der Literatur zugewendet, die ja schon ohnedies sein Lieblingsstudium war. Unsere Kirchenmusik ist sehr verschieden von der in Italien und wird es immer mehr. Eine Messe, auch die feierlichste, wenn der Erzbischof selbst das Hochamt hält, darf nicht länger dauern als höchstens drei Viertelstunden. Diese Art von Compositionen verlangt ein eigenes Studium. Und dabei muß es eine Messe mit allen Instrumenten, Trompeten und Pauken u. s. w. sein. Ach, wären wir nur nicht so entfernt von einander, wie viel hätte ich Ihnen noch zu sagen!"

Zum Schlusse dieses Abschnittes sei denn noch ein allgemeines Wort über Mozarts Kirchenmusik gesagt. Es betrifft zwar vorzugsweise deren ästhetischen Werth, berührt aber zugleich auch die gesammte geistige Art unseres Meisters.

Wie nämlich kein Phidias, kein Rafael ein höheres Bild vom Ewigen finden konnte, als das Bild des Menschen in seiner voll-

kommenen Reinheit, so griff auch Mozart mit dem Instinkte der künstlerischen Natur, die mit ihrem Wesen dem Göttlichen so nahe steht, zu dem Mittel der Kunst, in dem sich das Persönliche des Menschen am reinsten ausspricht, zur Melodie. Auch er fand in dem Menschlichen den reinsten Abglanz des Göttlichen, auch seine Weise athmet selbst in der Kirche jenen warmen Hauch des individuellen Empfindens, das die Allmacht und die Größe und vor allen Dingen die unendliche Liebe des Göttlichen am reinsten preist. Auch ihm war schon in diesen Jugendjahren in innerster Seele das Göttliche und Menschliche eins: das eine der Ausdruck, die Ausbreitung, die reine Darstellung des andern. Auch seine Musik ist daher wie Rafaels Madonnen göttlich und menschlich zugleich, und wie diese hat auch Mozarts kirchliche Musik selbst in den ernstesten Stellen noch jene heitere menschennahe Art, die den Menschen seines Daseins froh macht. Denn er selbst war, wie der alte Haydn, stets in seinem Herzen so gar froh, wenn er an die Güte des Herrn dachte, und so schwindet in seiner Musik jener düstere Schauer, mit dem die alte Kirche sich umgab. Alles Herbe und Abweisende der mittelalterlichen Anschauung ist aufgelöst in jenen unsagbaren Zauber der Güte und Milde, der den Menschen vor allem leben heißt, der ihm das Dasein zur Freude macht, der ihn aller Noth erlöst und wahrhaft beglückt. Rein und golden geht der Klang aus von diesen Werken eines Herzens, das sich mit aller Welt versöhnt fühlt, weil es alle Welt liebend umschlingt. Und erwärmend und erleuchtend zugleich wie der Schein der lieben Sonne zieht er ein in diejenigen Gemüther, die Trost suchen und glücklich sein wollen.

Das ist Mozarts tiefstes Innere. Der Gang seines Lebens wird uns diesen Grund seiner Seele mehr und mehr enthüllen. Denn jetzt kommt die Zeit, die den Jüngling in den Kampf des Lebens führt, wo sich ihm in Leid und Freude alles das erschließt, was die Berührung mit Menschen gewährt. Und nachdem er in einer seltenen Weise den Reichthum des Lebens genossen, nachdem er mit offenen Sinnen das ganze Reich jener Wonnen und Leiden, die sich aus dem Menschenherzen gebären, durch-

messen und den mannichfachen Gewinn dieses Treibens in herrlichsten Werken niedergelegt hatte, kehrte er am Abend des Lebens mit seinem ganzen Wesen wieder zu dem Zustande des Empfindens, zu der heiligen Geschlossenheit der Seele zurück, in der wir ihn jetzt verlassen, um ihm in die offene Bahn des Lebens zu folgen. Die mehrjährige Stille hatte seinem Herzen wie seiner inneren Anschauung zur Sammlung und Kräftigung gedient. Jetzt wagte der junge Aar mit ausgewachsenen Schwingen den ersten Flug in die Welt, und diese volle Berührung mit dem Leben gewährte auch ihm die tiefere Erkenntniß des Lebens. Was bisher der bloße innere Drang geschaffen hatte, ward darnach zu der sicheren vollen Ueberzeugung, die den Mann vom Jünglinge unterscheidet und auch den Erzeugnissen seines Geistes erst den vollen Gehalt gibt. Erst am Ende seiner Tage, nachdem der Kampf mit dem Leben ihm den freudigen Ernst gegeben hatte, mit dem der wahrhaft Gute an dem Höheren hängt, erschloß sich auch ihm als der beste Gewinn des Lebens der ganze Sinn des Lebens, erst da geschah es, daß in Wahrheit Ströme eines Lebens von ihm ausgingen, an denen sich eine ganze Welt erquickt.

Fünfter Abschnitt.

Die Prüfungszeit in Salzburg.

1775—77.

„Es bildet ein Talent sich in der Stille."

Das Leben der Mozartschen Familie in Salzburg war nicht gerade angenehm. Ihr häusliches Miteinandersein war wohl das Beste, was sie dort hatten, und mag sie für manches entschädigt haben, dessen sie entbehrten. Die Mutter freilich, deren geistige Bedürfnisse nicht eben groß und die nach rechter Frauen Art im häuslichen Wirken, in den Thaten der Liebe ihr volles Genügen fand, mochte sich in Salzburg ganz behaglich fühlen. Sie war ja auch in dieser Gegend geboren. Ebenso fehlte sicherlich der Schwester nicht viel, wenn ihr Wolfgang nur daheim war und mit Necken und Ernst Antheil an ihren Freuden wie an ihren Kümmernissen nahm. Dem schönen schlanken Mädchen war ein edler Herr gut und sie ihm wieder. Allein der Herr war ohne Aussicht auf eine sichere Existenz und so löste sich dieses Verhältniß, was der Nannerl viel Schmerz und ein Siechthum brachte, dem sie fast erlegen wäre. Auch dem Vater war es nicht gar so unbehaglich in Salzburg. Denn ihm, der für die Erhaltung einer Familie zu sorgen hatte, galt als das Wünschenswerthe zunächst nur die feste Anstellung und der Erwerb, den ihm seine Lectionen gewährten, und erst nach diesen Dingen dachte er an weiteres Bedürfen. Dazu kam, daß die Liebe zu seinem Sohne ihm auch das Leben in Salzburg schön machte. Erst als dieser nicht mehr dort war, fühlte er sein Dasein als leer und unbehaglich. „So oft ich nach Hause gehe", schreibt er später, „wandelt mir eine kleine Melankoley zu, denn wenn ich mich unserm Hause nähere, glaube ich immer, ich müsse Dich Violin spielen hören."

Am meisten mißhagte jetzt der Aufenthalt in seiner schönen Vaterstadt unserm Wolfgang, und selbst die Natur vermochte ihn

fortan nicht mehr zu entschädigen für das was ihm fehlte. Zwar erhielten ihn seine Compositionen für die Kirche und die erzbischöfliche Kapelle immerfort in einer Thätigkeit, die ihm gemäß und angenehm war. Auch war er als Klavierlehrer bei den Damen der ersten Familien beschäftigt. Allein für das eigentlich künstlerische Schaffen mangelte es ihm auf die Länge an der Anregung, die der Aufenthalt in größeren Städten und der Umgang mit bedeutenden Menschen gewährt. Auch hatte Salzburg kein stehendes Theater. Eine wandernde Truppe gab den Winter über allerhand Vorstellungen, die in musikalischer Beziehung gewiß nicht von Bedeutung waren. Die Abendconzerte bei Hofe durften nicht über eine Stunde dauern, und doch mußten stets mehrere Stücke gespielt werden. Zudem war das Orchester in seinen Mitteln beschränkt, die Clarinetten fehlten ganz. Gleichwohl leistete Mozart selbst unter solchen Beschränkungen etwas Künstlerisches. Die kurzen Symphonien dieser Zeit haben Leben und Freiheit genug und geben den Beweis, wie Mozart in allen Umständen zu schaffen und sein Können zu erweitern wußte. Nur in der Kirchenmusik waren neben ihm Männer thätig, mit denen er auch wetteifern konnte. Vor allen Michael Haydn, dessen Compositionen er so hoch schätzte, daß er sich viele davon abschrieb und sie sogar später noch nach Wien begehrte. Doch das war nicht zu vergleichen mit dem was er an Förderung, Anregung und Anerkennung bereits im Auslande genossen hatte. Die freiere Luft der großen Städte war ihm Bedürfniß geworden, und mag auch ein sogenannt geistreicher Verkehr nicht das gewesen sein, was Mozart suchte, so war doch die dumpfe Beschränktheit des damaligen Salzburg seinem fliegenden Geiste beengend und der Mangel an gebildeter Empfindung dort seinem Innern geradezu zuwider.

„Ich habe eine neue Sprache gelernt, sie ist zwar etwas kindisch, aber — gut für Salzburg“, schreibt er schon von der italienischen Reise aus. Auch wußte er von einem Salzburger zu erzählen, der Paris nicht recht hatte sehen können, weil dort — die Häuser zu hoch seien. Selbst der Herr von Mölk, Nannerl's Verehrer, hatte sich bei der Aufführung der „Verstellten Gärtnerin“

in München über das was er dort sah, so verwundert und „verkreuzigt“, daß Mozarts sich seiner schämten, indem Jedermann bemerkte, daß er sein Lebtag nichts als Salzburg und Innsbruck gesehen hatte. Der hohe Adel war durchweg sehr ungebildet und sehr bigott. Nur wenige Männer, welche Reisen gemacht hatten, bekundeten eine Neigung für Kunst und Wissenschaften. So der Graf Ferdinand von Zeil, jener Bischof von Chiemsee, der durch natürliche Anlage und Bildung wie durch seinen Charakter gleich ausgezeichnet war und dessen Einfluß am bayerischen Hofe es Mozart zu danken hatte, daß er seiner Zeit die Einladung zu jener komischen Oper bekam. In den Häusern dieses Adels hatte Mozart freien Zutritt, durfte sich hören lassen und Unterricht ertheilen. „Der Wolfgang läßt Ihro Excellenz der Gräfin Arco die Hände unterthänigst küssen und dankt für den geschickten Kuß, der ihm viel angenehmer ist als viele junge Busserl“, schreibt der Vater aus Mailand. Doch war hier trotz Wolfgangs Goldenem Sporen von einem eigentlichen Verkehr nicht Rede, denn dafür war der Abstand zwischen Adel und Bürger damals noch allzu groß.

Der kleinere Adel, meist vom Hofe und zwar kärglich besoldet, war ebenfalls kein Umgang für die Familie Mozart. Denn hier mischten sich Standesgefühl und Mangel an Bildung in noch unerquicklicherer Weise miteinander. Doch war Wolfgang mit einigen dieser Herren bekannt und sogar vertraut. Den Herrn von Mölk haben wir bereits kennen gelernt, und Herr von Schiedenhofen scheint lange Zeit ein Freund Woifgangs gewesen zu sein. Den Grad von Bildung, den Mozart von seinen Reisen her gewohnt war, fand er freilich noch weniger in den Kreisen, auf deren Umgang ihn die Stellung seiner eigenen Familie hinwies. Zunächst die Musiker standen sowohl ihrer Bildung wie ihrem Lebenswandel nach im vorigen Jahrhundert überhaupt nicht im besten Geruche, und gewiß war dies der Fall in Salzburg. Mozarts Vater schreibt von Mannheim her ausdrücklich, die Musiker dort seien durchaus von guter Lebensart, weder Säufer noch Spieler, noch liederliche Lumpen. Das Letztere muß also

wohl damals die Regel gewesen sein. „Das ist auch eine von den Hauptursachen, was mir Salzburg verhaßt macht“, schreibt der Sohn später, „die grobe, lumpenhafte und liederliche Hofmusique — es kann ja kein honetter Mann, der Lebensart hat, mit ihnen leben, — er muß sich ja ihrer schämen.“ Ja selbst Michael Haydn lebte nicht so, daß der Vater den Umgang mit diesem Hause wünschte: er liebte zu sehr einen guten Trunk. Wer kennt nicht das Haydnstübchen im Stiftskeller in Salzburg! Allein das war seine Sache und im Grunde so schlimm nicht, obwohl der alte Mozart sich einmal scharf über diese Art des trefflichen Musikers äußert: „Wer meinst du wohl ist Organist bei der heil. Dreifaltigkeit geworden? — Herr Haydn! Alles lachte. Das ist ein theurer Organist; nach jeder Litanei sauft er ein Viertel Wein, zu den übrigen Diensten schickt er den Lipp, der will auch saufen.“ Mehr störte es den streng sittlichen Sinn des Vaters, daß die Frau Haydns, die als Mädchen vom Erzbischof nach Italien geschickt worden war um ihre Stimme auszubilden, wegen ihres Lebenswandels in schlechtem Rufe stand. Wolfgang spottet noch später in einem Briefe an den Freund Bullinger: „Es ist wahr, die Haydn ist kränklich; sie hat ihre strenge Lebensart gar zu sehr übertrieben; es giebt aber wenige so! — Mich wundert, daß sie durch ihr beständiges Geißeln, Peitschen, Ciliciatragen, übernatürliches Fasten, nächtliches Beten ihre Stimme nicht schon längst verloren hat.“

Es war also ein Verkehr auch nach dieser Seite hin nicht eben erquicklich, und dies umsomehr, als nicht blos die außerordentlichen Leistungen Mozarts, nun da er erwachsen war, schwer auf das Können der gewöhnlichen Musiker drückten und ihren Neid erregten, sondern auch weil beide Mozarts, wie wir schon aus mehreren Beispielen sahen, ihrer Zunge durchaus nicht immer Zaum anlegten, wenn es galt, Schwächen witzig zu geißeln. Der scharfe Verstand des Vaters, dem nicht leicht eine Thorheit der Menschen entging und der sie nur aus Klugheit, nicht aus Gutmüthigkeit schonte, war auch dem Sohne eigen. Und wenn auch bei ihm die angeborne Herzensgüte jedes Harte und Scharfe

mildern mochte, so hatte er doch von Natur ein so sicheres Auge für die Eigenheiten und Unarten der Menschen, daß sich ihm das Komische derselben unwillkürlich aufdrängte. Da er nun daran nicht gewöhnt worden war, sich in der Aeußerung dieser Kritik irgendwie Einhalt zu thun, vielmehr nach seiner lebhaften und unvorsichtigen Art ganz gewiß hundertmal mehr als der Vater seinen witzigen Einfällen freien Lauf ließ, so ist wohl zu begreifen, daß man in der Stadt die Mozartsche Zunge fürchtete und daß diese Familie für etwas „schlimm“ galt. Zudem hielt Wolfgang auch mit seinen Urtheilen über die Leistungen der Musiker durchaus nicht zurück, und so fern er von jedem thörichten Hochmuth war, so sehr sich seine Natur zur Anerkennung fremder Verdienste neigte, so mußte doch die offene und bestimmte Art seines Urtheils, das in der Hauptsache gewiß stets das Rechte traf, seinen Collegen unbequem sein. Und selbst seine außerordentliche Bereitwilligkeit, jedem mit seiner Kunst zu Gefallen zu sein, machte diesen Fehler nicht wieder gut und hat ihn sein Lebenlang nicht vor dem Neid und der Verfolgung seiner Berufsgenossen zu bewahren vermocht. Noch nach seinem Tode sucht ein Musikreferent die stete „Cabale“ derselben gewissermaßen dadurch zu rechtfertigen daß er sagt, Mozart habe sie „indessen wohl zuweilen durch sein Wesen sans souci“ gereizt! —

So war denn unter den Musikern Salzburgs der einzige Schachtner ein ständiger Freund des Mozartschen Hauses, und seine Anhänglichkeit an Wolfgang lernten wir aus dem Briefe kennen, den er später an seine Schwester schrieb. Er kam fast täglich in das Mozartsche Haus, nahm warmen Antheil an allen Lebensereignissen und war auch mit seinen geringen Talenten bemüht dem jungen Meister zur Hand zu gehen. Er war der Bearbeiter von „Bastien und Bastienne“ gewesen und schrieb später den Text zur Oper „Zaide“, übersetzte auch den „Idomeneo“ ins Deutsche. Ein noch persönlicherer Freund des Hauses aber war jener Bullinger, der „beste Freund Bullinger, der getreue, der allemal eine Hauptperson ist“ und vor dem kein Geheimniß der Familie verborgen gehalten ward. Er lebte als Instructor im

Hause des Grafen Arco und war als Geistlicher im Jesuitenseminar zu München gebildet worden. Mozart hing mit außerordentlicher Liebe an diesem Manne und hat ihm gar manchmal sein gepreßtes Herz ausgeschüttet. Er selbst half dagegen allezeit mit Rath aus, ja wenn's noththat, auch mit der That, indem er dem Vater, der während der Reise Wolfgangs einmal in große Verlegenheit gerathen war, eine nicht unbedeutende Summe Geldes vorschoß.

Einige bürgerliche Familien, besonders die des Kaufmanns Hagenauer, in dessen Hause den ehemaligen „Drei Alliirten" gegenüber Mozart geboren war und der dem Vater häufig in Geldverhältnissen zur Hand ging, dienten dem Mozartschen Hause wohl nur zu jenem Verkehre, in dem man sich freundschaftlich miteinander erholt. Sie besuchten einander in den Abendstunden, allein weitere Anregung war schwerlich hier zu finden. Doch auch für die nächste Geselligkeit hatte Mozart von Natur einen sehr lebhaften Sinn, und der Vater, der die Kinder den ganzen Tag über in emsiger Beschäftigung erhielt, unterließ auch nicht ihnen, soviel es seine Mittel erlaubten, Ausspannung zu gewähren. Galt doch Salzburg als ein besonders vergnügungssüchtiger Ort! „Alles athmet hier den Geist des Vergnügens und der Lust", schreibt ein gleichzeitiger Reisender, Kaspar Risbeck, der allerdings mit den Augen der norddeutschen „Aufklärung" sah; „man schmaust, tanzt, macht Musiken, liebt und spielt zum Rasen, und ich habe noch keinen Ort gesehen, wo man mit so wenig Geld so viel Sinnliches genießen kann." Und der Erzbischof Hieronymus dachte in Beziehung auf öffentliche Lustbarkeiten sogar freier als sein frommer Vorgänger und besuchte selbst die Bälle Conzerte Gesellschaften und Spiele, die der Magistrat in dem neuerbauten Rathhaussaale veranstaltete. Wolfgang liebte dergleichen über alle Maßen. Er tanzte sein ganzes Leben hindurch leidenschaftlich und behauptete noch später alles Ernstes, seine Leistungen in dieser Kunst seien bedeutender als in der Musik. Vor allem aber waren Faschingsscherze seine Lust. In Italien sahen wir Vater und Sohn dem Carnevalsvergnügen mit großem Eifer obliegen. Besonders wird

von den Freuden in Venedig berichtet. Ebenso genossen sie nach Lust den Carneval in München, als die „Verstellte Gärtnerin“ durch ihren Erfolg ihre Lebensgeister erfrischt hatte. Aber auch in Salzburg war Mozart oft genug fröhlich, und da er um alles in der Welt gern Possen trieb, so waren ihm besonders die maskirten Redouten die willkommenste Gelegenheit seiner sprudelnden Laune und dem prickelnden Humor Luft zu machen. Einmal trat er in einer Bauernhochzeit, das andere Mal als Friseurjunge auf und unterhielt mit seiner unerschöpflichen Laune alle Anwesenden, ließ aber auch keinem „seinen Fried“ und besonders den Mädchen nicht, die sich vor seinem „Narriren“ kaum retten konnten. Denn obgleich sein empfängliches Herz auch jetzt zuweilen wieder in holder Regung schwärmt, — der achtzehnjährige Jüngling schreibt: „Meine liebste Schwester! Ich bitte Dich, vergiß nicht vor Deiner Abreise Dein Versprechen zu halten, d. i. den bewußten Besuch abzustatten — denn ich habe meine Ursachen. Ich bitte Dich dort meine Empfehlung auszurichten — aber auf das Nachdrücklichste — Zärtlichste — und oh — ich darf mich ja nicht so bekümmern, ich kenne ja meine Schwester, die Zärtlichkeit ist ihr ja eigen. Ich weiß gewiß, daß sie ihr Möglichstes thun wird, um mir ein Vergnügen zu erweisen, und aus Interesse, — ein wenig boshaft! — Wir wollen uns in München darüber zanken“; — obwohl er also selbst ein wenig „vernarrt“ erscheint, so ist das doch nicht von der Art, daß sein innerstes Wesen mit diesen Dingen beschäftigt wäre. Sein Hauptinteresse ist noch bei seiner Kunst, und im übrigen ist er ein spielendes Kind, das Albernheiten und Possen aller Art bis zum Uebermaß liebt.

Seine Briefe sind voll Späße, besonders Wortverdrehungen, Verstellungen, Wiederholungen, die alle mehr albern als witzig sind. Der bloße Klang ergötzt ihn schon, der Sinn ist ihm oft genug ganz gleichgültig. „Allerliebste Schwester! Du weißt, daß ich ein großer Schwätzer bin, und auch als solcher Dich verlassen habe“, und: „Ich bin ein Narr, das ist bekannt“, sagt er selbst. Am allerliebsten macht er den Arlecchino, selbst noch in Wien, als er längst würdiger Ehemann ist. Der Salzburger Hanswurstgeist

steckte eben tief auch in ihm, und demgemäß waren seine Späße oft genug derber, als unser heutiges Schicklichkeitsgefühl sie loben will. Allein besonders anzumerken ist, daß dieselben niemals die wirkliche Sittlichkeit verletzen, selbst wenn sie das andere Geschlecht berühren, und dann vor allem, daß von der Spaßmacherei und Albernheit, die ihm sein ganzes Leben anhängen blieb, sich niemals etwas in seine Kunst einschlich, daß vielmehr hier alles zum echt Komischen, zum wahrhaft Künstlerischen verklärt erscheint. Die ihm von J. P. Lyser zugeschriebene triviale Don-Juan-Uebersetzung ist sicher von diesem selbst. Im Leben dagegen war es, als wolle sich seine geistige Natur, die ja schon in frühen Jahren so überaus ernsthaft war, auf diese Weise Ableitung verschaffen. „Als Kind und Knabe warst Du mehr ernsthaft als kindisch", schreibt der Vater später, „und wenn Du beym Clavier saßest oder sonst mit Musik zu thun hattest, so durfte sich niemand unterstehen, Dir den mindesten Spaß zu machen. Ja Du warst selbst in Deiner Gesichtsbildung so ernsthaft, daß viele einsichtsvolle Personen wegen dem zu früh aufkeimenden Talente und Deiner immer ernsthaft nachdenkenden Gesichtsbildung für Dein langes Leben besorgt waren." So ist begreiflich was sein Schwager Lange erzählt: „Nie war Mozart weniger in seinen Gesprächen und Handlungen für einen großen Mann zu erkennen, als wenn er gerade mit einem wichtigen Werke beschäftigt war. Dann sprach er nicht nur verwirrt durcheinander, sondern machte mitunter Späße einer Art, die man an ihm nicht gewohnt war; ja er vernachlässigte sich sogar absichtlich in seinem Betragen. Dabei schien er doch über nichts zu brüten und zu denken. Entweder verbarg er vorsätzlich aus nicht zu enthüllenden Ursachen seine innere Anstrengung unter äußerer Frivolität, oder er gefiel sich darin, die göttlichen Ideen seiner Musik mit den Einfällen platter Alltäglichkeit in scharfen Contrast zu bringen und durch eine Art von Selbstironie sich zu ergötzen." Er rettete sich mit dem Heilinstinkt der Natur vor zerstörender Gewalt von innen wie von außen.

Heiter und mannichfaltig ward auch jetzt des jungen Künstlers Verkehr mit dem schönen Geschlechte. Allein so lebhaft und sicht-

bar in Salzburg, diesem alten Sitze geistlicher Fürsten, der Dienst der Liebe damals umging und so unbefangen frei das ganze Sinnenleben dort sich gab, Wolfgang genoß auch dieser Dinge mit unschuldiger Seele: wir finden seine Jugend unbefleckt von den düstern Fehlern, die so manchen mit regen Sinnen ausgestatteten Jüngling von den Pfaden des Lichtes in eine unheilvolle Verwirrung stürzen und ihm die Erreichung der besten Zwecke des Lebens versagen oder doch auf Jahre erschweren. Eine frische Fröhlichkeit erfüllt ihn auch jetzt trotz allem Störenden seiner Lebenslage. Die Theilnahme an Schlittenfahrten und „Assembleen“ ist freilich für den jugendlichen Genius, der damals schon mehr geschaffen hatte, als viel Tausende ihr ganzes Leben schaffen, nur jene Erholung, die zu neuer Arbeit stärkt. Allein die kleinen Exercitien des Herzens, die solche Geselligkeit begleiten und ihr erst eigentlich Reiz verleihen, erwecken in ihm die ersten Spuren jener wärmeren Empfindung, mit der er die Gestalten seiner „Gärtnerin aus Liebe“ beseelt und sie soweit über alle komischen Opern seiner Zeit erhebt. Das innerliche Leben dieser Gestalten, die in ihrer Bildung schon wirkliche Menschen und nicht bloße Masken sind wie die Figuren der gewöhnlichen Opera buffa, würde uns auch heute noch erfreuen, wenn wir nicht durch des Meisters spätere Werke an einen größeren Reichthum der Charakteristik, an tiefere Enthüllungen des menschlichen Innern gewöhnt wären. Doch ist die Cavatine „Es klagt die Turteltaube“ schon von einer so anmuthigen Zartheit und Süßigkeit der Empfindung, daß sie der Sonne Mozarts wie Frühroth voraufgeht. Ebenso zeigen sich hier bereits die Spuren jener wahrhaft lebendigen Komik, die Mozart in die Musik einführte, und man begreift, warum er, der berufen war, der erste wahre Dichter komischer Opern zu werden, solch unzerstörbare Neigung zu Spaß, Possen und Komik aller Art hatte. Er liebte das lebendigste Leben. Jedoch die Anmuth und Feinheit, der Adel und ideale Hauch, womit auch die Musik zu dieser Oper auftritt, sind ein unveräußerliches Gut seines Genius und vermögen uns auch heute noch mit ihrem Reize zu erfreuen.

Nun ist vor allen Dingen zu berichten, wie einfach und

bescheiden bürgerlich die Verhältnisse waren, unter denen Mozart seine Jugend verbrachte. Freilich fehlte es nicht am Nothwendigen wie bei dem jungen Gluck, der über Land fiedeln ging und anstatt Geldes einen Sack Eier mitbrachte, oder bei Haydn, der auch später noch durch Mitgeigen bei Nachtmusiken sein kümmerliches Brod erwerben mußte. Auch war es anders als bei Beethoven, der schon früh mit Entbehrung aller Art zu kämpfen hatte. Allein auch Mozart erfuhr, daß der Mensch, der sein Leben redlich führen will, allezeit in seinem Bedürfen sich zu beschränken hat. Es ist geradezu rührend, was der Vater später an ihn schreibt, als er wieder in der Fremde ist und viel Ausgaben verursacht: „Ich habe seit Eurer Geburt und auch schon vorhero, seitdem ich verheirathet bin, mir es gewiß sauer genug werden lassen, um nach und nach einer Frau und sieben Kindern, zwei Ehehalten und der Mama Mutter mit etlichen und 20 Gulden monatlichem gewissen Einkommen Unterhalt zu verschaffen, Kindbetten, Todfälle und Krankheiten auszuhalten, welche Unkosten, wenn Du sie überlegst, Dich überzeugen werden, daß ich nicht nur allein nicht einen Kreuzer auch nur zu meinem mindesten Vergnügen angewendet, sondern ohne sonderbare Gnade Gottes bey aller meiner Speculation und sauren Mühe es niemals dahin hätte bringen können ohne Schulden zu leben. Ich habe dann alle meine Stunden Euch zwey aufgeopfert, in der Hoffnung es sicher dahin zu bringen, nicht nur, daß Ihr Beide seiner Zeit auf Eure Versorgung Rechnung machen könntet, sondern auch mir ein geruhiges Alter zu verschaffen, Gott für die Erziehung meiner Kinder Rechenschaft geben zu können, ohne fernere Sorge nur für mein Seelenheil sorgen und mit Ruhe meinem Tod entgegensehen zu können.“ Und wie lebensverständig ist es, wenn er seiner Frau schreibt: „Wenn Du Kleidung nöthig hast, so laß machen, was nothwendig ist. Weder Du noch Nannerl soll sich die Nothwendigkeit abgehen lassen. Was seyn muß, das muß seyn. Und nimm Dir nichts Schlechtes: man macht keine Ersparung, wenn man etwas Schlechtes kauft.“ Selbst bei der „närrischen Ausgabe“ für Maskenkleider in Italien tröstet er sich mit der Aussicht, „daß man sie zu allerhand Sachen

wieder brauchen und wenigstens zu Kleiderfutter, Fürtuch u. s. w. gebrauchen könne".

Mit solchen Grundsätzen allein war es diesem Manne möglich, was ihm heute die Welt dankt, einen Mozart zu erziehen. Diese Bescheidenheit in den Ansprüchen an das Leben blieb auch seinem Sohne allzeit eigen. Auch er liebte es nie den großen Herrn zu spielen. Und wenn auch seiner künstlerischen Natur, die ihrer Art nach das Freie Ungehemmte liebt, nicht die streng haushälterische Ordnung zusagte, die dem Vater eigen war, so lag ihm andrerseits ebenso jene Sucht nach Schätzen fern, mit der so mancher Künstler seinen Beruf schändet. Wie es eben zu gehen pflegt, ward dann allerdings der Vater mit den Jahren in diesen Dingen etwas zu ängstlich und peinigte seinen Sohn, dessen Sinn auf andern Dingen stand, oft mehr als gut und nöthig war. Allein er gab ihm auf den Weg des Lebens jenes unschätzbare Gut mit, das uns die Stellung unter unsern Mitmenschen erhält und uns selbst innerlich zufrieden macht: das Bestreben, sich allzeit ehrlich und geziemend durch das Leben zu bringen. Wir werden auch von dieser Gesinnung bei Mozart lebhaftere Spuren entdecken als bei manchem andern sogenannten großen Künstler jener und unserer Tage.

Der Vater erhielt 20 Gulden und der Sohn 12 Gulden 30 Kreuzer monatlichen Gehalt, abgerechnet die Lectionen, die noch fast 100 Jahre später in Salzburg nur mit monatlich 4—5 Gulden honorirt zu werden pflegten. Wie einfach nun die Lebensweise dieser Familie und wie bescheiden ihre Ansprüche an des Lebens Freuden waren, erfahren wir aus dem Hauptvergnügen, das die Familie hatte, dem Bözlschießen. Wie es noch heute Sitte im südlichen Deutschland ist, hatte sich auch in Mozarts Freundeskreise eine Anzahl genauerer Bekannten zusammengefunden, um jeden Sonntag in einer der Familien ein Preisschießen abzuhalten. Dazu hatte ein jeder der Reihe nach eine gemalte Scheibe zu liefern, und natürlich ward der Gegenstand dazu womöglich immer aus den Erlebnissen der Gesellschaft gewählt. Dies brachte manchen Spaß mit sich, umsomehr als die Scheibe in Knittelversen erläutert

werden mußte. Da ward denn die Salzburger Lust an derben Späßen so recht gebüßt, und die Scheibe, von der der alte Mozart seinem Sohne 1780 nach München berichtet, gibt uns eine Vorstellung davon, was bei solchen Gelegenheiten gestattet war und für spaßhaft galt. Jahn erzählt nach den Briefen: „Die Gilowsky-Katherl, eine der Theilnehmerinnen, — die übrigens als ein Mädchen, das sich gerne den Hof machen ließ und es auch sonst nicht allzu genau nahm, mitunter einen kleinen Hieb bekommt, — hatte das Malheur, bei hellem Tag die Treppe hinunter zu fallen und dabei in eine sehr unerwünschte Positur zu gerathen. In dieser wurde sie nun mit den entsprechenden Versen auf die Scheibe gebracht und den Schüssen und den Scherzen der Gesellschaft zugleich rücksichtslos preisgegeben.“ Mäßige Einsätze bildeten die gemeinsame Kasse, und aus dieser wurden die kleinen Festivitäten bestritten, die sich die Gesellschaft zuweilen gab. Das Interesse an diesem Schießen muß bei allen Theilnehmern groß gewesen sein. Es wird in dem Briefwechsel der Familie sehr oft erwähnt und über Gewinn und Verlust genaue Kreuzerrechnung geführt. Auch die Abwesenden blieben Mitglieder und erhielten Stellvertreter. So konnte Mozart noch nach Jahren von Wien aus an seine Schwester schreiben: „Nun wird wohl bald das Schützenmahl sein? Ich bitte Dich solemniter die Gesundheit eines getreuen Schützen zu trinken; wenn mich einmal wieder das Best-Geben trifft, so bitte es mir zu schreiben, ich will eine Scheibe malen lassen.“ Gewiß brachte auch in dieser Gesellschaft das lange Miteinandersein einen heitern Verkehr mit sich, umsomehr als die vorkommenden Scherze in lebhafter Erinnerung blieben und so das Lachen leicht war.

Allein alles dies war nichts für den eigentlichen Mozart, es berührte seine innere Natur nicht. Es machte auch ihm Freude und gewährte ihm Erholung wie jedem andern. Er war kein Stubensitzer, kein Träumer, keiner, der sich vornehm von andern zurückhielt. Er war ein gesundes Kind des Lebens und liebte mit Menschen froh zu sein. Allein in seinem Innern lag jener Zug zum Höheren, der ihn aus dem Gebiete des alltäglichen Lebens hinaus-

drängte, und nur wenn dieser befriedigt war, sehen wir ihn auch das gewöhnliche Dasein frisch und froh genießen. Dieses Bedürfniß war jetzt nicht recht befriedigt, er entbehrte der geistigen Aufmunterung, er entbehrte der verstehenden Theilnahme und Anerkennung. Dies empfand er immer mehr, und seine Tage begannen ihm träge und öde dahinzufließen. Wir erfahren dies aus gelegentlichen Aeußerungen seiner Briefe, nachdem er Salzburg wieder verlassen hatte. Dennoch hat er auch in dieser Zeit erstaunlich viel und Vortreffliches geleistet. Welch rege innere Thätigkeit und Productionskraft, welche Liebe zum Schaffen gehörte dazu! Allein er hatte allgemach ausgelernt und empfand jetzt den Mangel an Gelegenheit und Anlaß seine Kunst zu zeigen sehr drückend. Er hebt später hervor, was ihn in Salzburg degoutire, sei hauptsächlich, daß die Musik nicht angesehen sei und der Erzbischof verständigen gereiften Leuten kein Gehör gebe.

Das war es, der Erzbischof, die entscheidende Persönlichkeit des ganzen Salzburger Daseins, schätzte ihn nicht, gewährte seinem Können nicht die Gelegenheit sich zu zeigen und noch viel weniger die geziemende Anerkennung. Hieronymus war neidvollen Charakters, und da er wohl wußte, wie sosehr gegen den Wunsch der Salzburger er zum Throne gelangt war, so ließ auch er sie seine Abneigung nach Möglichkeit fühlen. Von scharfem Verstande und aufgeklärtem Geiste, wie er war, brachte er zwar in das Regierungswesen des Landes manche wohlthätige Neuerung und war auch den öffentlichen Vergnügungen, wie wir sahen, nicht abhold. Fanden sich aber Beamte und Bürger dabei ein, so sagte er, sie hätten ihr Geld und beklagten sich doch. Blieben sie weg, so meinte er, sie liebten ihn nicht. Dabei war er eigenwillig und karg, hart und rücksichtslos. Jeder Beamte ward von ihm mit Er angeredet. Es heißt von ihm: Sein Aeußeres, obgleich er von mittlerem schmächtigem Wuchs und kränklich blasser Gesichtsfarbe war, flößte durch den scharfen Blick der grauen Augen, von denen das linke selten ganz geöffnet war, und den strengen Zug um den Mund ehrfurchtsvollen Respekt ein. — „Ich getraute mir nicht zu widersprechen", schreibt Wolfgang seinem Vater später, „weil ich schnur-

gerade von Salzburg kam, wo man einem das Widersprechen abgewöhnt." Dazu kam nun, daß der Erzbischof überhaupt nur Italiener als Musiker liebte, und dann, daß er die Eigenheit hatte, sich durch große wohlgebildete Gestalten imponiren zu lassen, kleine unansehnliche Leute aber nicht zu achten. Mozart war Deutscher und obendrein Salzburger, und seine schmächtige Figur, die wenig ausgeprägten Züge des jugendlichen Gesichtes wollten dem Erzbischof gar keine Achtung abgewinnen. Deshalb nahm er auch seine künstlerischen Leistungen für gering. Was Mozart componirte, war ihm nicht recht, es wurde getadelt und zwar nicht in schonenden Ausdrücken. Er sagte ihm, daß er nichts von seiner Kunst verstehe und erst nach Neapel ins Conservatorium gehen müsse um etwas zu lernen. Dies war empörend für den „Akademiker" von Bologna und Verona, der bereis so große Triumphe als Virtuose und Componist in aller Welt gefeiert hatte. Aber es erheiterte ihn auch wieder, und nach seiner spöttischen Art schreibt er später: „Ich habe den Damen das Concert heute auf dem Pianoforte bei Cannabich vorgespielt, und obwohl man wußte, daß es von mir ist, so gefiel es doch sehr. Kein Mensch sagte, daß es nicht gut gesetzt sei; weil es die Leute hier nicht verstehen, — sie sollen nur den Erzbischof fragen, der wird sie gleich auf den rechten Weg bringen."

Im Grunde war es aber nichts als Geiz, was den „Mufti" zu dieser Behandlung trieb. Denn er erkannte doch Mozarts Genie sehr wohl und gab ihm auch stets, wo es von Nutzen war, Aufträge zu Compositionen. „Ich habe dem Baron Grimm", schreibt der Vater nach Paris, „alle unsere Umstände in zween langen Briefen geschrieben und mich in vielen Stücken, die Verfolgung und die Verachtung, die wir vom Erzbischof ausgestanden, betreffend, auf Deine mündliche Erzählung berufen. Ich habe ihm erzählt, daß er nur dann höflich geschmeichelt, wenn er etwas nöthig hätte, und er Dir für alle Deine Compositionen nicht einen Kreuzer bezahlt hat." Er wollte also den jungen Componisten von jedem Gedanken, daß er mehr als 150 Gulden Jahresgehalt beanspruchen dürfe, ein- für allemal zurückschrecken. Dazu kam, daß der alte

Mozart im Bewußtsein seiner Rechtlichkeit und Pflichttreue und nach seiner geraden reichsbürgerlichen Art ebensowenig eine Neigung zu jener kriechenden Schmeichelei, die dieser geistliche Selbstherrscher verlangte, in sich verspürte, wie der junge Künstler, der trotz aller Bescheidenheit im Grunde keinerlei Autorität anerkannte als die des Geistes und sicherlich in der unbefangenen Ausgelassenheit seiner Laune manchmal vergaß, daß er Beamter des Erzbischofs war, auch gewiß mit seiner Meinung über ihn nicht immer hinter dem Berge hielt. Da waren denn Neider genug, die den Zwischenträger machten und den Erzbischof aufreizten, gerade diesem jungen Conzertmeister seine Souveränetät doppelt fühlbar zu machen. Mozart hielt dies nach der geduldigen Art seines Gemüthes aus, er that es seinem Vater zu lieb und gewann durch die Spannkraft seines Geistes allzeit wieder den frischen Muth, der ihn leben und schaffen ließ. Zuletzt aber ward die Sache gar zu arg, und der Vater selbst dachte daran das Verhältniß zu lösen.

Er hatte schon die letzten Jahre hindurch stets im Auge gehabt, für seinen Sohn anderswo eine angemessene Stellung zu finden, in Florenz, in Wien, in München. Allein es wollte nirgends gelingen, und er mußte in diesen Bemühungen sehr vorsichtig zu Werke gehen, weil die Mißgunst der Salzburger, besonders das Interesse der Collegen, von denen natürlich mancher auf Mozarts Weggehen wartete, um seine Stelle einzunehmen, stets mit üblen Gerüchten zur Hand war. Seine Verhältnisse erlaubten dem Vater eben nicht, eine gesicherte Stellung ohne weiteres aufzugeben. Jetzt aber stieg ihm das Wasser bis an den Hals, das Widrige der Lage ward unerträglich. „Ich hoffe auch“, schreibt Wolfgang später von Mannheim, „daß Sie jetzt weniger Verdruß haben, als da ich noch in Salzburg war, denn ich muß bekennen, daß ich die einzige Ursache war. Man ging mit mir schlecht um; ich verdiente es nicht; Sie nahmen natürlicherweis Antheil — — aber zu sehr. Sehen Sie, das war auch die größte und wichtigste Ursache, warum ich so von Salzburg wegeilte.“ Worauf der Vater die schöne Antwort gibt: „Du hast wohl Recht, daß ich den größten Verdruß wegen der niederträchtigen Begegnung, die Du erdulden

müssen, empfunden habe; das war es, was mir das Herz abnagte, was mich nicht schlafen ließ, was mir immer in Gedanken lag und mich am Ende verzehren mußte. — Mein lieber Sohn, wenn Du glücklich bist, so bin ich, so ist Deine Mutter, so ist Deine Schwester, so sind wir alle glücklich; und das hoffe ich von der Gnade Gottes und durch das Vertrauen, so ich in Deine vernünftige Aufführung setze."

Wolfgang wollte fort, er wollte den Dienst des Erzbischofs aufgeben, er drängte mit steigender Ungeduld, daß sie alle miteinander Salzburg verlassen und zunächst wieder auf einer Kunstreise Ruhm und Brod suchen sollten, bis sich eine würdigere Anstellung fände. Allein der Vater, der das Leben besser kannte, wies diesen Plan als unausführbar zurück. Die Verhältnisse hatten sich derweilen geändert, und er zweifelte auf solche Weise jetzt auch nur die Kosten des Unterhaltes für sie alle zu gewinnen. „Du weißt", schreibt er später, „wie viele Jahre man unsere Geduld in Salzburg auf die Probe gesetzt, Du weißt, wie oft Du und ich davon zu gehen Lust hatten. Es wird Dir noch erinnerlich sein, was ich für Einwendungen machte, die uns verhinderten, Salzburg alle zu verlassen. Du hast nun die Probe davon, — große Unkosten auf den Reisen und nicht viel oder wenigstens nicht hinlängliche Einnahme, solche mit einer ganzen Familie zu bestreiten." Ebenso konnte er sich nicht entschließen, den Sohn allein ziehen zu lassen. „Du weißt, daß Du auf Alles allein Acht zu haben — Dir selbst ein und anderes ohne fremde Hülfe zu thun nicht gewöhnt — mit den Geldsorten wenig, mit auswärtigen aber gar nicht bekannt warst, vom Einpacken und derlei vielen auf Reisen vorkommenden Nothwendigkeiten nicht den mindesten Begriff hattest. Ich stelle Dir ferner vor, daß ein junger Mensch, wenn er auch vom Himmel gefallen über alle Meister hinwegsähe, doch die Achtung niemals erwerben wird, die er verdient; dazu will es gewisse Jahre haben, und so lange man unter zwanzig Jahren ist, wissen die Neider, Feinde und Verfolger den Stoff ihres Tadels und ihrer zu machenden Ausstellungen aus der Jugend, den wenigen Jahren, zu wenigem Ansehen und Erfahrenheit herauszuziehen."

Sodann seine arglose Offenheit, seine gutmüthige Hingebung! Und wiederum seine Reizbarkeit und Schlagfertigkeit mit Wort und Witz! „Mein Sohn!“ heißt es später, „in allen Deinen Sachen bist Du hitzig und jähe. Du hast von Deiner Kindheit und Knabenjahren an nun Deinen ganzen Charakter geändert. Als Kind und Knab warst Du mehr ernsthaft als kindisch“ u. s. w. Wir haben die Stelle bereits oben angeführt. „Jetzt aber bist Du, wie mir scheint, zu voreilig, jedem im spaßhaften Ton auf die erste Herausforderung zu antworten — und das ist schon der erste Schritt zur Familiarität 2c., die man bei dieser Welt nicht viel suchen muß, wenn man seinen Respekt erhalten will. — Dein gutes Herz ist es, welches macht, daß Du an einem Menschen, der Dich wacker lobet, der Dich hochschätzet und bis in den Himmel erhebt, keinen Fehler mehr siehest, ihm all Deine Vertraulichkeit und Liebe schenkest.“ Und: „Ich bitte Dich, halte Dich an Gott; Du mußt es thun, denn die Menschen sind alle Bösewichter! Je älter Du wirst, je mehr Du mit den Menschen Umgang haben wirst, je mehr wirst Du diese traurige Wahrheit erfahren. Denke nur auf alle Versprechen, Maulmacherei und hundert Umstände, die mit uns schon vorgegangen, und mache den Schluß selbst, wie viel auf Menschenhilfe zu bauen ist, da am End jeder geschwind eine scheinbare Ausflucht weiß oder erdichtet, um die Verhinderung seiner guten Gesinnung auf die Schuld eines Dritten hinüberzuwälzen.“

Da war freilich die Gefahr bei Wolfgang groß, der seiner ganzen Natur nach sosehr darauf eingerichtet war, an die Menschen zu glauben, und obendrein, wenn ihn die Begeisterung für seine Kunst ergriff, alle Klugheit, all seinen Vortheil und die besterwogenen Pläne für die Zukunft vergessen konnte. Ebenso zitterte der lebenskundige Vater vor den sittlichen Gefahren, welche dem unerfahrenen Jüngling bei seinem Eintritt in das Leben umsomehr drohten, als seine Sinne leicht erregt und seine Neigung rasch gefesselt war. Er, der in der Enge einer bürgerlichen Familie aufgewachsen war und stets inmitten seiner künstlerischen Beschäftigungen lebte, hatte keine Ahnung von den Verlockungen da draußen. Deshalb hielt der Vater mit der Ausführung des Reiseplans so lange wie möglich zurück,

indem er dem Sohne vorstellte, wie diese Prüfungszeit ihm für seine künstlerische Ausbildung und als Vorbereitung zu einer Reise doch am Ende Vortheil bringe und daß er destomehr Aussicht auf Erfolg seiner Bestrebungen haben werde, jemehr er selbst erst als Mann und Künstler herangereift sein werde.

Allein zuletzt hörte auch dieser Trost auf, und nachdem nun mehr als zwei Jahre verflossen waren, seit Mozart wegen der „Gärtnerin“ einen längeren Aufenthalt in München gehabt hatte, entschloß sich der Vater, den Erzbischof um Urlaub für eine Kunstreise mit dem Sohne unterthänigst zu bitten. Das Gesuch wurde rundweg abgeschlagen: seine Eminenz sehe nicht gern, wenn dero angestellte Dienerschaft mit ihrer Kunst so ins Betteln herumreise. Das war zu viel. Die Familie überlegte hin und her, Wolfgang drängte, Nannerl war auf seiner Seite, die Mutter mahnte zur Ueberlegung, die dem Vater denn freilich wieder manche schlaflose Nacht kostete. Allein endlich ward die Entscheidung getroffen: Wolfgang reichte sein gehorsamstes Gesuch um gnädige Entlassung aus erzbischöflichen Diensten ein.

Das war nun wieder dem gnädigen Herrn zuviel. Ganz entrüstet über die Keckheit, seiner hochfürstlichen Gnaden so ohne weiteres den Stuhl vor die Thüre zu setzen, gewährte er die Entlassung ohne Verzug und zwar in den ungnädigsten Ausdrücken. Ja es war Rede davon, daß selbst der Vater den Dienst quittiren müsse. Allein das geschah nicht. Es scheinen allerhand Reibungen mit der Kapelle selbst vorgekommen zu sein, denn in dem Decret des Erzbischofs heißt es ausdrücklich, er wolle in seiner Kapelle Frieden haben, in dieser Hoffnung wolle er ihm sein Amt belassen.

Ganz Salzburg war erstaunt und empört über diesen Vorgang und besonders am Hofe mißbilligte man den Schritt des Erzbischofs sehr. Er selbst war denn auch nicht wenig verstimmt darüber. Der alte Obersthofmeister Graf Firmian, der soeben vier neue Rosse gekauft hatte und sich freute, sie mit seinem jugendlichen Freunde Wolfgang, den er sehr schätzte, zu einem ersten Ausritt zu verwenden, war bei seiner Rückkehr von dem Kauf über die neue Nachricht nicht wenig verdrossen. Als er dem Erzbischof seine

Aufwartung machte, sagte dieser zu ihm: „Nun haben wir eine Person weniger bei der Musik.“ Er antwortete: „Ew. Hochfürstl. Gnaden haben einen großen Virtuosen verloren.“ — „Wie so?“ — „Er ist der größte Klavierspieler, den ich in meinem Leben gehört habe. Bei der Violine hat er Ew. Hochfürstl. Gnaden gute Dienste gethan und war ein recht guter Componist!“ — worauf der Erzbischof still schwieg. Auch der Domherr Graf Joseph Stahremberg, dem der Vater später in einer Unterredung freimüthig alles heraussagte, was mit ihnen vorgegangen sei, gestand zu, daß alles die vollkommene Wahrheit sei und daß alle Fremde, die an den Hof gekommen wären, nichts anders als seinen Sohn bewundert hätten, für den auch er ganz eingenommen sei.

Nun war aber nichts weiter zu machen, Wolfgang mußte fort. Der Vater gerieth in schwere Sorgen. Zwar die künstlerischen Vorbereitungen zu einer Reise, auf der man sich als Componist und Virtuos wieder zeigen und die Welt an sein Können erinnern sollte, waren längst gemacht, sowohl in den angestrengtesten und beharrlichsten Uebungen auf Klavier und Violine wie auch in einer Reihe von Compositionen, die in zahlreichen Reinschriften zu kleinen Büchern gebunden bequem zu verpacken waren, um bei Aufführungen oder als Geschenk sogleich zur Hand zu sein. Allein da es Sommer war, durfte man zunächst nicht viel Vortheil erwarten. Gleichwohl drängten Stolz und Klugheit jetzt doppelt zur Ausführung des Planes. Nur mit einer unerhörten Demüthigung hätte Wolfgang in die alte Stelle zurückkehren können, und das war weder des Vaters noch des Sohnes Sache. So machte der Vater denn mit der überlegenen Erfahrung seiner Jahre einen Reiseplan, der zunächst wenigstens einige Aussicht auf Unterhalt gewährte. Die großen Städte, besonders die Residenzen und Lustschlösser der hohen Herren sollten besucht werden, um durch Conzerte oder Aufträge zu Compositionen die Reisekosten zu bestreiten, bis sich eine feste Anstellung in ehrenvoller Weise finde. „Aufs Geldeinnehmen muß alle Bemühung gehen und aller Bedacht aufs Wenigausgeben, soviel es möglich ist. — Die Absicht der Reise und zwar die nothwendige Absicht war, ist und muß seyn, einen

Dienst zu bekommen oder Geld zu erwerben." — „Daß ich Dir einen Platz gewunschen hätte, hat seine Richtigkeit, aber nur einen solchen Platz wie München oder Mannheim, oder auch einen anderen NB. wo Du zu Zeiten eine Reise zu machen nicht gehindert wärest; auch meinenthalben keinen Platz per decretum auf Lebenslang. Hättest Du einen solchen Platz nur auf ein Paar Jahre, so würden Dir Reisen nach Frankreich und Italien nicht ausbleiben. Man kömmt durch die Jahre und den Titel in mehr Ansehen und Respekt 2c., das weißt Du selbst."

So ist der Vater unermüdlich thätig, dem Sohn die Wege zu bahnen und ihm genau anzugeben, wie er es zu machen habe, um den Zweck der Reise zu erreichen. Allein diesem selbst fehlte von Natur jene praktische Art, die Umstände und Verhältnisse zu seinem Vortheile zu benutzen. Er besaß nicht einmal den Blick für diese Dinge, der ja ebenfalls angeboren sein muß. Er lebte mit allen Sinnen und Gedanken in seiner Kunst. Da stand er seinen Mann und zweifelte nicht, daß sich das Uebrige schon finden werde. Das fand sich aber nicht so ohne weiteres. „Bis jetzt hat es weder zu einem Dienst noch zu Geld einiges Ansehen", schreibt der Vater später, „es wäre denn, daß es nur für mich ein Geheimniß sein müßte." Und so wiederholt er denn fortwährend jene Ermahnungen, die dem Sohne in Salzburg ganz gewiß um so leichter von einem Ohre durchs andere gegangen sein mochten, als alle seine Geister zunächst nur auf das Reisen gerichtet waren. Um aber wenigstens nach der materiellen Seite hin einige Sicherheit zu haben, daß alles in Ordnung gehe, faßte er den schweren Entschluß, die Mutter mitreisen zu lassen. Er selbst durfte nach dem was vorgegangen war, auf einen Urlaub nicht hoffen und sah so seine Absicht mitzureisen vereitelt.

Die Mutter kennen wir als eine Frau von sehr gutem Herzen und etwas „commodem" Wesen. Sie besaß also nicht die Energie und Ueberlegenheit, mit der der Vater bei aller Liebe den Eigenheiten und Schwächen seines genialen Sohnes zur rechten Zeit entgegenzutreten wußte. Allein sie besaß doch Erfahrung, besonders auch im Reisen, und so waren wenigstens das Rechnungswesen und die

Angelegenheiten des täglichen Lebens in guter Hand. Sie mußte vor allem Ausgabe und Einnahme aufschreiben, dem Vater Rechenschaft ablegen und ihn von allen Vorkommnissen genau unterrichten, damit er zur rechten Zeit mit Rath und Hülfe einzugreifen vermochte. „Ich bitte Dich, mein Wolfgang, überleg doch Alles und schreib nicht immer die Sachen, wenn sie vorbey sind, sonst sind wir alle unglücklich. — Uebrigens würde ich hundert Sachen, die ich Euch schreiben will, vergessen, wenn ich nicht einen Bogen Papier hergerichtet hätte, wo ich, so oft etwas geschieht oder mir einfällt, das ich Euch schreiben will, solches alsogleich mit ein paar Worten aufnotire. Schreibe ich Euch nun, so nehme ich den Bogen her und schreibe die Neuigkeiten, und dann lese ich Euren letzten Brief und antworte. Das könnt Ihr wohl auch machen. Was ich Euch schreibe, streiche ich auf dem Bogen aus, damit ich das Uebrige ein anderesmal schreiben kann, was noch da steht. Und Du, mein liebes Weib, mußt fein die Zeilen recht enge an einander schreiben. Du siehst ja, wie ich es mache."

Es ist rührend, wie sorgfältig dieser Mann in allem ist, um jeden Schaden, jede Gefahr von den Reisenden abzuwenden. „Nur bitte ich, mein lieber Wolfgang", schreibt er sogleich nachdem die Reise angetreten war, „keinen Exceß zu machen, Du bist an gute Ordnung von Jugend auf gewöhnt, und Dich vor hitzigem Getränk zu hüten, denn Du weißt, daß Du gleich erhitzet bist und die Kälte Dir lieber als die Wärme ist, ein klarer Beweis, daß Dein Geblüt zur Hitze geneigt gleich in Wallung kommt; die starken Weine und vieles Weintrinken ist Dir also schädlich. Stelle Dir nur vor, in was Unglück und Betrübniß Du Deine gute Mutter in einem weit entfernten Lande setzen könntest; von mir will ich nicht einmal eine Meldung machen." Worauf der Sohn antwortet: „Ich esse wenig, trinke Wasser und zuletzt zur Frucht ein Gläschen Wein." Dann gemahnt der Vater zur Vorsicht im Umgange: „Ich machte nur Bekanntschaft und suchte nur die Freundschaft mit Personen von höherem Stande — und auch unter diesen nur mit gestandenen Leuten und nicht mit jungen Burschen, und wären sie auch vom ersten Range. Ich lud Niemand ein, mich in meiner Wohnung öfter zu besuchen, um in

meiner Freyheit zu bleiben, und hielt es immer für vernünftiger Andere, wenns mir gelegen, zu besuchen. Denn, gefällt mir der Mann nicht oder ich hab Arbeit und Verrichtung, so kann ich wegbleiben; im Gegentheile, kommen die Leute zu mir und sind von schlechter Aufführung, so weiß ich nicht, wie ich sie los werde; und oft eine mir sonst nicht unangenehme Person hindert mich an meiner nothwendigen Arbeit. Du bist ein junger Mensch von 22 Jahren; hier ist also keine Ernsthaftigkeit des Alters, die einen jungen Burschen, wessen Standes er auch immer seyn mag — einen Aventurier, einen Schwenkmacher, einen Betrüger — er mag alt oder jung seyn, abhalten könnte, Deine Freundschaft und Bekanntschaft zu suchen, um Dich in seine Gesellschaft und dann nach und nach in seine Absichten zu ziehen. Man kommt so ganz ohnvermerkt hinein und weiß alsdann nicht mehr zurück. Vom Frauenzimmer will ich gar nicht einmal sprechen, denn da braucht es die größte Zurückhaltung und alle Vernunft, da die Natur selbst unser Feind ist, und wer da zur nöthigen Zurückhaltung nicht aller seiner Vernunft aufbietet, wird sie alsdann umsonst anstrengen, sich aus dem Labyrinth herauszuhelfen: ein Unglück, daß sich meistens erst mit dem Tod endet. Wie blind man aber oft durch anfangs nichts zu bedeutende Scherze, Schmeicheleyen, Späße 2c. anlaufen kann, darüber sich die nach der Hand erwachende Vernunft schämt, magst Du vielleicht selbst schon ein wenig erfahren haben. Ich will Dir keinen Vorwurf machen. Ich weiß, daß Du mich nicht allein als Deinen Vater, sondern auch als Deinen gewissesten und sichersten Freund liebst."

Wir werden sehen, daß der Vater Grund hatte, solche Briefe zu schreiben. Denn jugendliche Thorheiten hat unser junger Künstler genügend und von der allerschönsten Art aufzuweisen. Doch wissen wir schon, daß es nur immer Thorheiten, keine Verirrungen vom rechten Pfade waren, und der Vater hatte nicht blos in der Begleitung der Mutter, sondern auch in dem unzerstörbaren Gefühle der Sittlichkeit, das dem Sohne zu eigen war, und in seiner sorgfältigen Erziehung und kindlichen Ergebenheit eine gewisse Bürgschaft, daß keinerlei leichtsinnige Gesellschaft oder gar sittenloser

Umgang dem reinen Sinn des Jünglings nahe kommen werde. Die Mutter gab sich denn auch alle mögliche Mühe, den Vater zu ersetzen. „Ich bin mit dem Einpacken beschäftigt, welches mir viele Mühe macht, denn ich bin ganz allein dazu, der Wolfgang kann mir nicht im Mindesten helfen. — Ich schwitze, daß mir das Wasser über das Gesicht läuft vor lauter Ermühung mit dem Einpacken — ich meine, ich muß die Füße ins Maul schieben vor Müdigkeit.“ Allein der Vater berechnet ihr in seiner ironischen Weise die viele Zeit, die sie trotzdem bis dahin verbraucht hatten: „Mein liebes Weib hat sich gerühmt, daß sie früh aufstehen, sich nicht aufhalten und alles geschwind und hauswirthschaftlich machen werde.“ Denn darauf kam alles an, daß die Reise nicht zuviel koste. Eigenes Vermögen hatte er ja nicht, sein Gehalt ernährte kaum ihn und die Tochter, die sich beide fortan außerordentlich einschränkten und durch Stundengeben ihre Einnahme zu erhöhen strebten. Ausgestattet hatte er die Reisenden freilich nach Kräften, der Hauswirth Hagenauer und der getreue Bullinger halfen auch zwischen der Zeit mit kleinen Vorschüssen aus. Das waren die ersten Schulden, die der gewissenhafte Mann machte, und sie fielen ihm schwer. Wer darf es ihm verdenken, wenn er nun auch den Sohn manchmal ernsthaft und sogar streng an seine Pflicht erinnert und ihn stets nöthigt, den Anforderungen des praktischen Lebens zu genügen, da dieser gar gern blos seinem Schaffenstriebe folgte und sich manchmal, wie Künstler eben sind, seiner Natur mehr gehen ließ als sich bezwang. „Ich habe nun in Dich, mein lieber Wolfgang“, schreibt der Vater bei einem bedeutsamen Anlaß, der die meisten dieser mahnenden Zureden hervorgerufen hat, „nicht nur allein kein, auch nur das geringste Mißtrauen, sondern ich setze in Deine kindliche Liebe alles Vertrauen und alle Hoffnung. Es kommt nur auf Deine gesunde Vernunft, die Du gewiß hast, wenn Du sie hören willst, und auf glückliche Umstände an. Das letzte läßt sich nicht zwingen, Deine Vernunft aber wirst Du immer zu Rathe ziehen, das hoffe ich und bitte ich Dich.“

Nicht mancher Jüngling hat einen Vater gehabt, der keinen andern Gedanken hat als des Sohnes Wohlergehen. Dieser Mann

betrachtete es als eine Sendung von oben, daß ihm eine so wunderbare Frucht in den Schooß gelegt war. Er pflegte ihrer nach Kräften, und die Welt muß es ihm bezeugen und danken, daß sie gedieh. „Die Fügung und der Wille Gottes hat es so geordnet, daß ich nun von Neuem der gewiß saueren Arbeit, Lectionen zu geben, mich unterziehen muß, und zwar an einem Ort, wo diese schwere Bemühung so schlecht belohnt wird, daß man doch alle Monate seinen und der Seinigen Unterhalt nicht herausbringt und dennoch muß man noch froh seyn und sich eine Brustkrankheit an den Hals reden, um wenigstens doch Etwas einzunehmen." Und bei alledem hat der treffliche Mann noch etwas für die Noth anderer zu verwenden. Er erzählt, daß er einer armen Haubenhefterin ein Nebenzimmer überlassen habe, der auch sonst geholfen werden müsse.

Das sind würdige und ehrenhafte Verhältnisse, aus denen auch wieder das Gute hervorgeht. Derselbe ehrenhafte und gutthätige Sinn verblieb denn auch dem Sohne zeitlebens, und ist er nicht der eigenartigen Natur des Künstlers, der dem gemeinen Bedürfen so stets entschwebt, noch höher anzurechnen?

So war alles in Ordnung gebracht: Geld, Gepäck, Kleidung und Musikalien. Auch eine Chaise, deren der Virtuos damals bedurfte, um anständig zu reisen und auf Achtung und respektvolle Behandlung Anspruch machen zu können, war angeschafft. Denn der Vater wollte seinen Sohn nicht als umherziehenden Musikanten in die Welt treten lassen. Wie schwer mag der Abschied gewesen sein! Welche Befürchtungen und Hoffnungen kreuzten sich in der Brust des Vaters! Mehr als ein Jahr dauerte die Reise und brachte dem sorgenden Mann viel Noth und wenig Freude. Den Sohn freilich sah er wieder, aber ohne den gehofften und gewünschten Gewinn der langen kostspieligen Fahrt. Die Mutter kam nicht zurück. Und doch hatte die Reise den Erfolg, den sie haben mußte, um aller dieser Opfer werth zu sein: der Genius ward durch sie als Mensch und als Künstler zur höheren Reife gebracht.

Sechster Abschnitt.

München und Augsburg.

1777.

„Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.“

Bisher war es vorwiegend die Ausbildung des Künstlers, das Lernen, was wie bei jedem Menschen auch bei Mozart die Jahre der Jugend ausfüllte. Der Druck des Lebens war noch nicht an ihn herangetreten, es ist immer weit mehr als er selbst der treue Vater, der die Mühsale zu empfinden hatte, die das Leben jedem bereitet, der höhere Bahnen beschreiten will. Der Neid der Berufsgenossen und die Intrigue niederer Naturen berührten den jugendlichen Genius noch wenig. Sein Sinn war so ausschließlich auf seine Kunst gerichtet, daß er das Störende solcher Begegnisse leicht vergaß, und dies umsomehr, als der kluge Vater den Weg der künstlerischen Bildung, den der Sohn zu seinem späteren Fortkommen zu wandeln hatte, nach Kräften offen erhielt. So sahen wir diesen denn durchweg heiter schaffen und die Zeit, die seine Arbeit ihm ließ, durchaus unbefangen dem Genießen seines jugendlichen Daseins widmen. Nur als ihm zuletzt durch die Enge und Widrigkeit der Verhältnisse auch sein geistiges Dasein beeinträchtigt zu werden drohte, wird er etwas unmuthig und ungeduldig, er drängt, ein junges Roß, das alle seine Kräfte und Anlagen reich entwickelt fühlt und nach ihrer freien Verwendung strebt, hinaus aus den Schranken kleiner Verhältnisse, nach Gelegenheit, sein ganzes Können zu zeigen. Und als es nun endlich gelingt, diese Schranken zu durchbrechen und das Freie zu gewinnen, da hat er zunächst nur das Gefühl

der Freude und sieht und hört nichts als die Wonne der Freiheit, die ihm wiedergegeben. Zwar richtet er sogleich am ersten Abend einen Brief an den zurückgebliebenen Vater. Allein es sind Possen, unbedeutende Dinge, an denen er seine Freude gehabt hat, eine „einseitige" Kuh, die er gesehen, und ein dicker Herr, dessen „Sinfonie" ihm von Salzburg her gleich bekannt war und der versprach an den Papa und „die Schwester Canaglie" Complimente auszurichten. „Viviamo come i principi (Wir leben wie die Fürsten), uns geht nichts ab als der Papa, je nun, Gott will es so haben, es wird noch Alles gut gehen. Ich hoffe der Papà wird wohl auf seyn und so vergnügt wie ich; ich gebe mich ganz gut drein. Ich bin der andere Papa; ich gebe auf Alles Acht. Ich habe mir auch gleich ausgebeten, die Postilione auszuzahlen, denn ich kann doch mit den Kerls besser sprechen als die Mama. — Der Papa soll Achtung geben auf seine Gesundheit — und gedenken, daß der Mufti HC (Hieronymus Colloredo, der Erzbischof) ein Schwanz, Gott aber mitleidig, barmherzig und liebreich seye."

So war er fröhlich, er liebte ja zu reisen. Ihm ahnte nicht, daß er den ersten Schritt zu einer Laufbahn gethan, die ihm freilich viel Ruhm und alles in allem genommen, auch die höchsten Gaben des Lebens und edles Menschenglück bringen sollte, die aber zunächst überaus dornenvoll war und auch zeitlebens Hindernisse jeder Art behalten sollte. Sein argloses Herz sah nichts von alledem, ihm hing in Wahrheit „der Himmel noch voll Geigen", er war sich seiner Kraft, seines „superieuren Talentes" wohl bewußt und dachte, das sei genug um alles in der Welt zu erreichen. Daß auch Klugheit, unermüdete Sorgfalt und ruhige Besonnenheit dazu gehöre, entging ihm durchaus, und so gelang es ihm auch nie, die Güter dieser Welt nur in solchem Maße zu gewinnen, daß er frei der Sorgen um die nächste Existenz einzig den künstlerischen Zielen leben konnte. Aber bedurfte es dessen? Wir, die wir sein Leben überschauen, wissen, daß er es mit den schönsten Gaben des Geistes wie des Herzens erfüllt hat, erfüllt wie wenig Sterbliche. Wir wissen, daß alle Noth, alle Beschränkung ihn nicht gehindert hat

zu werden, was er werden konnte. In der That, mag ihm auch vom Leben selbst arg mitgespielt worden sein, dennoch ließ es ihm Luft genug zu leben, ja zu gedeihen, und ein unbefangener Ueberblick über sein Dasein muß uns sagen, es war ein glückliches: sein Leben war ein kurzer, aber ein einziger Siegeslauf.

So ist es nun auch überaus köstlich anzuschauen, wie er mit aller Unbefangenheit der reinen Jugend, die nur höchste Ziele im Auge hat, dem Leben entgegentritt, wie er als ein echter Jüngling voll frischen Lebensmuthes gar nicht zweifelt, daß er alles erringen wird, ja daß die ganze Welt ihm gehört. Auch der Vater freut sich an dem lustigen Ton dieses ersten Briefes, und Bullinger lachte von Herzen, da er ihn las. Nur wegen des Spottes über den Erzbischof heißt es: „Ich bitte Dich, mein lieber Wolfgang, schreib keine solche Possen mehr vom Mufti; denke daß ich hier bin, ein solcher Brief könnte verloren gehen oder in andere Hände kommen.“ Ihm selbst freilich lag die Lustigkeit ferner, der Schmerz des Abschiedes drückte noch auf ihn und sein Auge blickte sorgenvoll in die Zukunft des Lebens. „Nachdem Ihr abgereist“, schreibt er, „ging ich sehr matt über die Stiege und warf mich auf einen Sessel nieder. Ich habe mir alle Mühe gegeben, mich bey unserer Beurlaubung zurückzuhalten, um unsern Abschied nicht schmerzlicher zu machen, und in diesem Taumel vergaß ich meinem Sohne den väterlichen Segen zu geben. Ich lief zum Fenster und gab solchen Euch Beiden nach, sah Euch aber nicht beym Thore hinausfahren, und wir mußten glauben, Ihr wäret schon vorbey, weil ich vorher lange dasaß, ohne auf etwas zu denken.“ Auch Nannerl weinte „ganz erstaunlich“, sie war kaum zu trösten, wurde gar krank und erholte sich erst gegen Abend wieder, wo sich beide durch eine Partie Piquet zu zerstreuen suchten.

Am 23. September 1777 ganz in der Frühe hatten die Reisenden Salzburg verlassen. Ihr nächstes Ziel war München. Zwar erwartete der Vater dort keine besonderen Erfolge, er kannte die Verhältnisse und gedachte der vergeblichen Versuche von früher. Allein ein neuer Anlauf konnte nicht schaden. Der Gastwirth Albert, unter dem Namen des „gelehrten Wirths“ bekannt, war ihnen

von früheren Reisen her befreundet, bei ihm stiegen sie ab: „Wir kamen spät ins Bett und waren müde von der Reise. Wir standen doch schon um 7 Uhr auf, meine Haare waren aber in einer solchen Unordnung, daß ich vor halb 11 Uhr nicht zum Grafen Seeau kam.“ Seeau war Intendant der Schauspiele und daher schon von der „Verstellten Gärtnerin“ her mit Mozart bekannt. „Daß die Mama einen Verdacht auf den Grafen Seeau geworfen, thut mir sehr weh“, schrieb Wolfgang weiter, „denn er ist gewiß ein lieber höflicher Herr und hat mehr Lebensart als Viele seines Gleichen in Salzburg.“ Mit der Lebensart des würdigen Grafen war es dennoch nicht weit her, wenigstens wußten die Musiker jener Zeit manches Stückchen von seiner Derbheit zu erzählen, und seine mangelhafte Bildung suchten schon gleichzeitige Berichterstatter mit der Bemerkung zu entschuldigen, daß in der Zeit, da der alte Herr jung gewesen, die Schulen noch nicht viel getaugt hätten. Von seiner musikalischen Einsicht aber möge eins der Anekdötchen, deren noch heute in der Münchener Hofkapelle cursiren, eine Vorstellung geben. Die Hornisten der Kapelle verlangten eine Erhöhung ihres Gehaltes, der übrigens bei allen Mitgliedern schon damals gering genug war. Darüber ward nun der Herr Intendant, dessen Loge just über den Sitzen der Bläser war, höchst aufgebracht. Er hatte die Hornisten schon längst beobachtet und fuhr sie jetzt in seinem trefflichen Dialekt an: „Was, eng Faulenzer, eng soll ich Zulage geben, ös sitzt ohnehin die halbe Zeit da und blast nix!“ — und die Gehaltserhöhung unterblieb.

Unsern jungen Maestro aber nahm der allmächtige Intendant freundlich auf, und zwar aus besonderen Gründen. Er wußte bereits die näheren Umstände der Entlassung und rieth ihm, schnurgerade beim Kurfürsten Audienz zu erbitten. Als Wolfgang ihm erwiderte, es fehle doch in München an einem ordentlichen Componisten, sagte er: „Das weiß ich wohl.“ Darauf ging Wolfgang zu seinem Gönner, dem Bischof von Chiemsee, Fürsten Zeil, der noch immer wegen diplomatischer Geschäfte in München weilte. Dieser versprach, als er alles genau erfahren hatte, sein Möglichstes zu thun und sogleich mit dem Kurfürsten und seiner Gemalin zu reden.

Allein nach einigen Tagen erzählte er ihm „mit aller Höflichkeit", wie Wolfgang sagt, Folgendes: „Ich glaube, hier werden wir nicht viel ausrichten. Ich habe bei der Tafel zu Nymphenburg heimlich mit dem Kurfürsten gesprochen. Er sagte mir: Jetzt ist es noch zu früh, er soll gehen, nach Italien reisen, sich berühmt machen; ich versage ihm nichts, aber jetzt ist es noch zu früh." Auch die Kurfürstin, mit der der Bischof ebenfalls allein geredet, hatte die Achseln geschupft und versprochen, ihr Möglichstes zu thun, aber sie zweifelte am Gelingen.

Trotzdem ließ sich Wolfgang dem Kurfürsten in Nymphenburg vorstellen, als dieser eben auf die Jagd gehen wollte. „Als der Kurfürst an mich herankam", berichtet er weiter dem Vater, „so sagte ich: Ew. Kurfürstl. Durchlaucht erlauben, daß ich mich unterthänigst zu Füßen legen und meine Dienste antragen darf. — Ja, völlig weg von Salzburg? — Völlig weg, ja, Ew. Durchlaucht. — Ja, warum denn? Habt's eng z'kriegt? — Ey beyleibe, Ew. Durchlaucht, ich habe um eine Reise gebeten, er hat sie mir abgeschlagen, mithin bin ich gezwungen, diesen Schritt zu machen, obwohl ich schon lange im Sinne hatte wegzugehen, denn Salzburg ist kein Ort für mich, ja ganz sicher. — Mein Gott, ein junger Mensch! aber der Vater ist ja noch in Salzburg? — Ja, Ew. Kurfürstl. Durchlaucht, er legt sich unterthänigst rc. rc. Ich bin schon dreimal in Italien gewesen, habe drei Opern geschrieben, bin Mitglied der Academie in Bologna, habe müssen eine Probe ausstehen, so viele Maestri vier bis fünf Stund gearbeitet und geschwitzt haben, ich habe es in einer Stunde verfertiget: das mag zur Zeugniß dienen, daß ich im Stande bin, jedem Hofe zu dienen. Mein einziger Wunsch ist aber, Ew. Kurfürstl. Durchlaucht zu dienen, der selbst ein großer ... — Ja, mein liebes Kind, es ist keine Vacatur da. Mir ist leid, wenn nur eine Vacatur da wäre. — Ich versichere Ew. Durchlaucht, ich würde München gewiß Ehre machen. — Ja, das nutzt Alles nichts, es ist keine Vacatur da. — Dies sagte er gehend; nun empfahl ich mich zu hohen Gnaden." Worauf der Vater antwortet: „Ich habe mir von München keine günstige Vorstellung gemacht; der Kurfürst ist gebunden, ohne Va-

catur Niemand aufzunehmen, und zu allem dem hat man immer heimliche Feinde, die es aus Angst verhindern."

So war der erste Speerwurf abgeprallt. Allein es lag nicht in Mozarts Natur, durch getäuschte Hoffnungen sich niederschlagen zu lassen. Sein Geist war elastisch, er griff zu neuen Plänen. Graf Seeau nämlich, der zum Theil auch Unternehmer des Theaters war und besonders für das Schauspiel und die deutsche Oper zu sorgen hatte, mußte seinen Vortheil darin sehen, wenn er einen so fruchtbaren und willfährigen Componisten wie Mozart für diese Unternehmungen gewänne. Bisher hatte er nur Opern aus dem Französischen und Italienischen übersetzen lassen. Er fragte also den Bischof von Chiemsee: „Wissen Sie nicht, hat denn der Mozart nicht so viel vom Hause, daß er mit ein wenig Beihülfe hier bleiben könnte? Ich hätte Lust, ihn zu behalten." Worauf der Bischof ihn an Mozart selbst um Auskunft verwies: er wisse es zwar nicht, bezweifle es aber sehr. Seeau aber fragte nicht sogleich. Der schlaue Herr mochte sich lieber selbst einen Antrag machen lassen, um möglichst billig dazu zu kommen. Denn Eigennutz war eine der Haupttriebfedern seiner Handlungen. Wolfgang merkte das wohl und sah sich vor. Er war, wie man denken kann, sogleich Feuer und Flamme bei dem Gedanken, daß es Opern zu componiren gebe. In dieser Gemüthsstimmung schaute er die deutsche Oper dort an, und ihr ist hauptsächlich die warme Schilderung zuzuschreiben, die er von der ersten Sängerin macht. Er schreibt: „Die erste Sängerin heißt Keiserin, ist eine Kochstochter von einem Grafen hier, ein sehr angenehmes Mädl, hübsch auf dem Theater: in der Nähe sah ich sie noch nicht. Sie ist hier geboren. Wie ich sie hörte, war es erst das dritte Mal, daß sie agirte. Sie hat eine schöne Stimme, nicht stark, doch auch nicht schwach, sehr rein, gute Intonation. Ihr Lehrmeister ist Valesi, und aus ihrem Singen kennt man, daß ihr Meister sowohl das Singen als das Singenlehren versteht. Die Leute haben hier eine rechte Freude mit ihr — — und ich mit ihnen. Meine Mama war im Parterre; sie ging schon um halb 5 Uhr hinein, um Platz zu bekommen, ich ging aber erst halb 7 Uhr, denn ich kann überall in

die Logen gehen, ich bin ja bekannt genug. Ich war in der Loge vom Haus Branka. Ich betrachtete die Keiserin mit meinem Fernglas, und sie lockte mir öfters eine Zähre ab; ich sagte oft Brava, bravissima; denn ich dachte immer, daß sie erst das dritte Mal auf dem Theater ist. Das Stück hieß das Fischermädchen, eine nach der Musik des Piccini sehr gute Uebersetzung. Originalstücke haben sie noch nicht. Eine deutsche Opera seria (ernste Oper) möchten sie auch bald geben — — und man wünschte, daß ich sie componirte."

Hier erkennt man, wie Wolfgangs junges Herz von jedem augenblicklichen Eindruck stark erregt war. Die Zähren galten weniger der Sängerin, sie war nur der äußere Anlaß, daß sein Herz sich Luft machte. War es doch von dem frohen Gefühle der Freiheit, von den Eindrücken der Reise und von der Hoffnung auf die Composition einer deutschen Oper so übervoll! „Ich bin immer in meinem schönsten Humor. Mir ist so federleicht, seitdem ich von dieser Chikane weg bin! Ich bin auch schon fetter", schreibt er. Dazu kam der lang entbehrte Genuß eine Oper zu hören. Nach einigen Monaten heißt es denn auch: „Was Sie mir wegen der kleinen Sängerin in München vorwerfen, muß ich bekennen, daß ich ein Esel war, eine so derbe Lüge an Sie zu schreiben; sie weiß ja noch nicht was Singen heißt. Das ist wahr, daß für eine Person, die erst drei Monat die Musik gelernt, sie ganz vortrefflich sang, und überdieß hat sie eine sehr angenehme, reine Stimme. Die Ursache, warum ich sie lobte, mag wohl gewesen sein, weil ich von früh Morgens bis Nachts nichts hörte, als: es gibt keine bessere Sängerin in Europa, wer diese nicht gehört hat, hat nichts gehört. Ich getrauete mir nicht zu widersprechen, theils weil ich mir gute Freunde machen wollte, theils weil ich schnurgerade von Salzburg herkam, wo man einem das Widersprechen abgewöhnt. Sobald ich aber allein war, mußte ich von Herzen lachen; warum lachte ich doch nicht auch in Ihrem Briefe."

Wolfgang hatte vergessen, welche Stimmung ihn damals beherrschte. Welcher Druck also muß in der letzten Zeit in Salzburg auf seiner Seele gelegen sein, daß ihn das bloße Anhören einer

Sängerin so in Begeisterung versetzte! Zudem war sie hübsch, das war für einen Mozart, den wir für Frauenschönheit noch überaus empfänglich finden werden, von Bedeutung und mag auch wohl beigetragen haben seinen sonst so offenen Sinn in der Beurtheilung des Musikalischen zu bethören. Obendrein drängte ihn in diesem letzten Briefe noch ein ganz besonderer Umstand zu der übertriebenen Zurücknahme seines Urtheils, das gewiß im Kerne nicht falsch gewesen war. Jetzt hatte er nämlich Aloysia Weber kennen gelernt, die von ganz anderer Begabung, seine eigene Schülerin und obendrein seine angebetete Geliebte war und deren Lob schon darum dreifach beredt in den Briefen an den Vater erschallt. Allein noch mehr pries er ihre Kunst, weil er mit ihr und ihrem Vater Kunstreisen zu machen gedachte und dazu seines Vaters Einwilligung erlangen wollte. Dieser verwies ihn nun auf das Lob der Keiserin, um ihm zu zeigen, wie Empfindung und Phantasie bei ihm das Urtheil zu bestechen vermöge. Dagegen wehrt sich Wolfgang und thut, was sonst niemals seine Art ist, in dem einen wie dem andern Falle des Guten zu viel. Er war eben von Natur sehr nachgiebig, und wie ihn jetzt die Eltern der Aloysia drängten sein Möglichstes zu thun, so hatte er sich ja auch durch des Vaters stetes Zureden, praktisch zu sein, dazu bewegen lassen, die Keiserin zu loben, „um sich gute Freunde zu machen". Wir werden sehen, daß er bei der Weberin nicht im Unrecht war zu loben. Seine weiche Nachgebung, so groß sie in kleinen Dingen war, sie verleitete ihn niemals, seine Ueberzeugung zu verleugnen, wo es sich um Dinge handelte, die das innere Leben, den Charakter angingen.

Die rasch entflammte Begeisterung für die deutsche Oper ward nun aber auch durch andere „wünschende Personen" stets in lebhafter Bewegung gehalten. Besonders war es ein Professor Huber, dem daran lag, den jungen Componisten für das Theater gewonnen zu sehen. Er war eine Art Viceintendant und hatte, wie Mozart schreibt, die Arbeit, „die Komödien, die man aufführen wollte, durchzulesen, zu verbessern, zu verderben, hinzuzuthun, hinwegzusetzen". Die Direction führte nämlich alles auf,

was eingeschickt wurde, und war sogar verbunden alle Münchener Produkte einzustudiren! „Und da hier", schreibt ein gleichzeitiger Berichterstatter, „fast jeder Student und Officiant an der Autorsucht krank liegt, werden sie mit Wust überhäuft." Ein Baron Rumling ferner machte Mozart das Compliment: „Spectakel sind meine Freude, gute Acteurs nnd Actrices, gute Sänger und Sängerinnen, und dann einen so braven Componisten dazu wie Sie!" Wozu Wolfgang meint: „Das ist freylich nur geredet — und reden läßt sich viel — doch hat er niemals so mit mir geredet." Beim Grafen Salern spielte er mehrere Tage hintereinander „viel vom Kopf, dann die zwei Cassationen für die Gräfin und die Finalmusik auf die letzt auswendig." Dann heißt es: „Sie können nicht glauben, was der Graf für eine Freude hatte: er versteht doch die Musik, denn er sagte allezeit Bravo, wo andere Cavaliers eine Prise Taback nehmen, sich schneuzen, räuspern oder einen Discours anfangen. Ich sagte ihm: ich wünschte nur, daß der Kurfürst da wäre, so könnte er doch was hören — er weiß nichts von mir, er weiß nicht, was ich kann. Daß doch die Herren einem Jeden glauben und nichts untersuchen wollen! Ja, das ist allezeit so. Ich lasse es auf eine Probe ankommen; er soll alle Componisten von München herkommen lassen, er kann auch einige von Italien, Frankreich, Deutschland, England und Spanien verschreiben; ich getraue mir mit einem Jeden zu schreiben. Ich erzählte ihm, was in Italien mit mir vorgegangen ist; ich bat ihn, wenn ein Discours von mir wäre, diese Sachen anzubringen. Er sagte, ich bin der Wenigste, aber was bey mir besteht, von ganzem Herzen."

Von einer andern Gelegenheit, wo er sich unter Musikern hören ließ, schreibt er: „Zu guter letzt spielte ich die letzte Cassation aus dem B von mir, da schaute Alles groß darein; ich spielte, als wenn ich der größte Geiger in Europa wäre." Worauf der Vater antwortet: „Du weißt selbst nicht, wie gut Du Violin spielst, wenn Du nur Dir Ehre geben und mit Figur, Herzhaftigkeit und Geist spielen willst, ja so, als wärest Du der erste Violinspieler in Europa." Aber Wolfgang gab sich in der That alle Mühe,

durch seine Leistungen Freunde zu gewinnen, und gewann sich deren auch hier wieder genug. Und doch wollte es dem Herrn Albert, der an Mozart großes Interesse nahm, nicht einmal gelingen, zehn Freunde zusammenzubringen, von denen jeder monatlich einen Ducaten spendiren sollte. Das wären dann 600 fl. gewesen, und es würde leicht sein, meint er, vom Grafen Seeau soviel Aufträge zu erhalten, daß er auf 800 fl. Einkommen sicher rechnen könnte. Auch die Mutter war von diesem Vorschlag sehr eingenommen. Allein der erfahrene Vater hatte sogleich bei diesem Project die größten Bedenken und behielt Recht. Die zehn Freunde fanden sich eben nicht zusammen.

Allein auch ohne dieses dachte Wolfgang wohl durchzukommen. Der Bericht an den Vater zeugt gleicherweise von dem Selbstvertrauen des Künstlers wie von seiner Unkenntniß des Lebens. „Für mich allein", schreibt er, „wäre es nicht unmöglich, mich durchzubringen; denn vom Grafen Seeau wollte ich wenigstens 300 Gulden bekommen; für das Essen dürfte ich nicht sorgen; denn ich wäre immer eingeladen, und wäre ich nicht eingeladen, so macht sich Albert eine Freude, mich bey sich bei Tische zu haben. Ich würde mit Graf Seeau den Contract so machen (Alles auf Einrathen meiner guten Freunde), alle Jahre vier deutsche Opern, theils buffe, theils serie zu liefern. Da hätte ich von einer jeden eine Sera (Vorstellung) oder Einnahme für mich, das ist schon so der Brauch, das würde mir allein wenigstens 500 Gulden tragen, das wäre mit meinem Gehalte schon 800 Gulden, aber gewiß mehr; denn der Reiner, Comediant und Singer, nahm in seiner Sera 200 Gulden ein, und ich bin hier sehr beliebt; und wie würde ich erst beliebt werden, wenn ich der deutschen Nationalbühne in der Musik emporhälfe? — Und das würde durch mich gewiß geschehen, denn ich war schon voll Begierde zu schreiben, als ich das deutsche Singspiel hörte."

Welch eminente Anforderungen stellt er an sein Können und welch geringe an die Welt, ihn dafür zu honoriren! Allein Graf Seeau scheint nicht einmal 300 Gulden haben wagen zu wollen. Wolfgang berichtet das. Der Vater antwortet: „Daß Du allein

in München leben könntest, hat seine Richtigkeit; allein was würde Dir dieses für eine Ehre machen? wie würde der Erzbischof darüber spotten! Das kannst Du aller Orten, nicht nur in München. Man muß sich nicht so klein machen und nicht so hinwerfen. Dazu ist gewiß noch keine Noth." Auch das Nannerl meinte: „Dir wäre es keine Ehre, wenn Du in München bliebest ohne Dienst. Es ist Dir mehr Ehre, wenn Du einen Dienst, da Du da keinen bekommen hast, bey einem anderen großen Herrn suchest; Du wirst schon einen finden." Da der Vater nun drängte, daß sie München sobald wie möglich verlassen sollten, weil ja auch in ihrer Abwesenheit die Freunde für sie thätig sein könnten, so verabschiedete sich Wolfgang beim Grafen Seeau, indem er ihm so sagte: „Ich bin nur da, Ew. Excellenz mich und meine Sachen recht zu erklären. Es ist mir der Vorwurf gemacht worden, ich sollte in Italien reisen. Ich war 16 Monat in Italien, habe drey Opern geschrieben, das ist genug bekannt. Was weiter vorgegangen, werden Ew. Excellenz aus diesen Papieren sehen." Er zeigte ihm die Diplome und fügte hinzu: „Ich zeige und sage Ew. Excellenz dieses Alles nur, damit, wenn eine Rede von mir ist, und mir etwa Unrecht gethan würde, sich Ew. Excellenz mit Grund meiner annehmen können. Er fragte mich, ob ich jetzt in Frankreich ginge? Ich sagte, ich würde noch in Deutschland bleiben. Er verstand aber in München, und sagte, vor Freude lachend: So! hier bleiben Sie noch? Ich sagte: Nein, ich wäre gern geblieben; und die Wahrheit zu gestehen, hätte ich nur deßwegen gern vom Kurfürsten Etwas gehabt, damit ich Ew. Excellenz hernach hätte mit einer Composition bedienen können, und zwar ohne allem Interesse. Ich hätte mir ein Vergnügen daraus gemacht. Er ruckte bei diesen Worten gar die Schlafhaube."

Dieses Rucken war aber auch die einzige Ehre, die ihm widerfuhr. Doch vergaß Seeau den willfährigen Compositeur nicht, nach wenig Jahren werden wir Mozart wieder mit ihm in Berührung finden. Auch sollte er vor der Abreise noch eine angenehme Aussicht gewinnen. Ein Freund von Italien her, Mislimeczeck, hatte auf den nächsten Carneval die Oper für Neapel erhalten und ver-

sprach Wolfgang, ihm dort ebenfalls eine solche zu verschaffen. Dieser bei seiner „unaussprechlichen Begierde, wieder einmal eine Opera zu schreiben", war glücklich bei einem solchen Gedanken und schreibt mit vieler Begeisterung davon seinem Vater. „Doch", schließt er in liebenswürdiger Bescheidenheit den Brief, „ich rede nur so, wie es mir ums Herz ist; — — wenn ich vom Papa durch Gründe überzeuget werde, daß ich unrecht habe, so werde ich mich obwohlen ungern, darein ergeben; denn ich darf nur von einer Opera reden hören — — so bin ich schon ganz außer mir." Der Vater war nicht dagegen und trat mit Misliweczeck in Correspondenz. Es wurde aber nichts aus der Sache: „Misliweczeck hat letztlich wieder Meldung gemacht, daß er nächstens für Dich die scrittura aus Neapel erwartet. Ich halte es aber für Schwänke, denn er macht diese Meldung nur allezeit, wenn er meine Dienste nöthig hat." Auch hatte der Vater verboten den Freund, der damals in München krank lag, zu besuchen, weil die Krankheit Folge von Ausschweifungen war. Allein Misliweczeck hatte sich so angelegentlich nach ihm erkundigt, so dringend seinen Besuch gewünscht, daß Mozart nicht widerstehen konnte und ihn im Garten des Herzog-Spitals aufsuchte. „Die Art wie er sich bei seinem Vater entschuldigt, sein Mitleid über den unglücklichen Mann und seine Rührung über dessen Freundschaft ausspricht, macht seinem guten Herzen und seiner Unschuld gleiche Ehre", so urtheilt Jahn nach diesem Briefe vom 11. Oktober 1777 wahr und schön.

Es war also in München wenig oder nichts erreicht worden. „Die schönen Worte, Lobsprüche und Bravissimo", ermahnt der Vater, „zahlen weder Postmeister noch Wirthe; sobald man nichts gewinnen kann, muß man alsogleich weiter trachten." Die Reisenden verließen daher am 11. Oktober München und trafen noch an demselben Abend in Augsburg ein. Dort lebte ein Bruder des Vaters, seines Zeichens Buchbindermeister. Auch heute noch sieht man in der Ludwigsstraße dort ein großes Schild: Mozart, Friseur. Da ist also endlich Ernst aus dem Spaß geworden, den Wolfgang auf der Maskerade in Salzburg trieb. In dieser Familie fanden Mutter und Sohn eine herzliche Aufnahme. Wolf-

gang trat mit der muntern Marianne, der neunzehnjährigen Tochter des Oheims, in ein freundschaftliches Verhältniß, das freilich auch ein kleines Exercitium seines Herzens, mehr aber ein Anlaß ward, seiner ganzen komischen Albernheit im Gespräch wie später in Briefen Luft zu machen. Dies entschädigte ihn ein wenig für die ungünstige Aufnahme, die er im übrigen in seiner Vaterstadt erfahren sollte.

Sogleich der erste Besuch, den er nach des Vaters Bestimmung bei „Ihro Gnaden" dem Stadtpfleger von Langenmantel machte, erbaute ihn sehr wenig: „Mein erster Gang war zum Herrn Stadtpfleger Longotabarro; mein Herr Vetter, der ein rechter braver, lieber Mann und ein ehrlicher Bürger ist, hat mich hinbegleitet und hatte die Ehre, oben im Vorhause wie ein Laquais zu warten, bis ich von dem Erzstadtpfleger heraus kommen würde. Ich ermangelte nicht, gleich von Anfang die unterthänigste Empfehlung vom Papa auszurichten. Er erinnerte sich allergnädigst auf Alles und fragte mich: Wie ist's dem Herrn immer gegangen? Ich sagte gleich darauf: Gott Lob und Dank, recht gut, und Ihnen, hoffe ich, wird es auch gut gegangen seyn? — Er wurde hernach höflicher und sagte Sie, und ich sagte Euer Gnaden, wie ich es gleich vom Anfang gethan hatte. Er gab mir keinen Fried, ich mußte mit ihm hinauf zu seinem Schwiegersohn (im zweyten Stock), und mein Herr Vetter hatte die Ehre, unterdessen über eine Stiege im Pflez (Vorhaus) zu warten. Ich mußte mich zurückhalten mit allem Gewalt, sonst hätte ich mit der größten Höflichkeit Etwas gesagt. Ich hatte oben die Ehre, in Gegenwart des gestarzten Herrn Sohnes, und der langhalsigten gnädigen jungen Frau, und der einfältigen alten Frau so beyläufig drei Viertelstunden auf einem guten Clavicord von Stein zu spielen. Ich spielte Phantasien und endlich Alles, was er hatte, prima vista, unter andern sehr hübsche Stücke von einem gewissen Edlmann. Da war Alles in der größten Höflichkeit, und ich war auch sehr höflich; denn meine Gewohnheit ist, mit den Leuten so zu seyn, wie sie sind, so kömmt man am Besten hinaus."

Diese seltsame Mischung von berechtigtem Selbstgefühl und

einer anspruchlosen Nachgiebigkeit im Verkehr mit Höhergestellten ist ein rechtes Gegenstück zu der Art und Weise Beethovens, der mit den Ideen der französischen Revolution genährt das Gefühl der Achtung, die dem schaffenden Künstler gebührt, auch auf das Leben übertrug und auch hier durchaus als ebenbürtig behandelt sein wollte; wie er denn mit den Fürsten und Erzherzogen durchaus als mit seinesgleichen umging. Haydn, der Mann der alten Zeit, gab ihm für diese stolze Bestimmtheit zwar den Namen „Großmogul". Aber er war es doch, der dem Künstler sein Recht auch in der Gesellschaft verschaffte und so allmälig den ganzen Stand der Musiker, der im vorigen Jahrhundert gleich dem der Schauspieler gering genug geachtet war, in die gebührende äußere Stellung erhob. Auch beide Mozarts empfinden das Unangemessene und Lächerliche des Standeshochmuths. Allein sie haben dagegen noch keine andere Waffe als Höflichkeit, ja Devotion und rächen sich hinterher durch Spott. „So oft ich an Deine Reise nach Augsburg dachte", schreibt der Vater, „so oft fielen mir Wielands Abderiten ein: man muß doch, was man im Lesen für pures Ideal hält, Gelegenheit haben in natura zu sehen." Dann belehrt er seinen Sohn über die hohe Würde eines Stadtpflegers und den Respekt der Bürger vor ihrem „regierenden Schellenkönig".

Darnach ging Wolfgang zu dem berühmten Klavierbauer Stein, und zwar, wie der Vater vorschlug, unter fremdem Namen und dem Vorgeben, er komme aus Innsbruck und habe Commission, Instrumente anzuschauen. Stein hatte ihn seit dem siebenten Jahre nicht gesehen, und ein solcher Spaß war so recht nach Wolfgangs Geschmack. Schon beim Herrn Stadtpfleger hatte er davon gesprochen, daß er nach dem Essen zu Stein gehen wolle: „Der junge Herr trug sich also gleich selbst an, mich hinzuführen. Ich dankte ihm für seine Güte, und versprach nach Mittag um 2 Uhr zu kommen. Ich kam, und wir gingen in Gesellschaft seines Herrn Schwagers, der einem völligen Studenten gleich sieht. Obwohl ich gebeten hatte, still zu halten, wer ich sey, so war Herr von Langenmantel doch so unvorsichtig, und sagte zum Herrn Stein: Hier habe ich die Ehre, Ihnen einen Virtuosen auf dem Claviere auf-

zuführen, und schneutzte darzu. Ich protestirte gleich, und sagte, ich wäre nur ein unwürdiger Scolar von Herrn Sigl aus München, von dem ich viele tausend Complimente auszurichten habe. Er sagte Nein mit dem Kopfe — und endlich: Sollte ich wohl die Ehre haben, den Herrn Mozart vor meiner zu haben? — O nein, sprach ich, ich nenne mich Trazom, ich habe auch hier einen Brief an Sie. Er nahm den Brief und wollte ihn gleich erbrechen. Ich ließ ihm aber nicht Zeit, und sagte: Was wollen Sie denn jetzt da den Brief lesen? machen Sie dafür auf, daß wir in den Saal hinein können, ich bin so begierig, Ihre Pianoforte zu sehen. — Nun, meinetwegen. Es sey, wie es wolle; ich glaube aber, ich betrüge mich nicht. Er machte auf. Ich lief gleich zum einen von den drei Clavieren, die im Zimmer standen. Ich spielte; er konnte kaum den Brief aufmachen, vor Begierde überwiesen zu werden; er las nur die Unterschrift. O, schrie er und umarmte mich, er verkreuzigte sich, machte Gesichter und war halt sehr zufrieden."

Dann lobte Wolfgang seine Pianofortes und gewann durch sein einsichtiges Urtheil und sein Spiel, das die Vorzüge dieser besten Instrumente jener Zeit ins rechte Licht zu setzen verstand, des Klavierbauers Beifall, der ihn nun auch wegen seiner Tochter um Rath fragte. Diese, damals 8 Jahre alt, ist die bekannte Nanette Streicher, Gattin von Schillers Jugendfreund, die durch ausgezeichnetes Klavierspiel wie durch Herz und Bildung in Wien bis zu ihrem Ende eine allgemeine Hochachtung genoß. Dabei war sie eine vortreffliche Hausfrau und Mutter, und sie war es, die dem großen Beethoven, wenn er durch die tiefe Versunkenheit ins Ideale in seiner häuslichen Existenz gar zu sehr verkommen war, mit treuer Hingabe das Hauswesen wieder einrichtete und auch sonst ihm eine wahre Freundin blieb. Wolfgang freilich erstattet seinem Vater einen recht „schlimmen" Bericht über sie. Allein kann solch jugendlicher Muthwille dem Andenken einer sonst vortrefflichen Frau schaden?

„A propos", schreibt er, „wegen seinem Mädl. Wer sie spielen sieht und hört und nicht lachen muß, der muß ein Stein wie ihr Vater seyn. Es wird völlig gegen den Diskant hinauf

gesessen, beileibe nicht mitten, damit man mehr Gelegenheit hat, sich zu bewegen und Grimassen zu machen. Die Augen werden verdreht, es wird geschneuzt; wenn eine Sache zwey Mal kömmt, so wird sie das zweyte Mal langsamer gespielt; kommt selbe drey Mal, wieder langsamer. Der Arm muß in alle Höhe, wenn man eine Passage macht, und wie die Passage markirt wird, so muß es der Arm, nicht die Finger, und das recht mit allem Fleiße schwer und ungeschickt thun. Das Schönste aber ist, daß, wenn in einer Passage (die fortfließen soll wie Oel) nothwendiger Weise die Finger gewechselt werden müssen, so braucht's nicht viel Acht zu geben, sondern wenn es Zeit ist, so läßt man aus, hebt die Hand auf und fängt ganz commod wieder an, durch das hat man auch eher Hoffnung, einen falschen Ton zu erwischen und das macht oft einen curiosen Effect. Ich schreibe dieses nur, um dem Papa einen Begriff vom Clavierspielen und Instruiren zu geben, damit der Papa seiner Zeit einen Nutzen daraus ziehen kann."

Sein eigenes Spiel übrigens versetzte wie gewöhnlich alles in höchste Bewunderung. Sowohl am Klavier wie bei der Orgel und der Violine war der Beifall der Kenner wieder ohne Gränzen. Allein trotzdem kam es zu keinem einträglichen Conzert. Die „Patricii waren nicht bei Cassa", ja sie erlaubten sich gar Mozart, der auf den Rath seines Vaters in Augsburg, wo kein regierender Fürst sei und wo es ihm also Respekt und Ansehen mache, sein Ordenskreuz von dem berühmten und großen Papst Ganganelli, Clemens XIV. angelegt hatte, damit aufzuziehen. Besonders wurde ein Offizier so zudringlich und unartig, daß Wolfgang die Geduld verlor und ihn auf derbe Art in seine Schranken wies. Indignirt über eine solche Behandlung spielte er denn auch, obwohl er's versprochen hatte, in dem gewöhnlichen Patricierconzert nicht. Stein aber setzte nun die lutherischen Patricier — denn es waren die katholischen gewesen, die Mozart so unwürdig behandelten, — in Bewegung und man erwies ihm hier so viel Artigkeit, daß er doch in die „vornehme Bauernstub-Academie" ging und dort von seinen Compositionen aufführen ließ und selbst ein Conzert und eine Sonate spielte. Dafür erhielt er dann außer vielen Compli-

menten — zwei Ducaten. „Das ist bei alle dem gewiß", schreibt der Vater, „mich würden sie schwerlich in ihre Bettl-Academie gebracht haben." Wolfgangs einzige Rache war, ein überaus witziges Verzeichniß der sämmtlichen Theilnehmer der Akademie nach Hause zu schicken, das man in dem betreffenden Briefe (17. Okt. 1777) selbst nachlesen mag.

Indessen gelang es seinen Freunden auch ein öffentliches Conzert zu Stande zu bringen. Allein wieder war die Bewunderung größer als die Einnahme, und Wolfgang schrieb deshalb: „Das kann ich sagen, wenn nicht ein so braver Herr Vetter und Base und so liebes Bäsle da wäre, so reuete es mich so viel als ich Haare im Kopf habe, daß ich nach Augsburg bin. Nun muß ich von meiner lieben Jungfer Bäsle etwas schreiben; das spare ich mir aber auf morgen, denn man muß ganz aufgeheitert sein, wenn man sie recht loben will, wie sie es verdient. — Den 17. in der Frühe schreibe und betheure ich, daß unser Bäsle schön, vernünftig, lieb, geschickt und lustig ist; und das macht, weil sie brav unter die Leute gekommen ist, sie war auch einige Zeit in München. Das ist wahr, wir zwey taugen recht zusammen, denn sie ist auch ein bischen schlimm; wir foppen die Leute miteinander, daß es lustig ist." — „Mein lieb Bäsle, welches sich beiderseits empfiehlt, ist nichts weniger als ein Pfaffenschnitzl", muß der Vater hören. Denn sie waren miteinander in einer lustigen Gesellschaft in einem Gastzimmer gewesen, und da hatte sie den Pater Emilianus, „einen hoffärtigen Esel und einfältigen Witzling", der seinen Spaß mit ihr treiben zu können glaubte, nach Herzenslust gefoppt und, als er „rauschig" einen Canon anstimmte, sotto voce ziemlich freie Textesworte zu seiner Verhöhnung improvisirt. „Dann lachten wir wieder eine halbe Stunde", schließt er.

So tändelten die Beiden miteinander. Er schenkte ihr sein Portrait und sie mußte sich in französischer Tracht, wo sie „um 5 p. Cento schöner" war, für ihn zeichnen lassen. Er trägt einen rothen Frack, und aus der gepuderten Haarfrisur, die das jugendliche Gesicht komisch verältelt, gucken kluge Augen mit lebhaftem und offenem Ausdruck hervor, wogegen des Bäsles Gesicht „in etwas

derben Formen gutmüthig und lustig drein schaut und ohne schön zu sein doch einen recht angenehmen Eindruck macht". Nach damaliger Bürgersitte trägt sie eine gestickte Riegelhaube, die ihr gut steht. Sie hat keine Frisur und um den Hals ist ein kleines schwarzes Tüchel geschlagen. Schon diese äußere Erscheinung charakterisirt die beiden Leutchen. Bei ihm tritt unverhohlen der Adel des Geistes durch die unscheinbare Außenseite und belebt den feinen Gliederbau. Doch sie hat davon keine Ahnung und fand den Eifer Mozarts beim Klavierspiel wohl gar komisch. Ihre gesunde Bürgersart und frische Jugend aber reizten den jungen Künstler zu allerhand Liebesthorheit, ohne daß seine innere Natur davon ergriffen wurde. „Meine Mama und ich", schreibt er, „bitten den Papa recht schön, Sie möchten doch die Güte haben und unserer lieben Base ein Angedenken schicken; denn wir haben alle zwey bedauert, daß wir nichts bey uns haben, aber versprochen dem Papa zu schreiben, daß er etwas schickt. Aber zweierlei: im Namen der Mama so ein Doppelbüchel, wie die Mama eins hat, und im Namen meiner eine Galantarie, eine Dose oder Zahnstocherbüchsl ꝛc. oder was es ist, wenn es nur schön ist; denn sie verdient es." Es waren ja von den früheren Reisen her genug dergleichen Bijouterien vorhanden.

Der Abschied war natürlich sehr betrübt, sodaß selbst Stein in seinem Briefe an den Vater davon spricht, und dieser ließ dann beim nächsten Bölzlschießen „den traurigen Abschied in den zwei in Thränen zerfließenden Personen des Wolfgangs und des Bäsle" auf die Scheibe malen: „Die Scheibe war allerliebst. Eine Augsburgerin stand rechter Hand und präsentirte einem jungen Menschen, der Stiefl anhatte und reisefertig war, einen Reisebusch, in der andern Hand hatte sie ein erstaunlich auf dem Boden nachschleppendes Leinlach, womit sie die weinenden Augen abtrocknete. Der Chapeau hatte auch ein dergleichen Leinlach, that das nämliche und hielt in der andern Hand seinen Hut. Oben stand geschrieben:

Adieu mein Jungfer Baas! — Adieu mein lieber Vetter!
Ich wünsch zur Reise Glück, Gesundheit, gutes Wetter:
Wir haben 14 Täg recht fröhlich hingebracht;

Das ists, was beyderseits den Abschied traurig macht.
Verhaßtes Schicksal! — — ach, ich sah sie kaum erscheinen;
So sind sie wieder weg! — wer sollte nun nicht weinen?"

Bald nach seiner Ankunft in Mannheim schrieb Wolfgang den nachfolgenden närrischen Brief, und hier zumal ist nicht sowohl Witz zu finden als ein gewisses Vergnügen an dem Klang und Rhythmus in der Sprache, das mehr sein feines Ohr als seinen Geist angeht. Kinder und das Volk machen's ja auch so. Es sind die ursprünglichsten Regungen der Kräfte, die das Schöne schaffen. Wie sich ja auch der Sinn des bildenden Künstlers an der bloßen Schönheit der Linienbewegungen erfreut, einerlei ob die Linie etwas bedeutet oder nicht! Wolfgang schreibt also:

„Allerliebstes Bäsle, Häsle!

Ich habe dero mir so werthes Schreiben richtig erhalten — falten, und daraus ersehen — drehen, daß der Herr Vetter — Retter und die Frau Bas — Has, und Sie — wie recht wohl auf sind — Rind; wir sind auch Gott Lob und Dank recht gesund — Hund. Ich habe heute den Brief — schief von meinem Papa — haha! auch richtig in meine Klauen bekommen — strommen. Ich hoffe Sie werden auch meinen Brief — trief, welchen ich Ihnen aus Mannheim geschrieben, erhalten haben — schaben. Desto besser, besser desto! Nun aber etwas Gescheutes" u. s. w.

Es kommt aber nichts Gescheidtes, sondern es geht in der gleichen Weise Seiten lang fort, daß uns Hören und Sehen vergeht, und dem Bäsle mag wohl auch zuweilen dabei etwas wehe geworden sein. Immer Scherze und oft recht schlechte, nichts von Zärtlichkeit, wie sie dem Mädchen, das dem jungen Uebermuth recht zugethan war, gewiß lieber gewesen wären. Zuletzt: „Nun leben Sie wohl, ich küsse Sie tausendmal und bin wie allzeit der alte junge Wolfgang Amade Rosenkranz." Doch beweist der Eifer des Briefwechsels mehr Interesse, als die Worte aussprechen. „Ich hoffe auch, Sie werden meine Briefe richtig erhalten haben; nemlich einen von Hohenaltenheim und zwey von Mannheim, und dieser wie es auch so ist, ist der dritte von Mannheim, aller in allem der vierte", schreibt er bereits am 14. November, also nicht drei Wochen nach

ihrer Trennung. „Wie mir Mannheim gefällt? — so gut einem ein Ort ohne Bäsle gefallen kann. Haben Sie mich immer noch so lieb, wie ich Sie, so werden wir niemalen aufhören uns zu lieben", — und dann folgt wieder ein göttlicher Unsinn, der übrigens von großer Heiterkeit des Gemüths zeugt.

Wie die Sache zu einigem Verdruß des Bäsle schließlich im Sande verlief, werden wir sehen. Einstweilen reisten Mutter und Sohn ab und trafen nach einem kurzen Aufenthalt beim Fürsten Wallerstein in Hohenaltheim am 30. Oktober 1777 in Mannheim ein.

Hier sollten mancherlei bedeutsame Dinge mit Mozart vorgehen.

Siebenter Abschnitt.

Aloysia Weber.

1777—78.

„Der ersten Liebe goldne Zeit!"

Am Tage nach der Ankunft in Mannheim schrieb Wolfgang an den Vater: „Heute bin ich mit Herrn Danner bei Mr. Cannabich gewesen. Er war ungemein höflich. Ich spielte ihm etwas auf seinem Pianoforte, welches sehr gut ist, und wir gingen nachher miteinander in die Probe. Ich habe geglaubt, mich des Lachens nicht enthalten zu können, als man mich den Leuten vorgestellt hat. Einige, welche mich per renommée gekannt haben, waren sehr höflich und voll Achtung; Einige aber, die weiter nichts von mir wissen, haben mich groß angesehen, aber auch so gewiß lächerlich. Sie denken sich halt, weil ich klein und jung bin, so kann nichts Großes und Altes hinter mir stecken; sie werden es aber bald erfahren."

In diesem Punkte war Mozart mit Recht empfindlich. Er war von unscheinbarem Aeußern, das von seinem Genius höchstens dann etwas verrieth, wenn er spielte oder das Orchester dirigirte. Aber selbst dann kam ja seine Lebhaftigkeit einem Bäsle noch komisch vor. Jetzt war er einundzwanzig Jahre alt und die Mutter berichtet, sein Bart mache sich bereits so bemerklich, daß er abgenommen werden müsse, worauf der Vater fragt: „à propos, wird der Bart weggeschnitten, weggebrannt oder gar wegrasirt?" Die Antwort lautet in gehöriger Gewissenhaftigkeit: „Noch ist der Bart nicht barbiert worden, sondern mit dem Scheerl geschnitten; es wird sich aber nicht mehr thun lassen, mit nächstem wird der Barbier herhalten müssen." In derselben Zeit schreibt die Mutter: „Du kannst Dir nicht vorstellen, wie der Wolfgang hier hochgeschätzt wird, sowohl bei der Musik als auch bei Anderen; sie sagen

Alle, daß er seines Gleichen nicht hat, seine Compositionen thun sie völlig vergöttern."

Unter diesen Verehrern Mozarts war also vor allen der Musikdirector Cannabich, der bereits den Knaben Wolfgang gekannt hatte und ihn jetzt auf das freundlichste in seinem Hause aufnahm. Die Musiker der kurfürstlichen Kapelle galten allgemein als honette Leute. Sie waren gut bezahlt und das Wohlwollen ihres Fürsten, des geistreichen Karl Theodor, der soviel für die Musik gethan, sowie seine heitere Laune und freie Form im Verkehre gab auch ihnen etwas Liberales und Angenehmes im Umgange. Haus, Tisch und Herz dieser Leute stand jedem Manne von Geist und Lebensart beständig offen. Dieses erfuhr Mozart, wie andere es erfahren hatten. Freilich war auch in diese Kreise etwas von der Leichtfertigkeit der Hofhaltung jenes Fürsten eingedrungen, und es scheint selbst noch heute nicht ganz verwischt, was ein gleichzeitiger Beobachter berichtet, auch die Begierde sei durch das Beispiel der Großen bis in die Winkel der geringsten Bürger ausgebreitet worden, es wimmele da von leichtsinnigen Mädchen und eine Bürgersfrau halte es für unartig ihrem Manne getreu zu sein. „Das Frauenzimmer dieser Stadt ist übrigens sehr schön, artig und reizend", heißt es mit Recht zum Schluß.

Dieses Uebel kannte auch Mozart recht wohl. Er schreibt einmal von einem grundehrlichen deutschen Manne, der seine Kinder gut erzieht: „und dieß ist eben die Ursache, warum das Mädl hier verfolgt wird." Aber solche Dinge berührten ihn wenig. Das war ja auch in Salzburg nicht anders gewesen, und er genoß von diesem allzufreien Cultus der Liebe eben nur den Vortheil eines unbefangeneren Umgangs mit dem andern Geschlechte. Von ihren Thorheiten sah und hörte er nichts, schon weil seine Seele so sehr stets auf seine Kunst gerichtet war und ihm diese Thätigkeit auch das Leben so verklärte, daß er nur das Schöne und Gute am Weibe sah. Aber dieses sah er, liebte es und ward dadurch aufs innigste erregt.

Bei Cannabich, welcher ebenfalls eine Tochter hatte und Wolfgang zu Mittag häufig und zum Nachtessen „al solito" (regel-

mäßig) bei sich sah, ging es oft genug heiter her, wie folgender Brief zeigt: „Ich Johannes Chrysostomus Amadeus Wolfgangus Sigismundus Mozart gebe mich schuldig, daß ich vorgestern und gestern (auch schon öfters) erst bei der Nacht um 12 Uhr nach Hause gekommen bin, und daß ich von 10 Uhr an bis zur benannten Stunde beym Cannabich in Gegenwart und en compagnie des Cannabich, seiner Gemahlin und Tochter, Herrn Schatzmeister, Ramm und Lang, oft und nicht schwer, sondern ganz leichtweg gereimet habe, und zwar lauter Unfläthereyen, und zwar mit Gedanken, Worten und — — aber nicht mit Werken. Ich hätte mich aber nicht so gottlos aufgeführt, wenn nicht die Rädlführerin, nämlich die sogenannte Liesel mich gar so sehr dazu animiret und aufgehetzt hätte; und ich muß bekennen, daß ich ordentlich Freude daran hatte. Ich bekenne alle diese Sünden und Vergehungen von Grund meines Herzens, und in Hoffnung, sie öfter bekennen zu dürfen, nehme ich mir kräftig vor, mein angefangenes sündiges Leben noch immer zu verbessern", und so fort in lauter tollen Späßen.

Der Magnet aber, der den jungen Künstler in dieses Haus zog — denn trotz allem Spaß pflegte er auch hier, wie er es in Salzburg gethan, während die andern discurrirten oder spielten, ein Buch aus der Tasche zu ziehen — war eben die dreizehnjährige Rosa, „ein sehr schönes, artiges Mädl". Dreizehn Jahre alt! Ein voller Backfisch! — In der Pfalz reift es eben früher, und es gibt einen feurigen Wein dort. An den sonneglühenden Felsen Amalfis blitzt aus den Augen solcher Jugend gar schon jenes Feuer, das dem Manne Sinne und Seele verwirrt. Von diesem Mädchen aber schreibt auch ein Anderer aus jener Zeit, der Maler Kobell: „Wie viel solcher süßer unschätzbarer Augenblicke schenkte mir der Himmel in dem lieben Umgang mit der schönen Rose Cannabich. Ihre Erinnerung ist meinem Herzen ein Eden!"

Wolfgang selbst sagt von ihr: „Sie hat für ihr Alter sehr viel Vernunft und gesetztes Wesen; sie ist serios, redet nicht viel, was sie aber redet, geschieht mit Anmuth und Freundlichkeit." Schon den Tag nach der Ankunft hatte sie ihm etwas vorgespielt:

„Sie spielt ganz artig Klavier, und damit ich mir ihn recht zum Freunde mache, so arbeite ich jetzt an einer Sonate für seine Mlle. Tochter. Ich habe, wie ich das erste Allegro und Andante geendigt hatte, selbe hingebracht und gespielt." Als das Allegro fertig war, fragte ihn der junge Danner, wie er das Andante zu machen im Sinne habe. — „Ich will es ganz nach dem Caractère der Mlle. Rose machen. — Als ich es spielte, gefiel es halt außerordentlich. Der junge Danner erzählte es hernach; es ist auch so: wie das Andante, so ist sie", schreibt er am 6. Dez. 1777.

Welches Andante mag das sein? Ich meine das in der Sonate in B (André Nr. 10). Es ist amoroso betitelt, ein Zusatz, den Mozart selten macht. Und der letzte Satz ist ein Rondo. Auch das stimmt mit Mozarts Bemerkungen überein, denn er berichtet: „Ich habe heute bey Herrn Cannabich das Rondo zur Sonate für seine Mlle. Tochter geschrieben, folglich haben sie mich nicht mehr weggelassen." Dieses Andante hat einen solchen Zauber der lebendigen Empfindung und zwar einer Empfindung, wie sie Mozart hier haben mochte, solch leises Fragen und schüchternes Antworten und all das reizende Getändel der Neigung hin und wieder, daß hier recht gut eine junge Mädchenseele gezeichnet sein kann, die von der Wonne des Daseins so eben eine süße Ahnung gewinnt und mit der holden Anmuth der Jugend sich ihres Gefühles wie eines Verbrechens schämt. Man denke sich den in jugendlicher Erregung glühenden Meister, dem das Herz ohnehin stets überläuft. Konnte Pygmalion den Stein beseelen, wie viel eher vermochte dieser Genius mit dem Feuer seiner Seele ein Wesen zu entzünden, in dem wenigstens die tiefere Empfindung schon als Fähigkeit und Ahnung vorgebildet lag! — Doch dem mag sein wie ihm wolle. Man kann Niemand beweisen, daß es gerade die Liebesempfindung ist, was dem jungen Meister bei dieser Sonate den Griffel geführt hat. Soviel aber steht fest, daß die beiden jungen Wesen auf diese Weise einander recht nahe gebracht wurden. „Gestern hat sie mir wieder ein recht unbeschreibliches Vergnügen gemacht", schreibt Wolfgang bald darauf, „sie hat meine Sonate ganz vortrefflich gespielt. Das Andante (welches nicht geschwind gehen

muß) spielt sie mit aller möglichen Empfindung; sie spielt sie aber auch recht gern.“ Es war aus dieser Berührung ein regelmäßiger Unterricht entstanden. Wolfgang kam täglich in das Haus und in reiner Neigung zum Schönen erglühend wuchsen die jungen Gemüther der höheren Reife in der Kunst wie im Leben entgegen.

Allein nur kurze Zeit schlugen diese beiden jungen Herzen miteinander. Es war doch auch blos eine jener Vorübungen, von denen schon mehr berichtet ward und die jedes Herz wie jeder Geist im Leben durchzumachen hat, wenn schließlich das Ganze und Volle hervorwachsen soll. Solcher größeren oder kleineren Exercitien des Herzens gab es natürlich in dem heiteren Mannheim noch mehr, und sie waren, wie es sich gehört, zugleich Uebungen des Künstlers. Cannabich führte ihn auch beim Flötisten Wendling ein. Die Tochter, welche einmal Geliebte des Kurfürsten gewesen, schreibt Wolfgang, spiele recht hübsch Clavier: „Hernach habe ich gespielt. Ich war heute in einer so vortrefflichen Laune, daß ich es nicht beschreiben kann, ich habe nichts als aus dem Kopf gespielt und drei Duetti mit Violine, die ich mein Lebtage niemalen gesehen, und dessen Autor ich niemalen nennen gehört habe. Sie waren allerseits so zufrieden, daß ich — die Frauenzimmer küssen mußte. Bei der Tochter kam es mir gar nicht hart an, denn sie ist gar kein Hund.“ Auch Wieland schreibt von ihr, der wir später wieder begegnen werden, daß sie einer Madonna von Rafael oder Dolce so ähnlich sehe, daß man sich kaum erwehren könne, ihr, sobald man sie ansehe, ein Salve Regina zu adressiren, und Heinse nannte sie eine hundertblätterige Rose. Also hatte Wolfgang guten Geschmack.

Allein was begriff er damals von dem berückenden Zauber, den solche Erscheinungen auf den Mann ausüben! „Sie ist gar kein Hund“, ist das Einzige, was er von einem Mädchen zu sagen weiß, das die beiden Poeten zu Ausdrücken des Entzückens hinreißt. Auch er freilich sollte noch diesen Zauber zur Genüge kennen lernen und ihn in Bildern der Kunst hinstellen, wie nach ihm kein Zweiter. Aber auch dann hatten sie nichts von dem Begehrlichen, das um Wielands Gebilde spielt, sie waren heiter, anmuthig und

unbefangen wie diese. Aber wie er an dieser „Centifolie" nicht gesehen, sondern nur von ihr gehört hatte, daß sie dem Zuge der bloßen Natur folgend sich dem Leben preisgegeben, so vermochte er auch später von solcher leichteren Erregbarkeit das Unschöne, das nur zu oft damit verbunden ist, vollkommen auszuscheiden und behielt einzig die lebendig glühendere Art bei, die solchem Wesen eignet und uns an die unerschöpfliche Triebkraft der Natur gemahnt. Jetzt lag ihm selbst dieses noch fern. Eben erst erwachten die idealen Regungen des Herzens, und von ihnen bis zum Genuß der Freude ist ein gar weiter Sprung, den nur zum eigenen Unheil schon der Jüngling thut.

Aber jetzt war auch der Moment gekommen, wo dieses Erwachen, dem so manche Dämmerung voraufgegangen war, mit einem mächtigen Schlage eintreten sollte. Es ergriff den jungen Genius jene Leidenschaft, die über Wohl und Wehe unseres inneren Lebens so oft mitentscheidet. Dies verhielt sich aber so.

Im Anfange des neuen Jahres 1775 hatte Wolfgang, wohl um Noten schreiben zu lassen, die Bekanntschaft des Theatercopisten Weber gemacht. Die sehr beschränkten Verhältnisse, in denen dieser Mann, ein Onkel des späteren Freischütz-Componisten, mit seiner Familie lebte, erweckten Wolfgangs angeborne Gutmüthigkeit, und er strebte ihnen umsomehr zu helfen, als er bei der zweiten Tochter, Aloysia, die fünfzehn Jahre alt war, eine herrliche Stimme fand. Er beschloß ihr Unterricht zu geben. Und wie es nun so kommt und zumal bei Mozart nicht ungewöhnlich war, daß sich mit dem künstlerischen Interesse zugleich ein Hinneigen des Herzens verband, das die ganze Sache belebte, so konnte es auch nicht fehlen, daß die aufblühende Schönheit dieses Mädchens von Tag zu Tag einen tieferen Eindruck auf ihn machte. Ja es währte nicht lange, so ward das Verhältniß zwischen Lehrer und Schülerin so vertraut und leidenschaftlich, daß es eine wahre und volle Liebe zu nennen ist. Und es war eine erste Liebe, was die jugendlichen Gemüther zusammenführte. Platen singt:

„Mein Herz und Deine Stimme
Verstehn sich gar zu gut",

und dies mochte Wolfgangs Gedanke sein, wenn er dem begabten Mädchen, die mit ihrem offenen Geiste und angebornen Kunstsinne seine Weisungen leicht verstand, alles das mittheilte, was er in Italien vom Gesange gelernt hatte, und mehr noch, wenn er ihr durch sein eigenes Spiel, sei es auch nur in der Begleitung zum Gesange, die Tiefen des Innern erregte, die keine Kunst so wie die Musik wachruft, — die Musik, die jenen unartikulirten Lauten, in denen sich das tiefste Leben der Seele verräth, jenem Ach und Weh, in dem sich Freud und Leid des Herzens hervorstammelt und das des Hörers Seele so unsagbar wonnig ergreift und mitklingen macht, den gemeingültigen Ausdruck verleiht, indem sie den bloßen Laut der Natur zur wohlgeordneten und doch beredt überströmenden Sprache macht! Wie mochten die Beiden in steigendem Eifer miteinander musiziren! Wie mochten die flammenden Gesichter, die leuchtenden Augen, die Erwärmung des ganzen Wesens ihnen selbst eine Theilnahme des Innersten an diesem Kunsttreiben verrathen, von der die unerfahrenen Herzen beide noch nichts wußten! Denn wer ahnt die erste Liebe? Wer ist in der Seligkeit und überquellenden Fülle der Empfindung, in der das Herz aufgeht, wenn es zuerst ein anderes Herz findet, das von Natur mit ihm den gleichen Schlag zu schlagen scheint, — wer ist in diesem Treiben sich bewußt, daß es Liebe ist, was so unendlich beglückt, was das Herz so erweitert, daß wir die ganze Welt umfassen zu können wähnen, was uns so reich und groß macht, weil wir zum ersten Male uns selbst, ganz uns selbst fühlen? Wer weiß, daß das Liebe ist? Den Namen freilich hat er tausendmal gehört, auch wohl etwas dabei sich vorgestellt, ja empfunden. Allein nun kommt es, und wie eine völlig neue Entdeckung deucht es dem jugendlichen Herzen, daß es Liebe ist, dieses Gefühl, das wir uns kaum zu gestehen wagen, das sich schüchtern verbirgt und alles sein möchte, alles zu sein wähnt, nur nicht Liebe! Denn so rein, so unsäglich hochstehend und edel dünkt dem Herzen dieses selige Gefühl, daß es lieber jeden andern Namen dafür wählt als den, mit dem es alle Welt benennt und der so gewöhnlich, ja fast unrein erscheint und sicher unwürdig, dieses heilige Gefühl zu benennen.

Aloysia Lange geb. Weber.

Nach einer Zeichnung ihres Mannes Joseph Lange.

Digitized by Google

So war es auch bei diesen jungen Seelen. Selbst als die Flammen der Leidenschaft schon über ihren Häuptern zusammenschlagen, ahnen die Unschuldigen nicht, daß es Liebe ist, was sie so innig aneinander fesselt. Wie das Mädchen dachte, wissen wir freilich nicht; doch läßt ihre Jugend wie Mozarts Bericht den Schluß wagen, daß auch sie arglos sich einer Neigung überließ, die aus dem künstlerischen Interesse erwuchs. Aber Wolfgang war, das wissen wir, so warm und wahr er empfand, auch so ahnungslos über sein Empfinden. Man kann nichts Anmuthigeres lesen als die Briefe an seinen Vater, die das lebendige Zeugniß dieses bedeutsamen Lebensereignisses sind und in denen Wolfgang, ohne es zu wissen und zu wollen, schon von vornherein seine Herzensempfindung verräth, derweilen er selbst noch wähnt, es sei Interesse für die Stimme des Mädchens und die Noth der Familie, was ihn zu seinen lebhaften Aeußerungen über sie treibt. Doch versteht sich von selbst, daß alle diese Laute seiner Empfindung dem ernsten und strengen Vater gegenüber, dem er vor allem die Erfüllung der Lebenspflichten schuldig ist, so wahrhaftig sie sind, doch gedämpfter erscheinen, als sie einem Menschen gegenüber gewesen sein würden, der an seinen Herzensangelegenheiten verstehenden Antheil genommen hätte.

Schon um Mitte Januar schreibt er: „Künftigen Mittwoch werde ich auf etliche Tage nach Kirchheim-Bolanden zu der Prinzessin von Oranien gehen. — Weil sie eine außerordentliche Liebhaberin vom Singen ist, so habe ich ihr vier Arien abschreiben lassen, und eine Symphonie werde ich ihr auch geben, denn sie hat ein ganz niedliches Orchester und gibt alle Tage Academie (Concert). Die Copiatur von den Arien wird mich nicht viel kosten, denn die hat mir ein gewisser Herr Weber, welcher mit mir herübergehen wird, abgeschrieben. Dieser hat eine Tochter, welche vortrefflich singt und eine schöne reine Stimme hat und erst fünfzehn Jahre alt ist. Es geht ihr nichts als die Action ab, dann kann sie auf jedem Theater die Primadonna machen. Ihr Vater ist ein grundehrlicher deutscher Mann, der seine Kinder gut erzieht, und dies ist eben die Ursache, warum das Mädl hier verfolgt

wird. Er hat sechs Kinder, fünf Mädl und einen Sohn. Er hat sich mit Frau und Kinder vierzehn Jahre mit 200 Gulden begnügen müssen, und weil er seinem Dienste allezeit gut vorgestanden und dem Kurfürsten eine sehr geschickte Sängerin gestellt hat, so hat er nun — 400 Gulden. Meine Arie von der de Amicis mit den entsetzlichen Passagen singt sie vortrefflich; sie wird diese auch zu Kirchheim-Bolanden singen." Ueber diese Vacanzreise berichtet er dann nach vierzehn Tagen: „Wir mußten gleich einen Zettel ins Schloß schicken; den andern Tag kam der Herr Concertmeister Rothfischer zu uns. Abends gingen wir nach Hof, das war Samstag; da sang die Mlle. Weber drei Arien. Ich übergehe ihr Singen — mit einem Wort vortrefflich! Ich habe ja im neulichen Briefe von ihren Verdiensten geschrieben, doch werde ich diesen Brief nicht schließen können, ohne noch mehr von ihr zu schreiben, daß ich sie jetzt erst recht kennen gelernt und folglich ihre ganze Stärke einsehe. — Wir hätten unanimiter von Herzen gern das Essen bey Hofe hergeschenkt, denn wir waren niemal so vergnügt, als da wir allein beysammen waren; allein wir haben ein wenig öconomisch gedacht — wir haben so genug zahlen müssen. Den andern Tag war wieder Musique, — die Mlle. Weber sang in Allem dreizehnmal und spielte zweymal Clavier, denn sie spielt gar nicht schlecht. Was mich am meisten wundert, ist, daß sie so gut Noten liest. Stellen Sie sich vor, sie hat meine schweren Sonaten langsam, aber ohne eine Note zu fehlen, prima vista gespielt: ich will bey meiner Ehre meine Sonaten lieber von ihr als von Vogler spielen hören. Ich habe in Allem zwölfmal gespielt, und einmal auf Begehren in der lutherischen Kirche auf der Orgel, und habe der Fürstin mit 4 Sinfonien aufgewartet, und nicht mehr als sieben Louisd'or in Silbergeld bekommen, und meine liebe arme Weberin fünf. — Basta. Wir haben nichts dabey verloren, ich hab noch zweiundvierzig Gulden Profit und das unaussprechliche Vergnügen mit grundehrlichen, gut katholischen und christlichen Leuten in Bekanntschaft gekommen zu seyn; mir ist leid genug, daß ich sie nicht schon lange kenne."

Wie ihm aber in diesem Umgang das Herz aufging, sodaß die

ganze kindliche Zutraulichkeit seines Wesens sich wieder einmal hervorwagen durfte, geht aus dem Nachtrage des Briefes hervor: „Apropos! Sie müssen sich nicht zu viel verwundern, daß mir von 77 Gulden nicht mehr als 42 Gulden übrig geblieben sind. Das ist aus lauter Freuden geschehen, daß einmal wieder ehrliche und gleichdenkende Leute zusammengekommen sind. Ich habe es nicht anders gethan; ich habe halben Theil gezahlt; das geschieht aber nicht auf anderen Reisen, das habe ich schon gesagt, da zahl ich nur für mich."

Von nun an widmete Wolfgang fast alle Zeit dem Verkehr in dieser Familie und studirte seiner Aloysia alle seine Arien ein, ja er ließ sich, was er davon nicht bei sich hatte, von Salzburg herüberschicken. Er verschaffte ihr Gelegenheit, sich auch anderswo hören zu lassen, und berichtet mit Freuden, daß sogar Raaff, der bedeutendste Sänger Mannheims, der gewiß nicht schmeichele, als er um seine aufrichtige Meinung gefragt wurde, gesagt habe: „Sie hat nicht wie eine Scolarin, sondern wie eine professora gesungen." Sodann aber componirte er auch eine Arie für sie und legte darin sein ganzes Empfinden für uns deutlicher und verständlicher nieder, als es seine Briefe enthüllen. Ihm selbst war diese Arie auch wie keine andere seiner Compositionen so recht ans Herz gewachsen. Anfangs wollte er sie für den Raaff schreiben: „Aber der Anfang gleich schien mir für den Raaff zu hoch, und um ihn zu ändern, gefiel er mir zu sehr, und wegen Setzung der Instrumente schien er mir auch für einen Sopran besser. Mithin entschloß ich mich, diese Arie für die Weberin zu machen. Ich legte sie bey Seit und nahm die Wörter Se al labro für den Raaff vor. Ja da war es umsonst, ich hätte ohnmöglich schreiben können, die erste Aria kam mir immer in Kopf. Mithin schrieb ich sie und nahm mir vor, sie accurat für die Weberin zu machen."

Wie muß sein Herz, seine ganze Phantasie von diesem jugendlichen Wesen erfüllt gewesen sein, daß ein so kleiner Anlaß genügte, sein Inneres in solche Bewegung zu setzen, daß selbst er, der sonst in der That seiner Schaffenskraft gebot wie kaum ein Anderer, dem Zuge der Natur folgen mußte! Aber die Worte, die er ge-

wählt und nur gewählt hatte, weil sie vom Londoner Bach componirt waren und ihm diese Arie so gut gefiel und immer in den Ohren war, — „denn ich habe versuchen wollen, ob ich nicht ungeachtet diesem Allem im Stande bin, eine Arie zu machen, die derselben von Bach gar nicht gleicht?“ — diese Worte waren es, die ob sie gleich einer ganz anderen Situation als die seine war, angehörten, doch die Stimmung, die sein Herz bewegte, einfach und schön ausdrückten. In einer Oper Metastasios hat der König einen unbekannten Jüngling, der sich hernach als sein Sohn darstellt, zum Opfertode verurtheilt, weil er einen Mordversuch auf ihn gemacht hat. Plötzlich fühlt er sich durch seinen Anblick seltsam ergriffen und spricht zu seinem Freunde: „Alcandro, ich gestehe, ich staune über mich selbst. Sein Antlitz, sein Blick, seine Stimme erwecken in meinem Herzen ein ungeahntes Zittern, das mein Blut in jeder Ader wiederempfindet. In all meinen Gedanken suche ich die Ursache und finde keine. Was ist's, gerechte Götter, was ist's, was ich empfinde?“ — und macht dann seinem Gefühle in den Worten Luft: „Ich weiß nicht, woher es kommt, dieses zärtliche Empfinden, diese Bewegung, die unbekannt mir im Busen erwächst, dieser Schauer, der meine Adern durchrieselt. Solch jähen Wechsel im Herzen zu erwecken, scheint mir nicht genug das bloße Mitleid.“

War das nicht Wolfgangs eigener Zustand? Waren Mitleid und Theilnahme, sowie er sie für diese Familie, für dieses Mädchen empfand, genügend ihn so tief zu erregen, wie er sich jetzt tagaus tagein erregt fühlte? Sollte nicht ein tieferes Empfinden in seiner Seele mit wonnevoller Ahnung erwacht sein? Ja, es war erwacht, er fühlte mehr als Mitleid, und ob er sich nun dessen bewußt ward, während er die Worte durch Musik in die Empfindung zurückübersetzte, aus der sie gesprochen waren, ist gleichgültig, — gewiß war ihr Inhalt die treibende Kraft, die der Phantasie des Künstlers den Stoff zu einer der beredtesten Schöpfungen gab, die jemals das erwachende Liebesgefühl ausgesprochen haben. Und weil er nun so gar sehnlichst wünschte, daß sein geliebtes Mädchen diese Empfindung theilen möchte, so legte er die Worte auf ihre Lippen.

Und: „als ich sie fertig hatte, sagte ich zur Mlle. Weber: Lernen Sie die Arie von sich selbst, singen Sie sie nach Ihrem Gusto (Vortrag); dann lassen Sie mir sie hören, und ich will Ihnen hernach aufrichtig sagen, was mir gefällt und was mir nicht gefällt. Nach zwey Tagen komme ich hin, und da sang sie mir's und accompagnirte sich selbst. Da habe ich aber gestehen müssen, daß sie's accurat so gesungen hat, wie ich es ihr lernen hab wollen. Das ist nun ihre beste Aria, die sie hat; mit dieser macht sie sich gewiß überall Ehre, wo sie hinkommt."

Sie sang die Arie dann in einer Akademie bei Cannabich, und Wolfgang berichtet: „Die Mlle. Weber hat zwey Arien von mir gesungen, die Star tranquillo vom Rè pastore und die neue Non sò d'onde viene. Mit dieser hat meine liebe Weber sich und mir unbeschreibliche Ehre gemacht. Alle haben gesagt, daß sie noch keine Arie so gerührt hat wie diese; sie hat sie aber auch gesungen, wie man sie singen soll. Cannabich hat gleich wie die Aria aus war, laut geschrieen: Bravo, bravissimo maestro! veramente, scritta da maestro! Hier habe ich sie das erstemal mit den Instrumenten gehört. Ich wollte wünschen, Sie hätten sie auch gehört, aber so wie sie da producirt und gesungen wurde, mit dieser Accuratesse im gusto, piano und forte. Wer weiß, vielleicht hören Sie sie doch noch — ich hoffe es. Das Orchester hat nicht aufgehört die Aria zu loben und davon zu sprechen." Und ebenso wird er selbst nicht müde davon zu reden und bittet den Vater, dem er die Arie geschickt, er möge sie Niemandem zu singen geben, denn sie sei ganz für die Weber geschrieben und passe ihr wie ein Kleid auf den Leib.

Lag nicht eine Art von Erhörung in der Weise, wie die Geliebte die Arie auffaßte und wiedergab? Mußte sie nicht selbst ergriffen sein von diesen Tönen, in denen sich so schön das Zweifeln und immer erneuerte sich selbst Besinnen ausdrückt? Und waren es nicht auch die Laute ihres Herzens, das mit der vollen Unschuld der Jugend in Zweifel und Staunen über seine eigenen Regungen geräth, die sie selbst nicht versteht und die sie doch so unwiderstehlich zu dem Gegenstande ihrer Neigung hinziehen? In sich selbst

findet sie, wie Jahn treffend ausführt, keinen Grund zur aufregenden Besorgniß, sie hat nichts gethan, was unrecht wäre, was nicht mit der vollen Ueberzeugung ihres Herzens übereinstimmte. Auch ist die Neigung, die in ihr aufkeimt, noch nicht zur alles beherrschenden Leidenschaft geworden, und doch fühlt sie sich an einem Wendepunkt ihres Lebens, der über ihr ganzes fernere Geschick entscheiden wird. Daher war auch die schöne Ruhe und Klarheit der Unschuld, die trotz aller inneren Wärme und tiefen Erregung des Gefühles über diese Musik ausgegossen ist, ganz der Ausdruck ihres eigenen Zustandes. Sie konnte mit voller Seele diese zärtlichen Töne heraussingen und dem Künstler so die Erwiderung seiner Liebe in holdester Weise gestehen. Und er hatte dafür gesorgt, daß sie die ganze Schönheit ihrer sonnenhellen und ungewöhnlich hohen Stimme wie auch ihre reizende Coloratur entfalten konnte und vor allem den ganzen Zauber, womit sie das Getragene gefühlvoller Melodien wiederzugeben wußte. Wahrlich, diese Arie, sie strömt über von Musik, sie zuerst spricht in wahrhaft goldenem Klange die ganze Innigkeit jenes Herzens aus, das sozusagen die Liebe in die Musik einführte! Was Wunder, wenn der junge Künstler dem fünfzehnjährigen Mädchen, das solches leistete, mit wahrer Begeisterung zuhörte, was Wunder, wenn er die schlanke Gestalt mit Schwärmerei betrachtete und sie im Drange des Empfindens an seinen liebewarmen Busen zog, wenn er aus ihren braunen Augen, aus ihrem dunklen Lockenhaar, von ihren Lippen das Entzücken der ersten Liebe trank! O wer beschreibt die Seligkeit der Liebenden! — Zärtliches Feuer sprühte aus seinen sanften Augen, und seine Arme schmiegten sich um die jugendliche Gestalt des schönen Mädchens voll Wonne, daß endlich, endlich jenes unsägliche Bedürfniß nach liebevoller Umschlingung, das in diesem Herzen lebte, die reinste Befriedigung fand.

Ob das wohl alles in Wirklichkeit so war? O nein, gewiß nicht! — Ist es selbst heute noch so jungen Jahren nicht leicht eigen in solch nahe Berührung miteinander zu treten, — die damalige Zeit schied in bürgerlichen Kreisen noch strenger, und wir werden erstaunen, mit welchem zurückhaltendem Respekt Mozart später

selbst seiner erklärten Braut begegnet. Das war Sitte der Zeit. Allein mag dem sein wie ihm wolle, — damals war es, wo Mozart sich aus den liebesüßen Umarmungen seines Mädchens, selbst wenn sie nur erhoffte, nur erträumte waren, zum erstenmal jene süße Zärtlichkeit sog, mit der er seine Musik fortan erfüllen sollte. Sein Herz blühte auf. Ganz und voll genoß er sein Dasein und dachte nicht, daß es jemals anders werden könne. Und sie genoß mit ihm, sie waren glücklich miteinander. Es war der erste Höhepunkt seines Lebens, — alles Freude und Hoffnung und süßeste Liebeswonne!

Und wir, wir wollen vor dieser schönen Scene jugendlichen Glückes den Vorhang fallen lassen, damit sie wenigstens eine Weile in der Vorstellung aller deren währe, die Mozart lieben und ihn als den Dichter der Liebe preisen, damit wir inne werden, daß er in der That den Becher der schönsten Wonne in der Hand gehabt und daraus tiefste Nahrung für seine Seele geschlürft. Möge nun kommen was will! Wer einmal in seinem Leben ganz glücklich war, kann niemals ganz unglücklich werden. Er verliert nie jene einzige Stimmung der Seele, wo alles aufs höchste gespannt ihn die ganze Fülle des Lebens empfinden ließ, und stets wird aus dieser Erinnerung in sein Thun und Schaffen ein Gefühl der höchsten Freude hinüberfließen. Bei Mozart aber war, wie es bei einem Künstler sein soll, dieses Erwachen des Herzens zugleich mit einem Erwachen seiner ganzen künstlerischen Natur verbunden und darum das Glück dieser Wochen für ihn ein unendliches, für die Kunst ein unvergängliches.

Achter Abschnitt.

Ein erster Kampf mit dem Vater.

1778.

Leidenschaft und Maß, wie selten vereinigt!

In der That, nach dem, was wir zuletzt über unsern jungen Meister vernommen, wäre zu glauben, in dem lustigen Mannheim sei auch er von dem allgemeinen Getändel ergriffen und ganz in eitel „Liebesgeschichten“ aufgegangen. Aber wenn er auch obendrein der Mlle. Gustl Wendling ein französisches Lied schrieb und der berühmten Dorothea Wendling, — jener Frau, von der Heinse fabelte: „Sie hat viel von dem in ihrem Gesichte, was ich bei den vortrefflichsten ihres Geschlechtes schon empfunden habe, das anschmiegende, feuchte, gluthstillende von Weibesliebe und dabei das schnelle, leicht bewegliche der Leidenschaft“, — für „ihrer Stimme Seelenklang“ eine Arie und der fünfzehnjährigen Therese Pierron, „unserer Hausnymphe“, für den Unterricht eine Sonate mit Violinbegleitung, so waren dies nur Gefälligkeiten, mit denen seine sprühende Schaffenskraft gern jedem Begehrenden aufwartete, und ihm selbst kam jede Gelegenheit erwünscht, Musik zu schreiben wie zu hören. Denn Musik war sein Ein und Alles, — es berührte wie schon in der Kindheit ihn nichts im eigentlichen Innern, was nicht wenigstens eine leise Beziehung zu dieser Kunst hatte, und es ist fraglich, ob jemals im Leben etwas auf sein Wesen einen solchen Eindruck gemacht hat, daß es ihm bedeutsamer und werther geworden wäre als seine Kunst. Vielmehr ward ihm alles was er lebte unter den Händen zur Musik, und sosehr sein Herz an den Dingen der Welt wie an den Menschen Antheil nahm, — wir werden ihn unter allen Umständen fähig, ja geneigt finden zu componiren, sei es um der Eindrücke, die auf seiner Seele lasteten,

los zu werden, sei es um jenes hohe Spiel der Phantasie zu genießen, das jedes künstlerische Thun so unwiderstehlich schön macht.

So ist auch jetzt trotz all der Begebenheiten, die wir oben berichteten, sein Sinn im Grunde ganz auf die Kunst gerichtet. Wir sehen es aus den Briefen an den Vater, die fast nur Projecte und Mittheilungen enthalten, wie er zu einer tüchtigen Bethätigung in seiner Kunst zu gelangen gedenke. Nicht blos der scharf eingeprägte Zweck der Reise, daß es gelte Brot und Stellung zu gewinnen, um die Salzburger zu äffen und den Vater von der dauernden drückenden Last der Erhaltung zu befreien, sondern ungleich mehr der Drang nach Gelegenheit zur künstlerischen Thätigkeit ist es, was Mozart stets wachsam erhält. Ja es ist rührend, wie er, der so gern „speculirt und studirt", sich fortwährend bemüht, bald Lectionen bald Auftrag zu Compositionen zu erhalten, und kein Laufen noch Zureden scheut, um in Mannheim zu einer festen Stellung zu gelangen. Denn hier gefiel es ihm. Er war zum ersten Male in einer Stadt, wo seine Kunst durchaus eine Hauptsache war und wo sie allerdings eine Höhe erreicht hatte, die nicht leicht so wiedergefunden wurde.

Kurfürst Karl Theodor hatte in seinen Bestrebungen für Wissenschaften und Künste damals sowohl eine Akademie wie ein Theater geschaffen und war bemüht neben dem deutschen Schauspiel, für das er die bedeutendsten Kräfte zu gewinnen wußte, auch eine deutsche Oper zu gründen. Schon dieser Gedanke allein mußte einen Mozart fesseln. Wie hatte er ihn schon in München in Feuer gebracht! Nun hörte er hier wirklich eine solche deutsche Oper: „Günther von Schwarzburg" von dem alten Holzbauer, und sie gefiel ihm überaus: „Die Musik ist sehr schön; die Poesie ist nicht werth einer solchen Musik. Am meisten wundert mich, daß ein so alter Mann wie Holzbauer noch so viel Geist hat, denn das ist nicht zu glauben, was in der Musik für Feuer ist." Es waren aber. auch an dem Mannheimer Theater ausgezeichnete Kräfte: Raaff, der größte deutsche Tenorist seiner Zeit, zwar alt, aber noch immer vortrefflich und ein echter Künstler, jene Dorothea Wendling, ihre Schwägerin Elisabeth Wendling und an-

dere mehr. Allein den Glanzpunkt bildete immer das Orchester, das unter Cannabichs Leitung damals das erste in Europa war und sowohl durch das ausgezeichnete Ensemble und durch eine damals unerhörte Nüancirung im Vortrag wie besonders durch die vortreffliche Verwendung der Blasinstrumente, unter denen die Clarinette als Orchesterinstrument neu war, jeden Hörer entzückte. Es sind eine Menge gleichzeitiger Berichte darüber vorhanden, und auch Wolfgang beweist seine Anerkennung dadurch, daß er nichts sehnlicher wünscht, als für ein solches Orchester schreiben zu können. Im übrigen aber sehen wir ihn selbst diesen bedeutenden Leistungen gegenüber durchaus unbefangen, ja es imponirt ihm eigentlich nichts. Vielmehr übt er allen diesen Dingen gegenüber in den Briefen an seinen Vater auch jetzt eine durchaus rückhaltlose und vorurtheilsfreie Kritik.

Hingegen wirkt auch auf ihn die geistige Erregung, welche damals in literarischen wie in künstlerischen Dingen ganz Mannheim ergriffen hatte, überaus belebend, und recht wie ein Fisch im Wasser tummelt er sich in dieser lebendigen Fluth umher. Die Orchestermitglieder waren ihm bald befreundet. Seine Bereitwilligkeit sowohl zu spielen als jedem, der es wünschte, etwas zu componiren, gewann ihm die Herzen der meisten. „Die ersten und besten von der Musik hier", schreibt er schon nach wenig Wochen, „haben mich sehr lieb und eine wahre Achtung, man nennt mich nie anders als Herr Kapellmeister." Nur mit wenigen kam er nicht recht überein, aber da lag die Schuld gewiß nicht an ihm. So empörte sich seine Natur, die so ganz Harmonie war und rein und klar in künstlerischen wie in moralischen Dingen, gegen eine Erscheinung wie den Vicekapellmeister Abbé Vogler, den späteren Lehrer C. M. v. Webers und Meyerbeers. Diesem Manne, so geistvoll und bedeutend er war, fehlte eben jenes innere Gleichgewicht, weil ihm die eigentliche künstlerische Schaffenskraft fehlte, und so suchte er durch raffinirte Technik und Künstelei zu ersetzen, was ihm an Erfindung abging. Besonders auf sein Klavierspiel ist Wolfgang schlecht zu sprechen, er nennt ihn geradezu einen Hanswurst und Charlatan. Und da er gewiß mit diesen

Urtheilen, die hier nur vertraulich an den Vater geschehen, auch in Mannheim, wo Vogler durchaus unbeliebt war, nicht zurückhielt, so war natürlich auch Vogler, der Hofkaplan, nicht besonders auf Mozart zu sprechen, und dieser sollte in späteren Jahren noch solche Abneigung schmerzlich erfahren, indem besonders Voglers damaliger Herzensfreund Peter Winter, dessen Name im „Unterbrochenen Opferfest" eine Weile fortlebte, es an Anfeindung und Nachstellung aller Art sowohl auf den künstlerischen Ruhm wie den moralischen Ruf Mozarts nicht hat fehlen lassen.

Von dieser Kapelle nun schlugen einige der Bläser, der Flötist Wendling, der Oboist Ramm, der Fagottist Ritter Wolfgang vor, in den Fasten mit ihnen nach Paris zu gehen, um dort Concerte zu geben. Das war die erste bestimmtere Veranlassung, die ihn bewog, einstweilen noch in Mannheim zu verweilen: „Herr Wendling versichert mich, daß es mich nicht gereuen wird. Er war zweymal in Paris, er ist erst zurückgekommen, er sagt, das ist noch der einzige Ort, wo man Geld und sich Ehre machen kann. Sie sind ja ein Mann, der Alles im Stande ist, ich will Ihnen schon den rechten Weg zeigen; Sie müssen Opera seria, comique, Oratoire und Alles machen." Das war genug, Wolfgang für den Plan zu gewinnen. Er berichtet also die Sache dem Vater. Auch die Mutter schreibt von diesem Project: „Monsieur Wendling ist ein ehrlicher Mann, den jedermann kennt, er ist viel gereist und schon über 13 Mal zu Paris gewesen, er kennt es in- und auswendig, und unser Freund Herr von Grimm ist auch sein bester Freund, welcher ihm viel gethan hat. Also kannst Du Dich entschließen, was Du willst ist mir recht. Der Herr Wendling hat mich versichert, er will gewiß Vater über ihn sein, er liebt ihn wie seinen Sohn, und sollte so gut bei ihm aufgehoben seyn, wie bey mir. Daß ich ihn selbst nicht gern von mir lasse, das kannst Du Dir einbilden; und wenn ich allein nach Hause reisen müßte, so einen weiten Weg, das ist mir auch nicht lieb, allein was ist zu thun? Einen so weiten Weg nach Paris zu machen ist für mein Alter beschwerlich und zu theuer." — „Der Ramm, Oboist", sagt ferner Wolfgang, „ist ein recht braver, lustiger, ehrlicher

Mann, etwa 35 Jahre, der schon viel gereist ist und folglich viel Erfahrung hat."

Wolfgang hatte von vornhinein gestrebt sich dem Kurfürsten zu empfehlen, um eine Anstellung in der Kapelle zu erhalten, und seine Freunde betrieben die Sache eifrig. Jetzt war doppelt Drängen nöthig. Schon sogleich nach der Ankunft hatte er sich durch den Intendanten Graf Savioli bei Hofe vorstellen lassen. „Der Kurfürst", berichtet er, „sie und der ganze Hof ist sehr mit mir zufrieden. In der Academie, alle zweymal wie ich spielte, so ging der Kurfürst und sie völlig neben meiner zum Klavier. Nach der Academie machte Cannabich, daß ich den Hof sprechen konnte. Ich küßte dem Kurfürsten die Hand. Er sagte: Es ist jetzt, glaube ich, fünfzehn Jahre, daß Er nicht hier war? — Ja, Ew. Durchlaucht, fünfzehn Jahre, daß ich nicht die Gnade gehabt habe — — Er spielt unvergleichlich. Die Prinzessin, als ich ihr die Hand küßte, sagte zu mir: Monsieur, je vous assure, on ne peut pas jouer mieux." Nach einigen Tagen erhielt er dann eine schöne goldene Uhr zum Präsent. „Nun habe ich", schreibt er, „mit dero Erlaubniß 5 Uhren: ich habe auch kräftig im Sinne, mir an jeder Hosen noch ein Uhrtäschl machen zu lassen und, wenn ich zu einem großen Herrn komme, zwey Uhren zu tragen (wie es ohnehin jetzt Mode ist), damit nur keinem mehr einfällt, mir eine Uhr zu verehren." Später sprach er den Kurfürsten wieder bei seinen natürlichen Kindern: „Er sagte zu mir: Ich habe gehört, Er hat zu München eine Opera geschrieben? — Ja, Ew. Durchlaucht! Ich empfehle mich Ew. Durchlaucht zur höchsten Gnad, mein größter Wunsch wäre, hier eine Opera zu schreiben. Ich bitte auf mich nicht ganz zu vergessen. Ich kann Gott Lob und Dank, auch deutsch! und schmutzte. — Das kann leicht geschehen. — Er hat einen Sohn und drey Töchter, die älteste und der junge Graf spielen Klavier. Der Kurfürst fragte mich ganz vertraut um Alles wegen seiner Kinder. Ich redete ganz aufrichtig, doch ohne den Meister zu verachten. Cannabich war auch meiner Meinung. Der Kurfürst, als er ging, bedankte sich sehr höflich bei mir."

Dies allein schon waren Aussichten genug, um Wolfgang an

Mannheim zu fesseln, und als nun noch der Pariser Plan dazu kam, hörte es der junge Künstler sehr gern, wenn alles zu ihm sagte: „Wo wollen Sie denn den Winter hin? Bey dieser Jahreszeit ist es gar übel zu reisen; bleiben Sie hier.“ Er fühlte sich behaglich in einem freien Verkehre mit geistreichen Männern und gebildeten Fachgenossen, und die Mutter ließ sich von ihm und seinen Freunden leiten. Er nahm also einstweilen 150 Gulden beim Banquier auf. Das war aber dem Vater begreiflich nicht recht. Denn so konnte es nicht fortgehen: „So eine Reise ist kein Spaß; das hast Du noch nicht erfahren. Man muß andere wichtige Gedanken im Kopfe haben als Narrenspossen; man muß hundertfach voraussehen, bemühet seyn, sonst sitzt man auf einmal im Dreck, ohne Geld — und wo kein Geld ist, ist auch kein Freund, und wenn Du hundert Lectionen umsonst gibst, Sonaten componirst und alle Nächte statt wichtigeren Dingen von 10 — 12 Uhr Kindereien machst. Begehre dann einen Geld-Credit! — da hört aller Spaß auf einmal auf, und im Augenblicke wird das lächerlichste Gesicht ganz gewiß ernsthaft.“

Wolfgang fühlte die Wahrheit dieses Vorwurfs und antwortet gereizt und kleinlaut zugleich: „Wenn Sie die Ursache meiner Nachlässigkeit, Sorglosigkeit und Faulheit zuschreiben, so kann ich nichts thun als mich für Ihre gute Meinung bedanken und von Herzen bedauern, daß Sie mich, Ihren Sohn, nicht kennen. Ich bin nicht sorglos, ich bin nur auf Alles gefaßt und kann folglich Alles mit Geduld erwarten und ertragen, — wenn nur meine Ehre und mein guter Name Mozart nicht darunter leidet. Nun, weil es halt so seyn muß, so sey es. Ich bitte aber im Voraus sich nicht vor der Zeit zu freuen oder zu betrüben, denn es mag geschehen was da will, so ist es gut, wenn man nur gesund ist; denn die Glückseligkeit besteht blos in der Einbildung.“ Eine Philosophie, die der Vater sehr gelassen so kritisirt: „Mein lieber Wolfgang, dieser Satz ist ein Moralsatz für Menschen, die mit nichts zufrieden sind!“

Das hatte nun den Erfolg, daß Wolfgang die Sache beim Kurfürsten sowohl selbst wie durch seine Freunde eifriger betrieb.

Cannabich wollte mit Savioli darüber sprechen, daß der Kurfürst Mozart zum Kammer-Compositeur mache. Sodann handelte es sich um den Unterricht bei den kurfürstlichen Kindern. Wolfgang ging wiederholt zu diesen, brachte ihnen Compositionen mit, ließ sie spielen in Gegenwart des Kurfürsten, dem die Art, wie Mozart die Kinder anwies, ungemein gefiel. Dieser sprach seinen Wunsch aus, die Kinder ganz zu unterrichten. Der Kurfürst versprach darüber zu denken. Die Sache zog sich hin, der Kurfürst besann sich längere Zeit. Endlich kommt an den Vater der Bericht, den dieser längst erwartet hatte: „Hier ist dermalen Nichts mit dem Kurfürsten."

Diese Nachricht machte auf die Mannheimer Freunde einen ebenso unangenehmen Eindruck wie auf Wolfgang. Er ging zu Cannabich: „Als die Mlle. Rose, welche drei Zimmer weit entfernt war nnd just mit der Wäsche umging, fertig war, kam sie herein und sagte zu mir: Ist es Ihnen jetzt gefällig? Denn es war Zeit zur Lection. — Ich bin zu Befehl, sagte ich. — Aber, sagte sie, heut wollen wir recht gescheut lernen. — Das glaube ich, versetzte ich, denn es dauert nicht mehr lang. — Wie so? Warum? — Sie ging zu ihrer Mama und die sagte es ihr. Was? sagte sie, ist es gewiß? Ich glaube es nicht. — Ja, ja, gewiß! sagte ich. Sie spielte darauf ganz serieuse meine Sonate; hören Sie, ich konnte mich des Weinens nicht enthalten; endlich kamen auch der Mutter, Tochter und dem Herrn Schatzmeister die Thränen in die Augen, denn sie spielte just die Sonate und das ist das Favorit vom ganzen Haus."

Allein diesmal sollte es noch keinen Abschied geben. Einstweilen fesselten ihn die Freunde durch neue Pläne, und als der Abschied nach zwei Monaten dennoch geschehen mußte, sollte er mehr Thränen kosten. Denn über die schöne Rose ging weit die schöne Weber, und diese kannte Wolfgang damals noch nicht.

Wendling, der bei der Nachricht „völlig roth und hitzig" wurde, fand eine Auskunft. Ein reicher Holländer, „ein wahrer Menschenfreund", wollte Mozart für drei kleine, leichte und kurze Conzerte und ein Paar Quattro auf die Flöte 200 Gulden geben.

Für Scolaren sollte Cannabich sorgen. Ferner sollten Duetti auf das Klavier und eine Violine per souscription gestochen werden. Speisen konnte er bei Wendling, wohnen mitsammt der Mutter beim Hofkammerrath Serrarius, dessen Tochter, die Hausnymphe, er dafür unterrichtete. Die Mutter speiste im Hause des jungen Danner, den Wolfgang in der Composition anwies. Mit dieser Einrichtung war denn auch der Vater zufrieden, auch ihm war eine Reise in der Winterkälte für seine Lieben nicht recht, und aus Wolfgangs Bericht konnte er sehen, daß die Zeit nicht übel angewendet ward. „Vor acht Uhr können wir nicht aufstehen“, schreibt dieser Ende des Jahres, „denn in unserem Zimmer (weil es zu ebener Erde ist) wird es erst um halb neun Uhr Tag. Dann ziehe ich mich geschwinde an; um zehn Uhr setze ich mich zum Componiren bis zwölf Uhr oder halb ein Uhr; dann gehe ich zum Wendling, dort schreibe ich noch ein wenig bis halb zwei Uhr, dann gehen wir zu Tisch. Unterdessen wird es drei Uhr, dann muß ich in den maynzischen Hof zu einem holländischen Offizier, um ihm in Galanterie und Generalbaß Lection zu geben. Um vier Uhr muß ich nach Haus, um die Tochter zu instruiren; da fangen wir vor halb fünf Uhr niemalen an, weil man auf die Lichter wartet. Um sechs Uhr gehe ich zum Cannabich und lehre die Mlle. Rose.“ Und die Mutter bestätigt, der Wolfgang habe soviel zu thun, daß er nicht wisse, wo ihm der Kopf stehe.

Nun sollte aber auch ein musikalisches Ereigniß eintreten, das dem jungen Künstler bedeutende neue Anregung gab: Wielands „Rosamunde“, eine deutsche Oper mit Musik von Schweitzer, wurde zur Aufführung vorbereitet. Alle Welt in Mannheim war auf dieses Ereigniß gespannt. Der Dichter selbst sollte hinkommen. „Herr Wieland, der die Poesie gemacht hat“, schrieb Wolfgang schon anfang Dezember, „wird noch den Winter hieher kommen; den möchte ich wohl kennen — wer weiß es!“ Am 21. Dezember kam Wieland und wurde überschüttet mit Aufmerksamkeiten des Hofes wie des Publikums: „Nun bin ich mit Herrn Wieland bekannt; er kennt mich aber noch nicht, so wie ich ihn, denn er hat noch nichts von mir gehört. Ich hätte mir ihn nicht so vor-

gestellt, wie ich ihn gefunden. Er kommt mir im Reden ein wenig gezwungen vor; eine ziemlich kindische Stimme, ein beständiges Gläselgucken, eine gewisse gelehrte Grobheit und doch zuweilen eine dumme Herablassung. Mich wundert aber nicht, daß er (wenn auch zu Weimar oder sonst nicht) sich hier so zu tragen geruhet, denn die Leute sehen ihn hier an, als wenn er vom Himmel herabgefahren wäre. Man genirt sich ordentlich wegen ihm, man redet nichts, man ist still, man gibt auf jedes Wort Acht, das er spricht; — nur Schade, daß die Leute oft so lang in der Erwartung seyn müssen, denn er hat einen Defekt in der Zunge, vermöge er ganz sachte redet und nicht sechs Worte sagen kann ohne einzuhalten. Sonst ist er, wie wir ihn alle kennen, ein vortrefflicher Kopf. Das Gesicht ist von Herzen häßlich, mit Blattern angefüllt, und eine ziemlich lange Nase; die Statur wird seyn beyläufig etwas größer als der Papa." — Die allgemeine Begeisterung also bestach Wolfgangs Urtheil nicht. Nach vierzehn Tagen aber schreibt er: „Der Herr Wieland ist, nachdem er mich nur zweymal gehört hat, ganz bezaubert. Er sagte das letztemal nach allen möglichen Lobsprüchen zu mir: Es ist ein rechtes Glück für mich, daß ich Sie hier angetroffen habe! und drückte mich bey der Hand." Wie mag dieser Mann, der zuerst in unser „geliebtes Deutsch" jene heitere Anmuth einführte, ohne welche alle Dichtung ein dürres Ding bleibt, wie mag er erst seinen Freunden in Weimar von dem jungen Genius berichtet haben, dessen Grazie ihn gar lebhaft an seinen geliebten Götterjüngling, den andern großen Wolfgang erinnern mußte! Oder sollte er ihn, dessen Ruf nach wenig Jahrzehnten die ganze Welt erfüllte, nicht schon damals in seiner ganzen Bedeutung erkannt haben? Es ist nicht wahrscheinlich.

Die Aufführung der Oper selbst ward freilich durch den Tod des Kurfürsten von Bayern verhindert, Karl Theodor reiste sogleich nach München ab. Allein Wolfgang kannte die Musik aus den Proben, und wenn er auch nicht gar gut auf dieselbe zu sprechen war, so blieb doch die Erinnerung an die begeisterte Theilnahme, die das Publikum für diese heimische Weise der dramatischen Musik gezeigt hatte, eine treibende Kraft in seinem Innern, und er schrieb schon

in diesen Tagen an den Vater: „Ich weiß ganz gewiß, daß der Kaiser im Sinne hat, in Wien eine teutsche Opera aufzurichten und daß er einen jungen Kapellmeister, der die deutsche Sprache und Genie hat und im Stande ist etwas Neues auf die Welt zu bringen, mit allem Ernst sucht; Benda in Gotha sucht und Schweitzer aber will durchdringen. Ich glaube, das wäre so eine Sache für mich.“ Er drängt den Vater, sogleich an alle erdenklichen Freunde in Wien zu schreiben, und dieser war nicht der Mann so etwas liegen zu lassen. Allein diesmal ward nichts aus der Sache. „Mir scheint“, schreibt der Vater, „der Kaiser machts wie unser Erzbischof; es soll etwas Gutes sein und nicht viel kosten.“ Ein Herr Heufeld hatte nähere Auskunft gegeben, und diese Nachricht traf Wolfgang um so schmerzlicher, als gerade in dieser Zeït die Liebe zu seiner Weber ihn mehr als je eine feste Stellung wünschen ließ. Zudem verletzte ihn der Ton des Herrn. „Den Brief von Heufeld“, schreibt er, „hätten Sie mir nicht schicken dürfen; er hat mir mehr Verdruß als Freude gemacht. Der Narr meint, ich werde eine komische Oper schreiben, und so grad auf ungewiß, auf Glück und Dreck! Ich glaub auch, daß er seiner Edlerey keine Schande angethan hätte, wenn er ‚der Herr Sohn‘ und nicht ‚Ihr Sohn‘ geschrieben hätte. Nun er ist halt a Wiener Lümmel; oder er glaubt, die Menschen bleiben immer zwölf Jahr alt.“ Man fühlt aus diesen Worten die seltsame Aufregung, in der sich Wolfgang in diesen Monaten befand. Sonst ist er nicht so hitzig und vor allem nicht so empfindlich. Aber eben stand er im Begriff sich neu zu gebären, — nach allen Seiten hin wurde sein Inneres aufgewühlt, und eine kurze Zeit jähen und schmerzvollen Kämpfens brachte ihn rasch zum vollen Besitze dessen, was ihm die Natur gegeben.

Auch an den Padre Martini schrieb der umsichtige Vater, daß er auf den Kurfürsten wirken möge dem Wolfgang in Mannheim eine Anstellung zu geben, und selbst in Salzburg bot sich wieder eine gute Aussicht. Denn als der Organist Adlgasser beim Orgelspiel plötzlich vom Schlag getroffen und am selbigen Abend gestorben war, fragte man offiziell bei Michael Haydn und besonders

bei dem alten Mozart an, ob sie nicht wüßten, wo ein guter Organist zu haben sei, der auch zugleich Klavier spiele, ob nicht vielleicht derzeit in Mannheim einer sei? Der Vater berichtet dies dem Sohne, jedoch ohne irgend einen Plan daran zu knüpfen. Ihm lag zunächst die Pariser Reise im Sinne. Und nun gar der Sohn! Er war auf diesem Ohre ganz taub. Soeben hatte er die Freiheit wiedererlangt und ihr Köstliches geschmeckt, und hätte jetzt wieder in den alten Käfig zurückkehren sollen? Er antwortet gar nicht einmal auf diese Stelle im Briefe des Vaters. Ihm lagen wichtigere Dinge am Herzen. Ihm schwellte jetzt der Hauch einer innigen Liebe die Segel, und im Gefühle seiner Kraft, das durch die Anerkennung ausgezeichneter Männer und mehr noch durch den Vergleich mit den Leistungen anderer Künstler gehoben war, deren Können ungleich geringer war und die dennoch mit ihrem Ruhme das Vaterland erfüllten, in diesem ersten Erwachen seiner ganzen Natur, die in der wogenden Begeisterung alles leisten zu können meinte und in der That auch alles leistete, dachte er jetzt daran in kühnem Fluge die Welt zu erobern, Ruhm und sichere Stellung mit einem Schlage zu gewinnen.

Der Vater derweilen war, wie sich von selbst versteht, mit dem Pariser Projecte beschäftigt, und da jetzt die Abreise vor der Thüre stand, so gibt er dem Sohne allerhand guten Rath, wie er die Mutter in bequemer und sicherer Weise zu rechter Zeit nach Augsburg zu befördern habe, wie er in Mannheim alles ordnen und nichts zurücklassen dürfe, wie er dann in Paris fein vorsichtig und zurückhaltend, besonders bei Künstlern sein müsse, — wie besonders Vertraulichkeit mit den Componisten, deren Rivalität man zu fürchten habe, mit Gluck, Piccini, wenn sie dort seien, auch mit Gretry zu vermeiden sei, — wie vor allem aber im Verkehre mit den Frauenzimmern Vorsicht zu beobachten sei; denn die pflegten dort jungen Leuten von großem Talent erstaunlich nachzustellen, um sie ums Geld zu bringen oder gar in ihre Falle und zum Manne zu bekommen: „das würde wohl mein Tod sein.“ Um das letztere freilich durfte er jetzt wenig sorgen: des Sohnes Herz war so ganz von dem Bilde der Einen eingenommen, daß er

sonst kein Frauenbild anschauen mochte. Ja er wollte jetzt gar nicht einmal nach Paris, er sann auf ganz andere Dinge, und der Vater war höchlich verwundert, als es plötzlich hieß, man gehe nicht nach Paris: „Meine Mama und ich haben uns unterredet und sind übereingekommen, daß uns das Wendlingische Leben gar nicht gefällt. Der Wendling ist ein grundehrlicher und sehr guter Mann, aber leider ohne alle Religion und so das ganze Haus; es ist ja genug gesagt, daß seine Tochter Geliebte war. Der Ramm ist ein braver Mensch, aber ein Libertin. Ich kenne mich, ich weiß es, daß ich soviel Religion habe, daß ich gewiß niemalen etwas thun werde, was ich nicht im Stande war, vor der ganzen Welt zu thun; aber nur der Gedanke, nur auf der Reise mit Leuten in Gesellschaft zu sein, deren Denkungsart so sehr von der meinigen (und allen ehrlichen Leuten ihrer) unterschieden ist, schreckt mich." Die Mutter bestätigt dies in den nächsten Briefen: „Das ist wahr, der Herr Wendling ist der beste Mann von der Welt, aber von der Reglion weiß das ganze Haus nichts und haltet nichts darvon; die Mutter und Dochter gehen das ganze Jahr in keine Kirche, gehen niemals beichten und hören keine Messe, aber in die Comedi gehen sie allezeit; sie sagen, die Kirche sey nicht gesund."

Der Vater aber antwortet darauf: „Daß Du mit der bewußten Gesellschaft nicht reisest, ist recht gethan, allein Du sahest das Böse dieser Menschen längst ein und hattest kein Vertrauen in so langer Zeit, als Du diese Bekanntschaft hast, auf Deinen für Dich so sorgfältigen Vater, ihm solches zu schreiben und seinen Rath zu hören, und (erschrecklich!) Deine Mutter that es auch nicht." Sie hatten sich eben durch das allgemeine Lob und durch die wirklich guten Eigenschaften Wendlings täuschen lassen. Allein so scharf betont hätte Wolfgang und unter seinem Einflusse die Mutter diesen Umstand dennoch nicht, wenn nicht zu seinem redlichen kirchlichen Bewußtsein noch andere Beweggründe gekommen wären, die wir nun kennen lernen werden. Es lag ihm zunächst alles daran die Pariser Reise zu umgehen: „Die Haupturſach, warum ich nicht nach Paris gehe, habe ich schon im vorigen Briefe geschrieben. Die zweite ist, weil ich recht nachgedacht habe, was

ich in Paris zu thun habe. Ich könnte mich mit nichts recht fortbringen als mit Scolaren, und zu der Arbeit bin ich nicht geboren. Ich habe hier ein lebendiges Beyspiel. Ich hätte zwey Scolaren haben können; ich bin zu jedem dreimal gegangen, dann habe ich einen nicht angetroffen, mithin bin ich ausgeblieben. Aus Gefälligkeit will ich gern Lection geben, besonders wenn ich sehe, daß eins Genie, Freude und Lust zum Lernen hat. Aber zu einer gewissen Stund in ein Haus gehen müssen oder zu Haus auf einen warten müssen, das kann ich nicht und sollte es mir auch viel eintragen. Das ist mir unmöglich, das lasse ich Leuten über, die sonst nichts können als Clavier spielen. Ich bin ein Componist und bin zu einem Capellmeister geboren; ich darf mein Talent im Componiren, welches mir der gütige Gott so reichlich gegeben hat (ich darf ohne Hochmuth so sagen, denn ich fühle es nun mehr als jemals) nicht so vergraben, und das würde ich durch die vielen Scolaren."

Welch wohlthuenden Eindruck macht dieses lebhafte Gefühl für seine hohe Bestimmung und diese Empörung des jugendliches Geistes gegen den Zwang eines „Metiers" ! Aber was wollte er dann? — Es ward noch viel hin und her geschrieben, wobei wir denn auch erfahren, daß die Flötenquartette für den Holländer noch nicht einmal fertig geworden, — er muß also viel, viel Zeit bei seiner lieben Weber zugebracht haben —, und am Ende hören wir auch seinen Plan: er wollte mit Webers Kunstreisen machen!

Dieser Plan, wie er ihn dem Vater ausführlich darlegt, gibt wohl von seiner Unerfahrenheit, aber auch von der leidenschaftlichen Liebe zu seiner Aloysia wie von der natürlichen Güte seines Herzens einen glänzenden Beweis. Der Gedanke einer armen Familie, ohne sich Schaden zu thun, aufzuhelfen, vergnügt ihn in der Seele. Ebenso erfüllt ihn der Wunsch, wenigstens so lange in der Nähe seiner Geliebten zu weilen, bis er sie ganz sein nennen könne, — denn daß darauf sein volles Streben gerichtet war, erfahren wir aus einem Briefe, den er schon viele Wochen vorher schrieb, als sein Jugendfreund von Schiedenhofen eine reiche Heirath gethan hatte: „Das ist halt wiederum eine Geldheyrath, sonst weiter nichts. So möchte ich nicht heyrathen; ich will meine Frau glück-

lich machen und nicht mein Glück durch sie machen.“ Dazu der unwiderstehliche Trieb Opern zu schreiben!

Er wollte also vorderhand in Mannheim bleiben, um die bestellten Compositionen zu vollenden: „Unter dieser Zeit wird sich Herr Weber bemühen, sich wo auf Concerts mit mir zu engagiren; da wollen wir miteinander reisen. Wenn ich mit ihm reise, so ist es just soviel, als wenn ich mit Ihnen reisete. Deswegen habe ich ihn so gar lieb, weil er, das Aeußerliche ausgenommen, ganz Ihnen gleicht und ganz Ihren caractère und Denkungsart hat. Meine Mutter, wenn sie nicht, wie Sie wissen, zum Schreiben zu commod wäre, so würde sie Ihnen das Nämliche schreiben. Ich muß bekennen, daß ich recht gern mit ihnen gereist bin. Wir waren vergnügt und lustig; ich hörte einen Mann sprechen wie Sie. Ich durfte mich um nichts bekümmern; was zerrissen war, fand ich geflickt; mit einem Wort, ich war bedient wie ein Fürst. Ich habe diese bedrückte Familie so lieb, daß ich nichts mehr wünsche, als wie ich sie glücklich machen könnte, und vielleicht kann ich es.

„Mein Rath ist, daß sie nach Italien gehen sollten. Da wollte ich Sie also bitten, daß Sie je ehender je lieber an unsern guten Freund Lugiati schreiben möchten und sich erkundigen, wieviel und was das Meiste ist, was man einer Primadonna in Verona gibt; — je mehr je besser, herab kann man allezeit, — vielleicht könnte man auch die Ascensa (Saisonoper) in Venedig bekommen. Für ihr Singen stehe ich mit meinem Leben, daß sie mir gewiß Ehre macht. Sie hat schon die kurze Zeit viel von mir profitirt, und was wird sie erst bis dahin profitiren? Wegen der Action ist mir auch nicht bang.

„Wenn das geschieht, so werden wir, Mr. Weber, seine zwey Töchter und ich die Ehre haben, meinen lieben Papa und meine liebe Schwester im Durchreisen auf 14 Tage zu besuchen, meine Schwester wird an der Mlle. Weber eine Freundin und Kameradin finden; denn sie steht hier im Ruf wie meine Schwester in Salzburg wegen ihrer guten Aufführung, der Vater wie meiner, und die ganze Familie wie die Mozartsche. — Ich bitte Sie, machen Sie Ihr Möglichstes, daß wir nach Italien kommen: Sie wissen mein größtes Anliegen — Opern zu schreiben. — Ich bin einem

jeden vor Verdruß neidig, der eine schreibt; ich möchte ordentlich weinen, wenn ich eine Aria höre oder sehe. Aber italienisch, nicht deutsch: eine seria nicht buffa! — Nun habe ich alles geschrieben wie es mir um's Herz ist. Meine Mutter ist mit meiner Denkungsart ganz zufrieden. — Ich küsse Ihnen tausendmal die Hände und bin bis in den Tod dero gehorsamster Sohn."

Allein die Mutter fügt eine Nachschrift zu: „Mein lieber Mann! Aus diesem Brief wirst Du ersehen haben, daß wann der Wolfgang eine neue Bekanntschaft machet, er gleich Gut und Blut für solche Leute geben wollte. Es ist wahr, sie singt unvergleichlich; allein da muß man sein eigenes Interesse niemals auf die Seite setzen. Es ist mir die Gesellschaft mit dem Wendling nie recht gewesen, allein ich hätte keine Erinnerung machen dürfen, und mir ist niemals geglaubt worden. Sobald er aber mit den Weberischen ist bekannt worden, so hat er gleich seinen Sinn geändert. Mit einem Wort: bey anderen Leuten ist er lieber als bey mir, ich mache ihm in einem und anderm was mir nicht gefällt Einwendungen, und das ist ihm nicht recht. Du wirst es also bei Dir selbst überlegen, was zu thun ist. — Ich schreibe dieses in der größten Geheim, weil er beim Essen ist, und ich will damit nicht überfallen werden. Addio, ich verbleibe Dein getreues Weib, Marianna Mozartin."

Wolfgang wiederholt in späteren Briefen seine eindringliche Bitte und ist so ausführlich, wie es ihm sein liebendes Herz eingibt. Allein währenddeß hatte der Vater schon einen langen langen Brief begonnen, in dem er dem Sohne die Lage der Sache in einer Weise auseinandersetzt, gegen die keine Einwendungen möglich waren. Hatte ihn schon Wolfgangs Unbesonnenheit, Geld beim Bankier aufzunehmen, während er der Vater sich zu Hause kaum durch die Schulden durchschlagen könne, und mehr noch die Lässigkeit empört, mit der die Composition der Stücke für den Holländer betrieben schien, sodaß statt 200 fl. nur 94 fl. einkamen, da doch gerade von dieser Einnahme der Mannheimer Aufenthalt gedeckt werden sollte: so war dieser neue Plan des Sohnes geeignet, ihn ganz und gar zu erzürnen, ja er brachte ihn fast von Sinnen. Aber es beweist den tüchtigen Charakter und den klaren Geist dieses Mannes,

daß aller Eifer, in den er geräth, weil er sieht, daß der Sohn so gar keine Ahnung davon hat, warum es sich vorerst handelt, ihn durchaus zu keiner thörichten und übertriebenen Anklage verführt, sondern daß bei aller Schärfe des Tadels und der Kritik, die dem Handeln des Jünglings allerdings zu Theil werden, immer die väterliche Liebe oder vielmehr die Einsicht in die Grundeigenthümlichkeit seines Sohnes ihn bestimmt. Sie gibt ihm denn auch die richtigen Mittel an die Hand, auf diesen so zu wirken, daß er das Rechte thue, das heißt dasjenige, was ihn unter den jetzigen Umständen nicht allein zu momentanem Erwerb führe und den Vater aus den Schulden ziehe, sondern was ihm zu einer entsprechenden Verwendung seines Talents und damit zu einer sicheren Zukunft verhelfe. Man weiß wirklich nicht, soll man mehr die Weisheit des lebenskundigen Vaters bewundern, die den genialen Sohn selbst in den schwersten Prüfungen auf dem rechten Wege zu erhalten weiß, oder die echt kindliche Bescheidung des Sohnes, der seine edelste Leidenschaft unter den Willen eines Andern bändigt, weil er ihn für den Höheren hält. Denn es kam alles wieder ins Gleiche zwischen Vater und Sohn, und wir erkennen gerade aus diesem Kampfe die Tüchtigkeit, die in der Natur Beider lag und die allein es möglich gemacht hat, daß die ungemessene Begabung des Sohnes auch wirklich das Höchste in seiner Sphäre erreicht hat Ja selbst am Ende seines Lebens und gerade da am meisten werden wir erfahren, wie Wolfgang diesen besten aller Väter geliebt, wie er die Güte seines Herzens erkannt und seine Weisheit verehrt hat.

Zunächst freilich geht es zwischen Beiden sehr real zu. Wolfgang muß tüchtig Wahrheiten hören, vor allem, wie wenig er bis jetzt noch den eigentlichen Zweck der Reise, sich eine Stellung zu verschaffen, erreicht, ja nur denselben fest im Auge behalten, wie er sich jedem augenblicklichen Eindrucke sogleich mit Leib und Seele hingegeben und jetzt nahe daran sei, die Pflichten gegen sich und die Seinigen ganz und gar zu versäumen. „Dieser Brief, an dem ich meinen Sohn an nichts anderem mehr erkenne als an dem Fehler, daß er allen Leuten auf das erste Wort glaubt, sein zu gutes Herz durch Schmeicheleyen und gute schöne Worte Jedermann

blosstellt, sich von jedem auf alle ihm gemachten Vorstellungen nach Belieben hin- und herlenken läßt und durch Einfälle und grundlose nicht genug überlegte, in der Einbildung thunliche Einfälle sich dahin bringen läßt, dem Nutzen fremder Leute seinen eigenen Ruhm und Nutzen und sogar den Nutzen und die seinen alten ehrlichen Eltern schuldige Hilfe aufzuopfern, — dieser Brief hat mich umsomehr niedergeschlagen, als ich mir vernünftige Hoffnung machte, daß Dich einige Dir schon begegnete Umstände und meine hier mündlich und Dir schriftlich gemachten Erinnerungen hätten überzeugen sollen, daß man um sein Glück zu erreichen, sein gutes Herz mit der größten Zurückhaltung verwahren, nichts ohne die größte Ueberlegung unternehmen und sich von enthusiastischen Einbildungen und ohngefähren blinden Einfällen niemals hinreißen lassen müsse. Ich bitte Dich, mein lieber Sohn, lese diesen Brief mit Bedacht, nehme Dir die Zeit solchen mit Ueberlegung zu lesen. — Großer gütiger Gott, die für mich vergnügten Augenblicke sind vorbei! — — Es kommt jetzt nur ganz allein auf Dich an, in eins der größten Ansehen, die jemals ein Tonkünstler erreicht hat, Dich nach und nach zu erheben. Das bist Du Deinem von dem gütigsten Gott erhaltenen außerordentlichen Talente schuldig, und es kommt nur auf Deine Vernunft und Lebensart an, ob Du als ein gemeiner Tonkünstler, auf den die Welt vergißt, oder als ein berühmter Kapellmeister, von dem die Nachwelt auch noch in Büchern lieset, — ob Du von einem Weibsbild etwa eingeschäfert mit einer Stube voll nothleidender Kinder auf einem Strohsack oder nach einem christlich hingebrachten Leben mit Vergnügen, Ehre und Reichthum, mit Allem für Deine Familie wohl versehen bei aller Welt in Ansehen sterben willst?"

Sodann beweist er ihm schlagend, wie schwer, wie unmöglich es sei, ein junges Mädchen, das keinen Namen habe, auf die Bühne und nun gar in Italien zu bringen, und: „der Vorschlag mit Herrn Weber und NB. 2 Töchtern herumzureisen, hätte mich beinahe um meine Vernunft gebracht!" So seinen und der Eltern guten Namen leichtsinnig auf das Spiel zu setzen und sich dem Gelächter, dem Spott, der Verachtung preiszugeben! Zudem drohe

jetzt überall Krieg auszubrechen. Solche Pläne seien aber überhaupt nur für kleine Lichter, für Halbcomponisten, für Schmierer: „Fort mit Dir nach Paris, und das bald! Setze Dich großen Leuten an die Seite! Aut Caesar aut nihil! (Entweder der Erste oder nichts!) Der einzige Gedanke Paris zu sehen, hätte Dich vor allen fliegenden Einfällen bewahren sollen."

So faßte er den Sohn, den er kannte, an allen Seiten, wo er zu fassen war: er erregte seine kindliche Liebe, sein Pflichtgefühl, sein Ehrgefühl und seinen Ehrgeiz, — nur den einen Punkt berührt er nicht, seine Liebesleidenschaft. Diese hatte Wolfgang nicht offen ausgesprochen, und es war wohl Klugheit, wenn der Vater sie ignorirte, da der Sohn hier wie jeder tiefere Mensch gegen alle Gründe unzugänglich gewesen sein würde. Vielmehr zeigt er, daß es auch ihm an Theilnahme für die Fähigkeiten des Mädchens wie für die Noth der Familie nicht fehle, indem er räth, den Sänger Raaff für das Mädchen zu interessiren; der vermöge zu helfen, wenn er wolle.

Wolfgang, als er diesen Brief gelesen, wand sich in Schmerzen. Er ward unwohl und mußte einige Tage das Zimmer hüten. Endlich siegte die Vernunft über die Leidenschaft. Er sah ein, daß er Unrecht gewollt, er begriff auch, daß er die Neigung seines Herzens nicht aufzugeben brauche, wenn er diesen Plan aufgab, daß er vielmehr so wie es der Vater wolle, erst recht zu seinem Ziele gelangen werde. Denn das verhehlte er weder sich noch seinem Vater, daß er den Besitz dieses Mädchens erstrebe und nur von Mannheim fortging, um sich eine feste Stellung zu erwerben. Er beugt sich in kindlicher Ergebung unter den Willen des Vaters: „Ich habe mir nie etwas Anderes vorgestellt, als daß Sie diese Reise mit den Weberischen mißbilligen werden; denn ich habe es niemal — bei unsern dermaligen Umständen versteht sich — im Sinn gehabt; aber ich habe mein Ehrenwort gegeben, Ihnen das zu schreiben." Wir können uns ungefähr vorstellen, wie die Sache gegangen war. Gewiß hatte Wolfgang, der Italien kannte und liebte, den ersten Gedanken an die Reise ausgesprochen, der dann von Webers mit Lebhaftigkeit aufgegriffen und mehr als Mozart

selbst wünschte, ausgeführt worden war: „Die guten Leute sind müde hier zu seyn, wie — Sie wissen schon wer und wo, mithin glauben sie, es sey Alles thunlich. Ich habe ihnen versprochen, Alles an meinen Vater zu schreiben; unterdessen als der Brief nach Salzburg lief, sagte ich schon immer, sie soll doch noch ein wenig Geduld haben, sie sey noch ein bischen zu jung ꝛc. Von mir nehmen sie auch Alles an, denn sie halten viel auf mich." Anfangs zwar weist er die Vorwürfe des Vaters etwas bitter zurück. Allein mehr noch ist es ihm schmerzlich kein volles Vertrauen zu finden, und er vermochte nicht, sich ganz freimüthig auszusprechen: „Ich bitte, Alles von mir zu glauben, was Sie wollen, nur nichts Schlechtes. Es gibt Leute, die glauben, es sey unmöglich ein armes Mädl zu lieben, ohne schlechte Absichten dabey zu haben; — ich bin kein Brunetti und kein Wisliweczek! ich bin ein Mozart, aber ein junger und gut denkender Mozart." Und bald drang wieder die volle Sonne der vertrauenden Liebe durch die dunklen Regungen des Schmerzes und der Kränkung: „nach Gott kommt gleich der Papa; das war als ein Kind mein Wahlspruch oder axioma und bei dem bleibe ich auch noch."

Sogleich machten sie Vorbereitungen zur Abreise, zu der der Vater seinen geliebten Sohn nun auch mit dem besten Segen begleitete: „Wie schwer es mir fällt, daß ich nun weiß, daß Du Dich noch weiter von mir entfernest, kannst Du zwar Dir in etwas vorstellen, aber mit derjenigen Empfindlichkeit nicht fühlen, mit der es mir auf dem Herzen liegt. — Ich habe nun in Dich, mein lieber Wolfgang, nicht nur allein kein, auch nur das geringste Mißtrauen, sondern ich setze in Deine kindliche Liebe alles Vertrauen und alle Hoffnung. — Ich weiß, daß Du mich nicht allein als Deinen Vater, sondern als Deinen gewissesten und sichersten Freund liebst, daß Du weißt und einsiehst, daß dieses Glück und Unglück, ja mein längeres Leben oder auch mein baldiger Tod, nächst Gott, sozusagen in Deinen Händen ist. Wenn ich Dich kenne, so habe ich nichts als Vergnügen zu hoffen, welches mich in Deiner Abwesenheit, da ich der väterlichen Freude, Dich zu hören, Dich zu sehen und zu umarmen, beraubt bin, allein noch trösten muß. Ich

gebe Dir von Herzen den väterlichen Segen, und bin bis in den Tod Dein getreuer Vater und sicherster Freund L. Mozart.“

Wolfgang reiste ab, und wir brechen hier mit Freude die Erzählung für einen Augenblick ab, damit auch dieses Bild der Liebe und des Vertrauens zwischen Vater und Sohn ebenso seinen vollen Widerschein erzeuge wie das Bild des Glücks jener Liebenden es gethan. Denn man wird nicht viel Beispiele finden, wo sich dieses sittliche Band der Herzen, das die Grundlage alles höheren Menschendaseins ist, in einer so reinen Weise darstellt. Hier fühlen wir die Mächte, die das Leben bilden und erhalten, hier fühlen wir den warmen Boden, aus dem alles Gute und Echte emporsprießt, Liebe und Vertrauen und Gefühl der Pflicht. Und wir werden im Verlauf von Mozarts Leben erkennen, daß es diese Mächte waren, die sein innerstes Thun und Lassen bestimmten und die sich am Ende seiner Tage in ihm selbst zu einer solch seltenen Höhe steigerten, daß er, der als Künstler neben den größten steht, welche die Welt je gesehen, als Mensch ebenso eine sittliche Tüchtigkeit bekundet, die durch die liebenswürdige Anmuth seiner Natur zur schönsten Menschlichkeit verklärt, uns ein hohes Vorbild des wahrhaft Guten darstellt. Wie wir hier sehen, daß er sein tiefstes Fühlen, das tiefste, das er bis dahin gekannt und das ihm also zweifellos berechtigt, ja in seiner Reinheit unantastbar erscheinen mußte, dennoch einem fremden Willen zum Opfer zu bringen vermag, so werden wir dieses seltene Maß der Selbstüberwindung, das aus einer inneren Ahnung von dem tieferen Zusammenhang des Lebens hervorging, diese ruhige Ergebung, die in dem Jüngling eine Weisheit verräth, wie sie sonst kaum der Mann besitzt, fortan als die bewußte Grundlage alles seines Thuns finden. Und wie er hier im schönsten Sinne sittlich handelt, wie er dem Willen des Vaters nachgibt, ohne sein eigenes besseres Selbst irgendwie zu verrathen oder auch nur zu verleugnen, so wird er fortan fest und bestimmt das thun, was er für Recht hält, und wenn selbst der liebste beste Vater nicht damit übereinstimmte. In dem Jüngling beginnen sich die Eigenschaften des Mannes zu entwickeln, und mit diesen leistete auch ein Mozart erst das Große.

Neunter Abschnitt.

Der Aufenthalt in Paris.

1778—79.

„Und ich fühle dieser Schmerzen
Tief im Herzen
Heimlich bildende Gewalt."

Es gibt unter Mozarts Klaviersonaten eine in A-moll, die von je dem Kenner Mozarts merkwürdig sein mußte durch die Aehnlichkeit des ersten Satzes mit der Art und Weise Händels und mehr noch durch die leidenschaftliche, ja verzweifelte Empfindung, die sich im Finale ausspricht. Man konnte sich besonders dieses Finale in seiner Art, die bei Mozart nur höchst selten vorkommt, nicht recht erklären, bis man denn durch Auffindung des Autographs erfuhr, daß die Sonate aus der Zeit dieses Pariser Aufenthalts stammt. Jetzt erklärten sich beide Eigenthümlichkeiten, und in der That kann uns nichts sosehr eine sichere Kunde von der Seelenstimmung, in der Mozart damals lebte, geben wie diese Sonate. Das energische Ringen mit sich selbst, die männliche Festigkeit, die gegen das Wünschen des Herzens, gegen die Leidenschaft ankämpft, sowie es sich in den scharf rhythmischen Motiven des ersten Satzes ausspricht, ist das geistige Abbild jener Kämpfe zwischen Pflicht und Neigung, die Wolfgang damals durchführte, und es kann uns nicht wunder nehmen, daß der Ausdruck dieses Zustandes ein fremder, nicht echt Mozartischer ist, ja daß er durchaus an Händels Weise erinnert. Denn dieser vertritt unter den Musikern sozusagen das pflichtmäßige Sollen gegenüber der freien Neigung in der allerbestimmtesten Eigenthümlichkeit, — er hat in seiner Kunst jenes Moment des nordischen Wesens, sowie es sich im Protestantismus aufschloß, jenen „kategorischen Imperativ" der Pflicht ebenso durchgeführt, wie es ein halbes Jahrhundert später der Königsberger Weise für Wissenschaft und Leben that. Und wenn

auch in der Composition Mozarts keine Spur einer unmittelbaren Entlehnung, ja nur eines Anlehnens zu bemerken ist, so lag es ihm doch diesmal nahe, den eigenthümlichen Charakter einer fremden Ausdrucksweise für einen Zustand zu erfassen, der ihm selbst neu und fremd war und in dieser Weise sein Leben lang fremd blieb. Ein ähnliches Beispiel findet sich in der bekannten Arie Elviras im Don Juan, und auch dort bestimmten den Componisten gleiche Gründe.

Mozart war keine einseitig pflichtmäßige Natur. Wir haben es bereits oben ausgesprochen, daß durchaus die freie Neigung das Gesetz war, nach dem er lebte und handelte und nach dem er seiner Natur gemäß einzig zu leben vermochte. So finden wir auch jetzt, obwohl er seine Neigung überwunden und seinen Willen dem des Vaters gebeugt, bei ihm durchaus nicht jenen Frieden, jene Harmonie, die ein solcher Kampf zu erzeugen pflegt. Er hat seinen Wunsch, bei der Geliebten zu weilen und mit ihr gemeinsam die Krone des Lebens zu erringen, dem Drängen des Vaters geopfert. Er hat zu dem Ziele, das auch er wie der Vater erstrebt, zu einer Thätigkeit, in der er seine hohen Gaben in vollem Maße entwickeln und eine sichere Lebensstellung erringen kann, zu gelangen, einen andern Weg eingeschlagen, als den er nach seiner innersten Ueberzeugung für den rechten hält. Er hoffte an der Seite seiner Aloysia und für sie Werke zu schaffen, die ihm mit Sicherheit Ruhm und Stellung einbringen sollten, — er vertraute auf die Wirkung dieser Liebe, die seine Kunst zu den höchsten Leistungen entzünden sollte. Er gedachte auf dem Wege und mit der Kraft der Neigung die Pflichten zu erfüllen, die er gegen sich und den Vater hatte. Dieser aber dachte anders und riß ihn mit Gewalt, ja mit einiger Härte von jener Bahn hinweg.

Es ist nicht zu verkennen, daß die scharfe und sogar spöttische Art, wie der Vater die Erregung des Sohnes erst für die kleine Sängerin in München, dann für das Bäsle, dann für die Mlle. Rose bespricht, — denn er hält ihm all diese kleinen Passionen gewissermaßen strafend vor, — und von diesem ohne weiteres, als sei das eben nichts anderes, auf die Weber übergeht, das Herz des Sohnes tief verletzt hatte, und sie war auch nicht ganz recht

und gewiß nicht klug, sie erregte eine Bitterkeit in dem Sohne, die erst getilgt ward, als ein neuer herber Schmerz ihn wie den Vater traf und Beide wieder innerlich zusammenführte. Allein sonst ist dem Vater kein Vorwurf zu machen. Er handelte damals, wie er den Umständen nach zu handeln berechtigt war. Er mußte sorgen, sowohl daß die Schulden getilgt wurden, wie daß zu Ehr und Ruhm der Familie Wolfgang eine seinem Talent entsprechende Stellung gewann, und dieses Ziel, das ihm für des Sohnes Zukunft wie für das Glück der Familie das einzig richtige schien, hielt er jetzt nur für erreichbar, wenn Wolfgang nach Paris ging. Zudem erschien ihm, wie wir auch aus späteren Aeußerungen sehen werden, des Sohnes Neigung nicht als so tiefgehend, wie sie wirklich war. Und doch ist nicht zu leugnen, daß hier eine schöne Blüthe geknickt wurde und daß Mozart selbst innerste Leiden davon gewann.

Aber sollen wir denn den Leiden ausweichen? — Und können wir wissen, ob Wolfgangs Plan zu den gleichen großen Dingen geführt hätte, die jetzt als das Resultat seines Lebens vor uns liegen? Gewiß ist Goethes Wort wahr: „Glücklich, wem gleich die erste Liebe die Hand reicht!“ — Allein tiefere Quellen des Lebens eröffnet dem Genius der Schmerz. Selbst wenn er so herb, so verzweiflungsvoll sich ausspricht wie in dem Finale jener Sonate, er läßt doch Augenblicke der schönsten Versöhnung durchschimmern. Ja die Sonne, wie sie in dem unvergleichlich schönen kleinen Mittelsatze in Dur scheint, dünkt uns reiner und heller, weil sie aus den Wolken des Moll hervorbricht. Es liegt ein Schleier über diesen innersten Vorgängen der Menschenbrust, den keine fremde Hand lüftet. Wir wollen es Schicksal nennen, was Mozart damals traf. Gewiß er litt aufs tiefste, allein es ließ ihn auch zu höheren Dingen reifen.

*

Als nun die Abreise bestimmt war, — denn wir haben Einiges nachzuholen, — gab Wolfgang noch mehrere Akademien, um sowohl sich wie seine Schülerinnen zur vollen Geltung zu bringen. Dabei kam die Bedeutung seiner Leistungen den Mannheimern erst

recht zum Bewußtsein, und er konnte dem Vater schreiben: „Ich muß sagen, daß alle Cavaliere, die mich kannten, Hofräthe, Kammerräthe, andere ehrliche Leute und die ganze Hofmusik sehr unwillig und betrübt über meine Abreise waren.“ — Und Aloysia? — Wolfgang berichtet den Tag, nachdem er in Paris angekommen war: „Die Weberin hat aus gutem Herzen zwey Paar Täzeln von Filet gestrickt und mir zum Andenken und zu einer schwachen Erkenntlichkeit verehrt. Er hat mir, was ich gebraucht habe, umsonst abgeschrieben und Notenpapier gegeben, und hat mir die Comödien von Moliere (weil er gewußt hat, daß ich sie noch niemals gelesen) geschenkt, mit der Inschrift: Ricevi, amico, le Opere del Moliere in segno di gratitudine e qualche volta ricordati di me (Empfangen Sie, mein Freund, die Werke Molieres als Zeichen des Dankes und gedenken Sie zuweilen meiner). Und wie er bey meiner Mama allein war, sagte er: Jetzt reist halt unser bester Freund weg, unser Wohlthäter. Ja, das ist gewiß, wenn Ihr Herr Sohn nicht gewesen wäre, der hat wohl meiner Tochter viel gethan und sich um sie angenommen, sie kann ihm auch nicht genug dankbar seyn. — Den Tag, ehe ich weggereiset bin, haben sie mich noch beim Abendessen haben wollen, weil ich aber zu Haus hab seyn müssen, so hat es nicht seyn können. Doch habe ich ihnen zwey Stunden bis zum Abendessen noch schenken müssen; da haben sie nicht aufgehört sich zu bedanken, sie wollten nur wünschen, sie wären im Stand, mir ihre Erkenntlichkeit zu zeigen. Wie ich wegging, so weinten sie alle. Ich bitt um Verzeihung, aber mir kommen die Thränen in die Augen, wenn ich daran denke. Er ging mit mir die Treppe herab, blieb unter der Hausthüre stehen, bis ich ums Eck herum war, und rief mir nach Adieu!“

Jetzt vor allem hätte es bedeutender Eindrücke und kräftiger Anregungen bedurft, um Wolfgang über diese schmerzlichen Empfindungen hinwegzuheben. Allein sie fehlten, und wir sehen die Spannkraft, die sein Gemüth wie seine Phantasie sonst in allen Lebenslagen bewährt, in diesem Sommer etwas nachlassen. Es muß ein tiefes Gefühl der Unbefriedigung in ihm gelegen sein: ihm war, als habe er nicht recht gethan. Zwar zweifelte er an

der Treue des Mädchens so wenig wie an seiner eigenen Liebe. Auch verhehlt er dem Vater nicht, daß er mit Webers in fortwährendem Briefverkehre steht, und macht verständliche Andeutungen, wo das Ziel seiner Wünsche und Hoffnungen liege. Dabei war es ihm nun ein großer Trost, daß Raaff, der ebenfalls nach Paris kam und sein wahrer Freund wurde, die Neigung zu der Weber billigte und versprach ihr Unterricht zu geben, sowie überhaupt sich für diese Familie zu bemühen. „Ich befinde mich", schreibt er nach einigen Wochen dem Vater, „Gott Lob und Dank so erträglich; übrigens aber weiß ich oft nicht, ist es gehauen oder gestochen, mir ist weder kalt noch warm, finde an nichts viel Freude; was mich aber am meisten aufrichtet und guten Muths erhält, ist der Gedanke, daß Sie, liebster Papa, und meine liebe Schwester sich gut befinden, daß ich ein ehrlicher Teutscher bin und daß ich, wenn ich schon allezeit nicht reden darf, doch wenigstens denken darf, was ich will; — das ist aber auch das Einzige."

Das war denn freilich wenig genug. Man erkennt das tiefe Unbehagen seines ganzen Wesens, dessen Pulse stets so frisch lebendig zu schlagen pflegten. Dazu kam, daß ihn die Musik der Franzosen in hohem Grade anwiderte: „Baron Grimm und ich", schreibt er, „lassen oft unsern musikalischen Zorn über die hiesige Musik aus, NB. unter uns; denn im Publico heißt es Bravo, Bravissimo, und da klatscht man, daß einem die Finger wehe thun." Und ein andermal: „Was mich am meisten bey der Sache ärgert, ist, daß die Herren Franzosen ihren Goût nur in so weit verbessert haben, daß sie nun das Gute auch hören können. Daß sie aber einsähen, daß ihre Musik schlecht sey — ey bei Leibe! — Und das Singen! oime! — Wenn nur keine Französin italienische Arien sänge, ich würde ihr ihre französische Plärrerey noch verzeihen; aber gute Musik zu verderben, das ist nicht auszustehen." — „Wenn hier ein Ort wäre, wo die Leute Ohren hätten, Herz, zu empfinden, und nur ein wenig Etwas von der Musique verständen und Gusto hätten, so würde ich von Herzen gern zu all diesen Sachen lachen, aber so bin ich unter lauter Viecher und Bestien (was die Musique anbelangt). Wie kann es anders seyn? Sie

sind ja in allen ihren Handlungen, Leidenschaften und Passionen auch nicht anders — es giebt ja kein Ort in der Welt, wie Paris. — Nun bin ich hier. Ich muß aushalten, und das Ihnen zu Liebe. Ich danke Gott dem Allmächtigen, wenn ich mit gesundem Gusto davon komme. Ich bitte alle Tage Gott, daß ich mir und der ganzen deutschen Nation Ehre mache und daß er zuläßt, daß ich mein Glück mache, brav Geld mache, damit ich im Stande bin, Ihnen dadurch aus Ihren dermaligen betrübten Umständen zu helfen, und daß wir bald zusammenkommen und glücklich und vergnügt miteinander leben können." Er sehnte sich nach Italien, und der Vater mußte ihm eben versprechen, sobald es anginge, mit ihm wieder dorthin zu gehen.

Gleichwohl sollte auch dieser Aufenthalt in Paris, so wenig äußere Erfolge er für Mozart brachte, eine Lebensbedeutung für ihn gewinnen, größer fast als das, was er in Mannheim gesehen und gehört hatte. Es war die Zeit, wo der berühmte Kampf zwischen der italienischen Musik und der von Gluck reformirten französischen in heftigster Lohe brannte, wo Piccinisten und Gluckisten einander auf das erbittertste gegenüberstanden. Und wenn nun auch in diesem Streite, den übrigens hauptsächlich die Literaten führten, von einer Thätigkeit für Mozarts Genius nicht die Rede sein konnte, so wurde doch durch die Aufführungen der Opern der beiden Gegner und durch die außerordentliche Theilnahme des Publikums, die sich oft genug bis zum Skandal steigerte, seine Aufmerksamkeit in allerhöchstem Grade gespannt auf die Unterschiede dieser Bestrebungen wie auf die Fortschritte der Richtung, die Gluck eingeschlagen hatte. Zwar war Gluck damals von Paris abwesend und Piccini, dessen Oper „Roland" gerade in dieser Zeit einen ungeheuren Erfolg erzielt hatte, galt als Held des Tages. Allein Mozarts Sinn wandte sich dennoch bereits damals mit Entschiedenheit der neuen Richtung zu, und es beruht diese Erkenntniß von deren Bedeutung wesentlich mit auf dem Umstande, daß er damals in Paris anwesend war.

Die italienische Musik kannte er, er war darin zu Hause wie nur irgendeiner der lebenden Meister. Daher interessirte ihn

Piccini wenig. „Mit Piccini habe ich im Concert spirituel gesprochen“, meldet er dem Vater. „Er ist ganz höflich mit mir und ich mit ihm, wenn wir so ungefähr zusammenkommen; übrigens mache ich keine Bekanntschaft weder mit ihm noch anderen Componisten — ich verstehe meine Sache und sie auch — das ist genug.“ Ebensowenig findet sich eine Spur von einer Bekanntschaft mit Grétry, dem Componisten der anmuthigen Oper „Richard Löwenherz“, dem Begründer der französischen Operette mit ihrer reizenden Unbefangenheit und ihrem frisch pulsirenden Leben. Er sucht den Meister nicht auf, aber seine Partituren studirt er. Dagegen ist er schon damals mit Leib und Seele für Gluck, und es mag wohl diese Hinneigung zu dem kraftvollen Pathos und dem hohen Ernst dieses Meisters zum großen Theile mit auf der Seelenstimmung beruhen, in welche die ersten schmerzlichen Lebenserfahrungen sein junges Gemüth versetzt hatten. Gluck war es gewesen, welcher der überwuchernden Gesangsvirtuosität, die damals die welsche Kunst trotz allem Reiz der melodiösen Linie zur vollen Unnatur verkehrt hatte, ein donnerndes Halt gebot und im Einverständnisse mit dem Drange der Zeit, der überall ein Zurückkehren zur Natur und Einfachheit verlangte, auch für die Musik geltend machte, daß sie vor allem die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der handelnden Personen und der Situationen einfach und wahr aussprechen müsse. Er selbst hatte hiervon in seiner „Alceste“ ein hohes Beispiel aufgestellt und bald war die „Iphigenia“ gefolgt. Man empfand wohl, daß der Geist der Antike, der vor allem in edler Einfachheit besteht, hier in Tönen wiedergegeben war, daß die Leidenschaften, welche die Musik aussprach, echt und groß waren und daß es ein tragisches Pathos war, was sich hier darstellte. Gleichwohl war dem Sinnenreiz der italienischen Weise, die auch abgesehen von allem Sinn und Bedeuten zunächst einfach schöne Tonreihen, „Melodien“ geben will, wie sich von selbst versteht, ein großer Theil des Publikums zugeneigt, und diese verschiedenen Richtungen feindeten sich auf das heftigste an, ahnungslos, daß sie einander nicht vollständig widersprachen, derweilen der Genius, der sie zuerst miteinander zu einer höheren

Einheit verschmelzen sollte, geruhig dem Wüthen der Parteien zuschaute. Denn er brauchte sich um den Liebreiz und die Anmuth der Melodie nicht zu bemühen, sie war ihm angeboren und angebildet. Ebenso fehlte ihm bei aller Hinneigung zu dieser Formschönheit von Natur nichts weniger als die einfache Wahrheit der Empfindung, die wie aller Kunst zumeist der Musik zu Grunde liegen soll. Vielmehr athmeten alle seine Melodien, sei es der „Verstellten Gärtnerin“ oder der kleinen Instrumentalsachen, diese natürliche Innigkeit der Empfindung. Allein hier trat nun diese Forderung in einem viel höheren Sinne auf, es waren eben größere Situationen, gewaltigere Leidenschaften, mit einem Worte, es war das Tragische, was in der Persönlichkeit Glucks erschien und in seiner Musik neue und durchaus bedeutende Mittel des Ausdrucks sich bildete. Diesem wandte sich Mozarts künstlerischer Instinkt, der überall mit dem Geiste der Zeit ging, schon damals mit aller Entschiedenheit zu, und wenn der Sieg Glucks über die Italiener, der einige Jahre später eintrat, ein bedeutsamer Beweis für die Richtigkeit seiner Ideen war, so ist wohl ein noch entscheidenderer, daß sich ein Genius wie Mozart, sobald er dieser Richtung nahe trat, derselben anschloß und sie sofort zu seiner eigenen machte. Sein Herz war gerade damals zuerst von jener Leidenschaft ergriffen worden, die dem Menschen den ersten Aufschluß über sich selbst gibt. Mit heftigem Kampfe hatte er gegen einen harten Eingriff das Recht dieser Empfindung geltend machen müssen, und wo sonst eine schöne Heiterkeit der Seele und gar muntere Hanswurstlaune geherrscht, war jetzt ein Ernst eingetreten, der durchaus auf das Hohe und Pathetische gerichtet war und einige Jahre lang das jugendliche Gemüth einseitig beherrschen sollte, bis er zu einer höheren Freiheit und Harmonie der Seele sich auflöste.

Es war nämlich zu den übrigen Nöthen, die Wolfgangs Herz damals in lebendiger Bewegung erhielten, gerade jetzt noch ein Ereigniß hinzugetreten, das seine Seele wahrhaft erschütterte und den ahnungslosen Jüngling zum ersten Male an die Schrecken des Lebens gemahnte. Es war ganz unerwartet die gute Mutter, die den Sohn nach Paris begleitet hatte, gestorben. Sie wohnten

miteinander, weil in Paris damals alles um die Hälfte theurer geworden war, in einem unfreundlichen und dunklen Zimmer, welches so klein war, daß nicht einmal ein Klavier darin stehen konnte. Diese Unbequemlichkeit und die stete Einsamkeit — denn Wolfgang mußte fast den ganzen Tag über in der Stadt sein, — hatten der etwas corpulenten Frau, die ohnehin viel mit Blutandrang zu thun hatte, ein Unwohlsein zugezogen, das sie drei Wochen lang ans Zimmer fesselte. Sie gedachten dann ein besseres Logis zu beziehen, wo sie selbst die Küche führen könne. Allein schon im Juni erkrankte sie aufs neue, sie ließ zu Ader, schrieb noch selbst an ihren Mann, wobei sie über viel Schmerzen klagt, und war nach vierzehn angstvollen Tagen, die Wolfgang an ihrem Bette zubrachte, eine Leiche.

So war der Sohn in der großen Stadt ganz allein. Doch sehen wir ihn, dessen Herz von Natur so außerordentlich empfindlich ist, nicht in weichliche Trauer versinken, sondern mit klarem Geiste und männlicher Fassung erkennt er zunächst, daß dem Vater diese schreckliche Botschaft mit möglichster Schonung beizubringen sei, und schreibt deshalb sogleich an den Freund Bullinger, daß er den Vater vorbereiten möge. Sodann wendet er sich selbst an diesen Mann, dem so manche Prüfung beschieden war, um ihn zuerst über seine eigene Lage zu beruhigen, und es ist rührend, mit welcher Sorgfalt er dies thut und wie freudig bewegt sein Herz ist, als er vernimmt, daß der Vater gefaßt sei: „So traurig mich Ihr Brief machte, so war ich doch ganz außer mir vor Freude, als ich vernahm, daß Sie Alles so nehmen, wie es zu nehmen ist, und ich folglich wegen meinem besten Vater und liebsten Schwester außer Sorge seyn kann. Sobald ich Ihren Brief ausgelesen hatte, so war auch das erste, daß ich auf die Kniee niederfiel und meinem lieben Gott aus ganzem Herzen für diese Gnade dankte.“

Das war die erste Mahnung an das jugendliche Gemüth unseres Meisters, daß alle Dinge auf Erden vergänglich sind. Wohl mögen ihn die Tage und Nächte am Bette der Mutter zu ernstesten Betrachtungen angeregt haben, und ihr Tod traf ihn wirklich schmerzlich. Allein so überraschend er kam und sosehr Wolfgang

ihn fürchtete, er sah das Leben der Mutter doch schwinden und es kam ihm wie eine Sache vor, die im natürlichen Verlauf der Dinge geschieht: wie er denn auch in den Briefen an den Vater und den Freund Bullinger immer besonders hervorhebt, er sei am meisten getröstet durch den Gedanken, daß es nicht anders kommen könne, als wie Gott es haben will. Aber nicht lange, so sollte er die bittere Vergänglichkeit an etwas erfahren, wo er es nie gedacht hatte und wo er es nicht natürlich fand, sondern wo er den Lauf der Dinge gestört fühlte und einen schmerzlichen Riß in sein Inneres gebracht sah. Auch jetzt freilich hatte er „bisweilen so melancholische Anfälle". Allein da wirkte die Sehnsucht nach der Geliebten mit. Im übrigen war er „frisch und gesund", und über die besagten Anfälle, sagt er, komme er am leichtesten davon durch Briefe, die er schreibe oder erhalte: „das muntert mich dann wieder auf."

Vor allem war er bestrebt dem Vater, dessen Sorge um den unerfahrenen Sohn in der großen Stadt jetzt steigen mußte, die genauesten Berichte über sein Thun und Lassen zu geben. Man erkennt die sorgfältige Aufmerksamkeit sogar aus der Schrift, die in den Briefen der letzten Monate aus begreiflicher Gereiztheit oder auch Gleichgültigkeit etwas nachlässig geworden war, sodaß sich der Vater genöthigt sah, ihm ein schön geschriebenes Alphabet nachzuschicken! Ueberhaupt kommt jetzt wieder eine etwas frischere Lebensregung in den jungen Mann, wie wenn durch dieses Gewitter die Atmosphäre gereinigt worden wäre. Und als sich ihm nun gar die Aussicht eröffnet, eine Opera zu schreiben, da beginnt das Blut des hochstrebenden Künstlers wieder seinen früheren lebendigen Lauf. Aber es ward nichts aus dieser Hoffnung, wie denn überhaupt der Pariser Aufenthalt nicht viel directe Erfolge brachte. Zwar Grimm hatte sich seiner recht brav angenommen, ja nach dem Tode der Mutter ihn sogar zu sich ins Haus oder vielmehr zur Madame d'Epinay, mit der er zusammenwohnte, auf genommen. Auch waren sogleich von Anfang die Mannheimer Freunde, trotzdem Wolfgang sein Versprechen nicht gehalten, sodaß sie nun ohne ihn ihre Conzerte geben mußten, bemüht gewesen,

seinen künstlerischen Ruf in Paris zu verbreiten und ihm so Gelegenheit zur Composition zu verschaffen. Und er hatte zum Danke ihnen eine Sinfonie concertante geschrieben, die der Director Le-Gros in den Concerts spirituels aufzuführen versprach, jedoch ohne sein Versprechen zu halten. Sodann hatte er für eben diesen Le-Gros in gewohnter Gutmüthigkeit und im Drange nach Anerkennung eine Symphonie geschrieben und zwar so recht nach dem Pariser Geschmack, lebhaft und geistreich, mit überraschenden Effecten, besonders auch mit dem Crescendo, dessen Wirkung er im Mannheimer Orchester erfahren hatte. Er schreibt: „Gleich mitten im ersten Allegro war eine Passage, die ich wohl wußte, daß sie gefallen müßte: alle Zuhörer wurden davon hingerissen, und war ein großes Applaudissement. — Weil ich aber wußte, wie ich sie schrieb, was das für einen Effect machen würde, so brachte ich sie zuletzt noch einmal an, — da gings nun da capo. Das Andante gefiel auch, besonders aber das letzte Allegro. Weil ich hörte, daß hier alle letzte Allegros, wie die ersten, mit allen Instrumenten zugleich und meistens unisono anfangen, so fing ichs mit den zwey Violinen allein piano nur acht Takte an, — darauf kam gleich ein Forte, mithin machten die Zuhörer (wie ich es erwartete) beim Piano sch! — dann kam gleich das Forte. — Sie das Forte hören und die Hände zu klatschen war Eins. Ich ging also gleich vor Freude nach der Sinfonie ins Palais royal, nahm ein gutes Gefrornes, betete den Rosenkranz, den ich versprochen hatte, und ging nach Haus."

Diese Stelle steht in dem Briefe, wo der Vater auf den Tod der Mutter vorbereitet werden soll. Er wußte wohl, daß der Vater durch solche Mittheilungen, die seinen Geist lebhaft beschäftigten, am ehesten von trüben Vorstellungen und verzehrendem Kummer abgezogen wurde. Das ist aber auch der einzige freudige Erfolg, der zu berichten war. Sonst sind auch hier wie überall wieder Neider und böse Feinde beschäftigt, den jungen Künstler in seinen Bestrebungen zu hemmen. Von der Handlungsweise des Le-Gros, der die Sinfonie concertante nicht aufgeführt hatte, schreibt er: „Ich glaube aber, da ist der Cambini, ein wälscher

Maestro hier, die Ursache; denn dem habe ich unschuldigerweise die Augen in der ersten Zusammenkunft beym Le-Gros ausgelöscht. Er hat Quartette gemacht, wovon ich eines zu Mannheim gehört habe, die recht hübsch sind, und die lobte ich ihm dann und spielte ihm den Anfang; da waren aber der Ritter, Ramm und Punto, und ließen mir keinen Frieden, ich möchte fortfahren, und was ich nicht weiß, selbst dazu machen. Da machte ich es denn also so, und Cambini war ganz außer sich, und konnte sich nicht enthalten zu sagen: Questa è una gran testa! (Das ist ein guter Kopf!) Nun das wird ihm halt nicht geschmeckt haben."

Gleichwohl bekam er zunächst wenigstens einige Scolaren und Aufträge. Zuerst durch Grimms Vermittlung beim Herzog de Guines, dessen Tochter er täglich zwei Stunden lang in der Composition unterrichtete und dafür später mit drei Louisdor abgefunden werden sollte. Er wies das Geld zurück und schreibt dem Vater, die Franzosen dächten noch immer, daß er sieben Jahr alt sei, und behandelten ihn wie einen Anfänger. „Die Franzosen haben lange nicht mehr die Politesse als vor fünfzehn Jahren, sie gränzen jetzt stark an die Grobheit, und hoffärtig sind sie abscheulich", sagt er ein andermal und erzählt seinem Vater ein Beispiel, das sowohl für die Nonchalance der damaligen Vornehmen gegen Künstler wie für die völlige Wehrlosigkeit Mozarts gegen ein derartiges Benehmen zu bezeichnend ist, als daß es hier fehlen dürfte.

„Mr. Grimm", schreibt er am 1. Mai 1778, „gab mir einen Brief an Madame la Duchesse de Chabot, und da fuhr ich hin. Der Inhalt dieses Briefes war hauptsächlich, mich bei der Duchesse de Bourbon zu recommandiren, und mich neuerdings bey ihr wieder bekannt zu machen und sich meiner erinnern zu machen. Da gingen acht Tage vorbey, ohne mindeste Nachricht. Sie hatte mich dort schon auf über acht Tag bestellt, und also hielt ich mein Wort und kam. Da mußte ich eine halbe Stunde in einem eiskalten, ungeheizten und ohne mit Kamin versehenen großen Zimmer warten. Endlich kam die D. Chabot mit der größten Höflichkeit, und bat mich mit dem Clavier vorlieb zu nehmen, indem keines von den ihrigen zugerichtet sei, ich möchte es versuchen. Ich sagte,

ich wollte von Herzen gern Etwas spielen, aber jetzt sei es unmöglich, indem ich meine Finger nicht empfinde vor Kälte, und bat sie, sie möchte mich doch aufs wenigste in ein Zimmer, wo ein Kamin mit Feuer ist, führen lassen. O oui, monsieur, vous avez raison — das war die ganze Antwort. Dann setzte sie sich nieder und fing an, eine ganze Stunde zu zeichnen en Compagnie anderer Herren, die alle in einem Zirkel um einen großen Tisch herumsaßen. Da hatte ich die Ehre, eine ganze Stunde zu warten. Fenster und Thüre waren offen; ich war nicht allein in Händen, sondern im ganzen Leib und Füßen kalt, und der Kopf fing mir auch gleich an wehe zu thun. Da war also altum Silentium (feierliche Stille) und ich wußte nicht, was ich so lange vor Kälte, Kopfwehe und Langeweile anfangen sollte. Oft dachte ich, wenn's nicht um Mr. Grimm wäre, so ging ich den Augenblick wieder weg. Endlich, um kurz zu seyn, spielte ich auf dem miserabeln elenden Pianoforte. Was aber das Aergste war, daß die Madame und alle die Herren ihr Zeichnen keinen Augenblick unterließen, sondern immer fort machten und ich also für die Sesseln und Tisch und Mauern spielen mußte. Bey diesen so übel bewandten Umständen verging mir die Geduld, — ich fing also die Fischer'schen Variationen an, spielte die Hälfte und stand auf. Da waren eine Menge Eloges. Ich aber sagte, was zu sagen ist, nämlich, daß ich mir mit diesem Claviere keine Ehre machen könnte, und mir sehr lieb sey, einen andern Tag zu wählen, wo ein besseres Clavier da wäre. Sie gab aber nicht nach, ich mußte noch eine halbe Stunde warten, bis ihr Herr kam. Der aber setzte sich zu mir und hörte mit aller Aufmerksamkeit zu und ich — vergaß darüber alle Kälte, Kopfwehe, und spielte ohngeachtet dem elenden Claviere so — wie ich spiele, wenn ich guter Laune bin. Geben Sie mir das beste Clavier von Europa, und Leute zu Zuhörern, die nichts verstehen oder die nichts verstehen wollen und die mit mir nicht empfinden, was ich spiele, so werde ich alle Freude verlieren. Ich hab dem Mr. Grimm nach der Hand Alles erzählt."

Welch kindliche Bescheidenheit! Welch liebenswürdiges Zuvorkommen! Welch künstlerisches Bewußtsein! — Allein mit all diesen

schönen Eigenschaften macht man nicht sein Glück bei einem Publikum, das wie das damalige Pariser auf einer geringen Stufe der musikalischen Bildung steht. Dazu kam die Abneigung gegen den Unterricht. Er schreibt: „Lection zu geben ist hier kein Spaß. — Sie dürfen nicht glauben, daß es Faulheit ist — nein! sondern weil es ganz wider mein Genie, wider meine Lebensart ist. Sie wissen, daß ich sozusagen in der Musique stecke, daß ich den ganzen Tag damit umgehe, daß ich gern speculire, studire, überlege. Nun bin ich hier durch diese Lebensart dessen verhindert; ich werde freilich einige Stunden frey haben, allein die wenigen Stunden werden mir mehr zum Ausrasten als zum Arbeiten nothwendig sein."

Mr. Grimm aber faßte die Eigenthümlichkeit des jungen Künstlers anders auf. Er hielt sie für Gleichgültigkeit, für Bequemlichkeit und glaubte den unbeholfenen jungen Mann zurecht stoßen zu müssen. Er sagte ihm redlich seine Meinung und schrieb auch dem Vater: „Il est zu treuherzig, peu actif, trop aisé à attraper, trop peu occupé des moyens qui peuvent conduire à la fortune." (Er ist zu treuherzig, wenig thätig, zu leicht zu bestimmen, zu wenig um die Mittel bemüht, die zum Erfolg führen können.) In Paris müsse man sich rühren, zumal jetzt, wo alles in Streit und Aufruhr wegen der Musik sei. Wolfgang empfand diese Weise ihn zu behandeln, die gut sein möge um Kindern zu helfen aber nicht Erwachsenen, höchst unangenehm, zumal die Zurechtweisungen sicherlich in einem Tone der Ueberlegenheit geschahen, den der geistreiche und gefeierte Encyklopädist ebensogut gegen den noch unbekannten Künstler mit dem unscheinbaren Aeußern annehmen zu dürfen glaubte, wie es jene treffliche „Duchesse" gethan hatte. Ueberhaupt gefiel es Wolfgang in dem Hause der Madame d'Epinay durchaus nicht. Man „rupfte ihm jede Gefälligkeit unter die Nase", und doch hatte er außer dem Zimmerchen, dessen größter Vorzug eine hübsche Aussicht war, und außer einigen Kerzen nichts im Hause. Er fand, daß es dort dumm und einfältig zugehe, und während die geistreiche Herrschaft des Hauses mit unendlicher Zartheit besorgt war, über den damals am Tode

liegenden Voltaire die schonendsten Bulletins auszugeben, berichte Wolfgang einfach seinem Vater: „Nun gebe ich Ihnen eine Nachricht, die Sie vielleicht schon wissen werden, daß nemlich der gottlose und Erz-Spitzbub Voltaire sozusagen wie ein Hund, wie eie Vieh crepirt ist — das ist der Lohn!“

Allein Grimm war trotzdem wirklich besorgt für seinen Schützling. Er lieh ihm sogar „bröcklweis“ 15 Louisdor, mit deren Rückzahlung es keine Eile habe. Nur das ertrug Wolfgang aun die Dauer nicht, daß Grimm im Grunde sein Talent nicht für so bedeutend hielt, um sich in Paris Bahn brechen zu können, und ihn sogar an die Italiener verwies. „Er will, ich soll immer zum Piccini laufen, zum Caribaldi“, schreibt er, — „mit einem Wort, er ist von der wälschen Partei — ist falsch und sucht mich zu unterdrücken.“ In diesem Argwohn hatte er nun freilich zum Theil Unrecht. Allein sicher verräth die Art Grimms kein. besonders edles und feines Gefühl, und Wolfgang mochte wohl wünschen ein, Oper zu schreiben, nur um dem Grimm zu zeigen, daß er soviel könne wie sein Piccini, obwohl er „nur ein Teutscher“ sei. So erfahren wir bestimmt, daß Mozart schon damals der italienischen Oper gegenüber seine Stellung genommen und die Fortschritte begriffen hatte, die Gluck und Grétry in der dramatischen Kunst anbahnten und durchführen wollten. Doch einstweilen vermochte er diesen großen Gewinn des Pariser Aufenthaltes nicht auszunutzen. Er fand nicht Gelegenheit eine Oper zu schreiben, und wer weiß ob er schon damals wo alles in parteiischer Aufregung war, mit seiner Versöhnung der Gegensätze durchgedrungen wäre? So mußte der Vater wohl wünschen, daß Wolfgang Paris verlasse, und auch Grimm drang nachgerade bestimmt darauf.

Wolfgangs Wunsch nun war in München angestellt zu werden, damit er dort auch für Webers thätig zu sein vermöge. Dagegen hatte der Vater nichts einzuwenden und schrieb sogleich an den Padre Martini, damit dieser direct und durch Raaff auf den neuen Kurfürsten wirke. Dies geschah denn auch, und zudem waren die Freunde, die Mozart in der kurfürstlichen Kapelle hatte, nach Kräften für ihn thätig. Es fehlte ein deutscher Componist in

München, Holzbauer war zu alt, und so war Aussicht genug für Mozart vorhanden dort eine Stellung zu gewinnen. Allein als nun die Uebersiedlung des Hofes wie der Kapelle von Mannheim entschieden war, begannen jene preußischen Kriegsdrohungen des Jahres 1778 und alles gerieth ins Stocken. Jetzt konnte der Vater nur wünschen, daß Wolfgang so lange in Paris weile, bis diese Dinge vorüber seien, und es ist erklärlich, daß er jetzt auch bereitwilliger zu den Aussichten griff, die sich für eine Wiederanstellung des Sohnes in Salzburg darboten.

Schon nach Adlgassers Tode waren deutliche Anspielungen von seiten des Hofes gemacht worden. Jetzt war aber auch der Kapellmeister Lolli gestorben, und da ging man denn endlich mit der Sprache heraus. Man wandte sich zunächst an Bullinger, sodann an den Vater direct. Dieser ging aber dabei sehr diplomatisch zu Werke, und nun gar Wolfgang, dem alle die Vorgänge auf das genaueste berichtet werden, kehrt sich zunächst gar nicht daran. Allein als die Mutter gestorben war und der Vater durch Mr. Grimm bestärkt den Aufenthalt des Sohnes in Paris abgekürzt zu sehen wünschte, mußte Freund Bullinger die Feder ergreifen und dem Wolfgang auseinandersetzen, daß die Bedingungen der Anstellung jetzt sehr vortheilhaft seien, daß er es den Seinigen schuldig sei, darauf einzugehen und daß sich doch in Salzburg auch wohl leben lasse. Und um ihn sicher zu kirren, erzählt er, dem Erzbischof genüge die Haydn nicht mehr, er wolle eine neue Sängerin engagiren und man könne ja seine Wahl auf Aloysia Weber richten. Wolfgang hatte nämlich geschrieben: „Nun die Hauptsache ist halt, daß wenn der Krieg nicht schon ausgebrochen wäre, der Hof sich nach München gezogen hätte; Graf Seeau, der die Weberin absolument haben will, alles angewendet hätte, daß sie mitkommen kann, und folglich Hoffnung gewesen wäre, daß die ganze Familie in bessere Umstände gesetzt würde. Nun ist aber alles still wegen der Münchener Reise, und die armen Leute können wieder lange fort warten, und ihre Schulden werden alle Tage beträchtlicher. Wenn ich ihnen nur helfen könnte! Liebster Vater! ich recommandire sie Ihnen von ganzem Herzen.“ Und

jetzt lautet seine Antwort an Freund Bullinger: „Sie wissen, wie mir Salzburg verhaßt ist! Nicht allein wegen der Ungerechtigkeit, die mein Vater und ich dort ausgestanden, welches schon genug wäre, um so ein Ort ganz zu vergessen und ganz aus den Gedanken zu vertilgen! Aber lassen wir nun Alles gut sein — es soll sich alles so schicken, daß wir gut leben können; gut leben und vergnügt leben ist zweyerlei, und das letzte würde ich ohne Hexerey nicht können; — es müßte wahrhaftig nicht natürlich zugehen! und das ist nun nicht möglich, denn bey jetzigen Zeiten gibt es keine Hexen mehr. Mir wird es allezeit das größte Vergnügen seyn, meinen liebsten Vater und meine liebste Schwester zu umarmen und zwar je eher je lieber; aber das kann ich doch nicht leugnen, daß mein Vergnügen und meine Freude doppelt seyn würde, wenn es wo anders geschähe, weil ich überall mehr Hoffnung habe, glücklich und vergnügt zu leben.“ Auf die Andeutungen wegen der Weber geht er gar nicht einmal ein.

Bald darauf berichtet nun der Vater, daß man von seiten des Hofes angefragt habe, ob sein Sohn wohl kommen werde, wenn man ihm den Adlgasserschen und dem Vater den Lollischen Gehalt gebe, welches zusammen jährlich 1000 fl. betrug, und führt dem Sohne zu Sinne, daß man sich schon mehr Unterhaltungen schaffen könne, wenn man aufs Geld nicht so genau schauen dürfe. Allein diesem war's nicht um die Unterhaltungen. Ihm war Salzburg zu eng, zu ungebildet, zu „inferior“. Doch bald darauf kam ein Brief, der alle diese Abneigung niederschlagen mußte. Der Vater schrieb: „Du bist nicht gern in Paris, und ich finde, daß Du eben nicht gar Unrecht hast. Bis jetzt war mein Herz und Gemüth für Dich beängstigt und ich mußte trotz einem Minister eine sehr kitzliche Rolle spielen, da ich bey aller meiner Herzensangst mich lustig anstellen mußte, um Jedermann glauben zu machen als wärst Du in den besten Umständen und hättest Geld im Ueberflusse, ob ich gleich das Gegentheil weiß. Ich verzweifelte fast so wie ich wollte durchzudringen, weil, wie Du weißt, nach dem Schritte, den wir gethan, von dem Hochmuthe des Fürsten wenig zu hoffen und ihm Deine Abdankung zu sehr aufs Herz gefallen

war. Allein durch mein tapferes Aushalten habe ich nicht nur allein durchgedrungen, der Erzbischof hat nicht nur alles accordirt, für mich und Dich, Du hast 500 fl.; sondern er hat noch entschuldigt, daß er Dich jetzt unmöglich zum Capellmeister machen könnte, Du solltest aber, wenn es mir zu mühsam werde oder wenn ich außer Stande wäre, in meine Stelle unterdessen einrücken u. s. w. Nun kommt es darauf an, ob Du glaubst, daß ich noch einen Kopf habe, und ob Du glaubst, daß ich Dein Bestes besorge, — und ob Du mich todt oder beim Leben erhalten willst. — Die Mlle. Weber sticht dem Fürsten und Allen erstaunlich in die Augen: sie werden sie absolut hören wollen, da sollen sie bei uns wohnen. Mir scheint, ihr Vater hat keinen Kopf; ich werde die Sache besser für sie einleiten, wenn sie mir folgen wollen. Du mußt ihr hier recht das Wort reden, denn zum Castraten will er auch eine andere Sängerin, um eine Opera aufzuführen. —— Mein nächster Brief wird Dir sagen, daß Du abreisen sollst." Wohl überwand aufs neue der kindliche Sinn des Sohnes die tiefe Abneigung. Aber in rührender Weise spricht sich die Mischung von Freude und Schmerz aus, die in seinem Herzen vorging: „Als ich Ihren Brief durchlas, zitterte ich vor Freuden, denn ich sah mich schon in Ihren Armen. Es ist wahr, Sie werden es mir selbst zugestehen, es ist kein großes Glück, was ich da mache; aber wenn ich mir vorstelle, daß ich Sie, liebster Vater, und meine liebe Schwester ganz von Herzen küsse, so kenne ich kein anderes Glück." Mehr aber stellt er sich jetzt die Möglichkeit vor, daß Aloysia nach Salzburg komme; denn natürlich, wenn der Erzbischof wirklich eine Sängerin haben wolle, eine bessere könne er gar nicht bekommen. Er schreibt: „Wenn ich zu Salzburg seyn werde, werde ich gewiß nicht ermangeln mit allem Eifer für meine liebe Freundin zu reden, unterdessen bitte ich Sie und ermangeln Sie auch nicht Ihr Möglichstes zu thun, Sie können Ihrem Sohne keine größere Freude machen." Auch wünscht er zunächst über Mannheim reisen und Webers besuchen zu dürfen. Besonders aber tröstet ihn die Zusicherung des Erzbischofs, ihn Kunstreisen machen zu lassen: ohne diese Bedingung würde er sich nicht haben entschließen können. „Ein Mensch von

mittelmäßigem Talent bleibt immer mittelmäßig, er mag reisen oder nicht", schreibt er; „aber ein Mensch von superieurem Talent (welches ich mir selbst ohne gottlos zu seyn nicht absprechen kann) wird schlecht, wenn er immer in demselbigen Ort bleibt."

Im übrigen verhehlt er auch jetzt die innere Abneigung gegen seine Vaterstadt durchaus nicht, und der Vater zeigt ihm noch allerhand Vortheile seiner dortigen Lebensart, die ihn auch an seinem Studiren und Speculiren nicht hindern werde. Auch brauche er nicht Violine zu spielen bei Hofe, sondern habe beim Klavier alle Gewalt der Orchesterleitung. „Hier können wir nun auf alle Bälle im Fasching auf das Rathhaus gehen", schreibt er, „die Münchener Comedianten kommen Ende September und bleiben bis die Fasten den ganzen Winter hier mit Comedie und Operetten. Alle Sonntag ist unser Bölzlschießen" u. s. w. Die Hauptsache aber war die Mlle. Weber. Auch darüber redet nun der Vater ein offenes Wort: „Was die Mlle. Weber betrifft, so darfst Du gar nicht glauben, als hätte ich etwas gegen diese Bekanntschaft. Alle jungen Leute müssen am Narrenseil laufen. Du kannst wie jetzt Deinen Briefwechsel fortsetzen, ich werde Dich gar nicht darum fragen, noch weniger etwas zu lesen verlangen. Noch mehr! ich will Dir selbst einen Rath geben. Du hast bekannte Leute genug hier. Du kannst die Weberischen Briefe an Jemand anders adressiren lassen und unter der Hand erhalten, wenn Du Dich vor meinem Vorwitz nicht gesichert glaubst."

Kaum hatte nun Grimm die Anstellung in Salzburg erfahren, so drängte er seinen Schützling zur Abreise. Es war nur natürlich, wenn er bei seiner Ueberzeugung, daß für diesen nichts mehr in Paris zu gewinnen sei, möglichst bald der Sorge um ihn enthoben zu sein wünschte, und gewiß handelte er damit auch nach dem Sinne des Vaters. Dieser erkannte es auch dankbar an, daß Grimm sich sogar erbot, das Geld für die Reise nach Straßburg vorzuschießen. Wolfgang aber wollte darin nichts als Mißgunst und Verrath erkennen, und es empörte ihn geradezu, daß Grimm verlangte, er solle in acht Tagen reisefertig sein, da er ja doch noch vom Herzog von Guines und von Le-Gros das Honorar

einfordern und seine Sonaten, die er zum Stich gegeben, corrigiren müsse. Allein wenn auch hier Grimm wohl wieder etwas barsch sein mochte, so beruhte doch Wolfgangs Aerger über die Abreise auf einem andern Grunde. Wir erfahren das aus einem Briefe, den er nach seiner Ankunft in Straßburg schrieb. Aloysia war nämlich derweilen mit einem Gehalt von 1000 Gulden als Hofopernsängerin in München angestellt worden. Er schreibt dem Vater: „Daß die Mlle. Weber oder vielmehr meine liebe Weberin Besoldung bekommen und man ihr also endlich Gerechtigkeit hat widerfahren lassen, hat mich so sehr erfreuet, wie man es von einem, der allen Antheil daran nimmt, erwarten kann. Ich empfehle sie Ihnen immer noch aufs beste; doch was ich so sehr gewünscht, darf ich leider nicht mehr hoffen, nämlich sie in salzburgische Dienste zu bringen, denn das was sie oben hat, gibt ihr der Erzbischof nicht. Alles was möglich ist etwa, daß sie auf einige Zeit nach Salzburg kommt, eine Opera zu singen."

Nun war natürlich die Salzburger Anstellung mit einem Male wieder eine schreckliche Aussicht und er empfindet die Unannehmlichkeiten des Pariser Aufenthaltes weniger, als ihm jetzt all die Erfolge bedeutend erscheinen, die er hier erringen könne. Er thue die größte Narrheit von der Welt, jetzt nach Salzburg zu gehen, schreibt er dem Vater, und nur die Liebe zu ihm habe er den gewichtigen Vorstellungen seiner Freunde entgegenzusetzen gehabt. Das habe man zwar belobt, allein hinzugesetzt, daß, wenn sein Vater seine jetzigen guten Umstände und Aussichten wüßte (und nicht etwa durch einen guten Freund eines Andern und zwar falsch berichtet wäre), er ihm gewiß nicht auf solche Art schreiben würde, daß er nicht im Stande sei im geringsten zu widerstehen. „Und", schreibt er, „ich dachte bei mir selbst: Ja, wenn ich nicht soviel Verdruß in dem Hause, wo ich logirte, hätte ausstehen müssen, und wenn das Ding nicht so wie ein Donnerwetter aufeinander gegangen wäre, folglich Zeit gehabt hätte, die Sache recht mit kaltem Blut zu überlegen, ich würde Sie gewiß recht gebeten haben, nur noch einige Zeit Geduld zu haben und mich noch zu Paris zu lassen. Ich versichere Sie, ich würde Ehre, Ruhm und Geld

erlangt haben und Sie gewiß aus Ihren Schulden gerissen haben. Nun ist es aber schon so. Glauben Sie ja nur nicht, daß es mich reuet, denn nur Sie, liebster Vater, nur Sie können mir die Bitterkeiten von Salzburg versüßen, und werden es auch thun, ich bin dessen versichert; doch muß ich Ihnen frei gestehen, daß ich mit leichterem Herzen in Salzburg anlangen würde, wenn ich nicht wüßte, daß ich allda in Diensten bin, nur dieser Gedanke ist mir unerträglich."

Das glauben wir und der Vater ihm gern. Ihm galt es jetzt in München angestellt zu werden. Aloysia war dort, ja er hatte noch so eben einen Beweis von ihrer treuen Zuneigung bekommen: „Die armen Leute waren alle wegen meiner in der größten Angst, sie haben geglaubt, ich sey gestorben, indem sie einen ganzen Monat ohne Brief von mir waren, weil der vorletzte von mir verloren gegangen; und sie wurden in ihrer Meynung noch mehr bestärkt, weil man in Mannheim sagte, meine selige Mutter wäre an einer erblichen Krankheit gestorben. Sie haben schon alle für meine Seele gebetet, das arme Mädl ist alle Tage in die Capuziner-Kirche gegangen. Sie werden lachen? — ich nicht; mich rührt es, ich kann nicht dafür." Von der Innigkeit dieser Empfindung scheint der Vater nichts geahnt zu haben, sonst hätte er ihm nicht so erlaubt „am Narrenseil zu laufen". Und dies hielt die beiden vortrefflichen Menschen einstweilen noch auseinander, obgleich Wolfgangs kindliche Pietät immerfort in einer wahrhaft rührenden Weise mit der Neigung des Herzens kämpft und unser Mitgefühl und unsere Achtung in gleichem Maße in Anspruch nimmt. Er fühlt ihr Recht und wagt sie doch dem Vater und seinen Forderungen gegenüber nur schüchtern geltend zu machen. Allein von der Kraft dieser echten Liebe beseelt treibt er zunächst durch alle Unannehmlichkeiten hindurch auf sein Ziel los. Er verläßt Paris mißmuthig, — er selbst ahnte nicht, daß es ihm soviel Bedeutendes gebracht, — innen aber lebt ihm die Hoffnung, seine Aloysia bald wiederzusehen und wenn alles gut gehe, bald ganz mit ihr vereinigt zu sein. Das freilich sollte eine Täuschung sein. Derweilen aber hatten ihn die mancherlei Widerwärtigkeiten und Schmerzen

der letzten Zeit gestärkt und gereift, und es bedurfte nur einiger tüchtigen Schläge des Geschicks, um ihn innerlich ganz selbständig zu machen. Diese blieben denn auch nicht aus und wir werden sehen, daß die mißmuthige Spannung, jene unbefriedigte Trotzigkeit, die den ersten Jugendjahren desto mehr eigen ist, jemehr sie von Natur mit Kraft begabt sind, jener oft gar reizende mürrische Trotz, der aus dem Ueberschuß von Säften, aus einem Mangel an genügender Reizung und Beschäftigung entsteht, bei Mozart zuerst durch einen jähen Schmerz, der seinem Innern vollauf zu thun gab, und einige Jahre später durch eine außerordentliche Erregung des Selbstgefühls getilgt ward, die sein Gemüth zur Anspannung aller Kräfte aufrief und ihn so nach kurzer Zeit zum Höchsten befähigte. Zunächst aber ist es als ein günstiges Geschick für die Entwicklung des Künstlers zu betrachten, daß er dem ungestümen Parteitreiben, das in der großen Stadt die Würde seiner Kunst ganz zu untergraben drohte, entrückt ward und in ruhiger Sammlung die großen Fragen jenes Streites überlegen und nachher in seiner Weise aufs schönste lösen konnte. Einstweilen freilich war die Wanderzeit noch nicht vorüber.

Zehnter Abschnitt.

Das Meisterstück.

1779—81.

Gewitter reinigen die Luft, und dann
Sprießt alles reicher nur hervor.

Bei einem Künstler, dessen Schaffen seinen Stoff bereits so merklich aus den Tiefen der eigenen Empfindung entlehnte, müssen die Erfahrungen des Herzens von noch größerer Wichtigkeit sein als bei jedem andern Menschen. Darum mag es nicht wunder nehmen, wenn wir die wenigen Spuren, die zu diesen Gebieten leiten, in Mozarts Leben mit so besonderer Aufmerksamkeit verfolgen. Uns hier ist es ja um die Bildung des Menschen zu thun: die Bildung des Künstlers haben wir stets nur anzudeuten.

Wir sahen, der Kampf zwischen Pflicht und Neigung, den Mozart vor seiner Abreise von Mannheim zu bestehen hatte, war nicht gering. Alle Fibern seines leicht erregten Herzens wurden davon ergriffen. Und doch vermochte er gerade in diesen Tagen der inneren Noth einen Brief zu schreiben, der mit Behagen in allerhand Späßen sich ergeht. Er ist an das „Bäsle“ gerichtet und beweist, daß Wolfgangs Interesse an diesem Mädchen doch zumeist auf der lustigen Laune beruhte, die sie mit ihm theilte: was an zärtlicher Zuneigung nach der natürlichen Ordnung der Dinge dabei mit untergelaufen sein mochte, war jetzt durch eine andere, wahrhaft leidenschaftliche Neigung völlig aufgezehrt. Er schreibt:

„Mademoiselle, ma très chère Cousine!

Sie werden vielleicht glauben oder meinen, ich sey gestorben! — Doch nein, meinen Sie es nicht, ich bitte Sie — wie könnte ich denn so schön schreiben, wenn ich todt wäre? wie wäre das wohl möglich? — Wegen meinem langen Stillschweigen will ich mich gar nicht entschuldigen, denn Sie würden mir so nichts

glauben, doch was wahr ist bleibt wahr, ich habe soviel zu thun gehabt, daß ich wohl Zeit hatte an das Bäsle zu denken, aber nicht zu schreiben, mithin hab ich es müssen lassen bleiben. Nun aber habe ich die Ehre Sie zu fragen, wie Sie sich befinden und sich tragen? ob Sie mich noch können ein bischen leiden? ob Sie öfters schreiben mit einer Kreiden? ob Sie noch dann und wann an mich gedenken? ob Sie nicht zuweilen Lust haben sich aufzuhenken? ob Sie etwa gar böse waren auf mich armen Narren? ob Sie nicht gutwillig wollen Fried machen? — doch, Sie lachen — Victoria! Ich dachte wohl, daß Sie mir nicht länger widerstehen könnten, ja, ja, ich bin meiner Sache gewiß, obwohl ich in 14 Tagen gehe nach Paris. — In Augsburg kann man sich derweilen lustiger machen als hier; ich wollte wünschen, ich wäre bei Ihnen, damit ich mit Ihnen recht herumspringen könnte." Und zum Schlusse beginnt er eine lange und breite Geschichte, worin ein Schäfer vorkommt, der elftausend Schafe über eine Brücke zu treiben hatte, und sie möge nur die Gewogenheit haben und warten bis die Schafe drüben seien: „dann will ich Ihnen die ganze Historie erzählen." Worauf denn wieder ein exemplarisch kindischer Schluß folgt.

Auch die „Duetti für Klavier und Violine", die Mozart damals begann und in Paris endete, athmen noch ganz jene Fröhlichkeit, die aus der Harmonie des Innern fließt. Zumal die langsamen Sätze sind von einem Schmelz der Empfindung, wie sie nur aus einem innig befriedigten Herzen fließen kann. Aber bereits jene Amoll-Sonate war von einem Ernste ergriffen, in dem der Kampf, ja die schmerzliche Erregung eines Innern nachzittert, das ganz aus sich selbst herausgesetzt ist. Freilich gelingt es diesem seltenen Menschen auch damals stets, den Erzeugnissen seiner Phantasie den Stempel des Friedens aufzudrücken, aus dem die wahre Schönheit fließt, und es ist in der That, als wenn die Einrichtung seiner gesammten Natur, die ihrer ursprünglichen Anlage nach von einer ungetrübten Harmonie war, selbst da wo sie einmal durch trübe Erlebnisse gestört wird, gerade durch die Thätigkeit der schaffenden Phantasie immer wieder zum Gleichgewicht gelangte,

sodaß wir ihn nur dann ganz mißmuthig sehen, wenn er nichts zu schaffen hat. Schaffen aber konnte er nur auf äußere Anregung hin: wie denn überhaupt ohne bestimmte Bestellung der Musiker jener Zeit die Feder niemals oder selten ergriff. Nun fehlte es in Paris an genügenden Bestellungen, auch späterhin ward nicht viel verlangt, und so ist das Jahr 1778 verhältnißmäßig arm an Compositionen.

Diesem Umstande mag es zuzuschreiben sein, daß die brütende Stimmung, die den jungen Meister in Paris sosehr beherrscht hatte, auch jetzt, als er auf der Reise ist, und trotz der Hoffnung auf das Wiedersehen der Geliebten nicht ganz weichen will. Endlich aber kam ein kräftiges Gewitter und reinigte die drückende Atmosphäre.

Am 26. September hatte Wolfgang Paris verlassen, und zwar nicht, wie Grimm ihm versprochen, mit der üblichen Diligence, sondern mit einem Wagen, der zwölf Tage gebrauchte. Länger als acht Tage hatte Wolfgang das Fahren nicht ausgehalten und war in Nancy geblieben. Dort fand sich dann nicht sogleich Gelegenheit zur Weiterreise, und so kam er erst gegen Mitte Oktobers in Straßburg an. Der Vater, der derweilen ohne alle Nachricht blieb, gerieth in tödtliche Unruhe. „Ich beichtete und communicirte sammt Deiner Schwester“, schreibt er, „und bat Gott inständigst um Deine Erhaltung; der beste Bullinger betet täglich in der heil. Messe für Dich.“ In Straßburg gab Wolfgang mehrere Conzerte, die ihm jedoch so wenig eintrugen, daß er genöthigt war, Geld beim Banquier aufzunehmen. Diese kleine Schuld machte ihm noch nach Jahren Unannehmlichkeiten, da sie durch einen Zufall nicht zur rechten Zeit bezahlt ward.

Erst am 3. November konnte er weiterreisen, weil die Wege inzwischen durch Ueberschwemmung unfahrbar geworden waren. Er ging auf den Rath gereister Freunde über Mannheim. Dies hielt der Vater nun gar für den dümmsten Streich, den Wolfgang machen konnte. Webers und die meisten andern Freunde waren ja bereits abgereist. Allein sein Herz hing an dieser Stadt mit den schönsten Erinnerungen. Er wohnte bei Madame Cannabich,

und unter den Bekannten war „ein rechtes Gereiß“ um ihn; denn: „sowie ich Mannheim liebe, so liebt auch Mannheim mich.“ Und wie es nun seine Art war, überall wo er weilte sich wohl zu fühlen und Hoffnungen für die Zukunft zu fassen, so ließ er sich auch gar leicht von den Mannheimern überzeugen, der Kurfürst werde bald zurückkommen, denn er könne die Grobheit der Herren Bayern nicht ertragen, und dann werde auch Mozart angestellt werden. Wirklich fand sich bald Aussicht auf Verdienst und sogar auf dramatische Composition. „Ich kann hier vielleicht 40 Louisdor gewinnen!“ heißt es schon nach acht Tagen, — „freylich muß ich sechs Wochen hier bleiben, oder längstens zwey Monate. Die Seylersche Truppe ist hier, die Ihnen schon par renommée bekannt seyn wird; Herr von Dalberg ist Director davon, dieser läßt mich nicht fort, bis ich ihm ein Duodrama componirt habe.“

Allein der Vater will davon nichts wissen und bestimmt: „Beim Empfang dieses wirst Du abreisen!“ — „Zwei Sachen“, schreibt er wenig Tage darauf, „sind, die Dir den Kopf voll machen und Dich in aller vernünftigen Ueberlegung hindern. Die erste und Hauptursache ist die Liebe zur Mlle. Weber, der ich ganz und gar nicht entgegen bin; ich wars damals nicht, als ihr Vater arm war, warum sollte ichs nun jetzt seyn, da sie Dein Glück und nicht Du ihr Glück machen kannst? Ich muß vermuthen, daß ihr Vater diese Liebe weiß, da es alle Mannheimer wissen, da es Herr Fiala (Flötist) von ihnen gehört, da es Herr Bullinger, der beym Grafen Lodron als Instructor ist, hier erzählte, da er mit den Mannheimer Musicis auf dem Postwagen von Ellwang fuhr und diese von nichts anderem mit ihm sprachen, als von Deiner Geschicklichkeit, Composition und Liebe mit Mlle. Weber.“ In Salzburg werde er ja München so nahe sein, daß er leicht hinreisen könne; auch möge Mlle. Weber herüberkommen und bei ihnen wohnen. Fiala habe dem Erzbischof von ihrem Gesange erzählt und so werde die Veranlassung nicht ausbleiben. „Sonderheitlich“, fährt er fort, „wird Dir die Antretung der hiesigen Dienste (ob es gleich jetzt die zweyte Ursache ist, die Dir den Kopf voll macht) die einzige sichere Gelegenheit seyn, wiederum nach

Italien zu kommen, welches mir mehr im Kopf steckt als alles das Uebrige. Und diese Antretung ist ohnabänderlich nothwendig, wenn Du anders nicht den allerverdammlichsten und boshaftesten Gedanken hast, Deinen für Dich so besorgten Vater in Schande und Spott zu setzen. — Ich will, wenn Gott will, noch ein Paar Jahre leben, meine Schulden zahlen — und dann magst Du, wenn Du Lust hast, mit dem Kopf an die Mauer laufen; — doch nein! Du hast ein zu gutes Herz! Du hast keine Bosheit, Du bist nur flüchtig, — es wird schon kommen!"

Der treue Mann hatte viel Mühe, die Abneigung des Sohnes gegen Salzburg und seine Absichten auf andere Dinge zu überwinden. Wolfgang reiste zwar bald ab, aber auch jetzt nicht auf dem nächsten Wege. Er ging über Kaisersheim, weil der Reichsprälat von dort ihn als Reisecompagnon mitnahm: „er ist (obwohl er ein Pfaff ist) ein recht liebenswürdiger Mann." Und weil nun dieser auch nach München fahren wollte, so wartete Wolfgang dessen Abreise ab und traf erst am Weihnachtstage dort ein. In Mannheim war ihm der Abschied gar schwer geworden. Madame Cannabich hatte sich als eine seiner besten und wahrsten Freundinnen erwiesen; bei seinem Weggehen frühmorgens war sie gar nicht einmal aufgestanden, weil sie nicht Abschied nehmen wollte und konnte, und er schlich sich still fort, um ihr das Herz nicht noch schwerer zu machen. Das Melodrama aber nahm er mit, um es zu Hause umsonst fertig zu machen. Eine gleiche, ja eine unendlich höhere Freude versprach er sich in München.

Schon von Kaisersheim aus hatte er nach Augsburg geschrieben:

„Ma très chère Cousine!

In größter Eyl und mit vollkommenster Reu und Leid und steifem Vorsatz schreibe ich Ihnen und gebe Ihnen die Nachricht, daß ich morgen schon nach München abreise. Liebstes Bäsle, sey kein Häsle, ich wäre sehr gern nach Augsburg, das versichere ich Sie, allein der Herr Reichsprälat hat mich nicht nach Augsburg gelassen und ich kann ihn nicht hassen, denn das wäre wider das Gesetz Gottes und der Natur, und wers nicht glaubt, ist ein —; mithin ist es halt einmal so. Vielleicht komme ich von München

auf einen Sprung nach Augsburg, allein es ist nicht so sicher; wenn Sie soviel Freud haben mich zu sehen, wie ich Ihnen, so kommen Sie nach München in die werthe Stadt. Schauen Sie, daß Sie vorm neuen Jahr noch drinnen sind, so will ich Sie dann betrachten vorn und hint, will Sie überall herumführen, — doch nur eines ist mir leid, daß ich Sie nicht kann logiren, weil ich in keinem Wirthshaus bin, sondern wohne bey —, ja wo, das möchte ich wissen. Nun Spassus a part — just dessentwegen ist es für mich sehr nothwendig, daß Sie kommen — Sie werden vielleicht eine große Rolle zu spielen bekommen. Also kommen Sie gewiß."

Und dann wieder ein Schluß, der die lustigste Laune verräth. Man sieht, er war voller Hoffnung. Und wie sehr wurde er getäuscht! Aloysia war ihm — untreu geworden. Er fand bei ihr die alte Gesinnung nicht mehr. Wolfgang trug nach der Sitte der damaligen Zeit wegen der Trauer um die Mutter an seinem rothen Rock schwarze Knöpfe. In diesem Anzuge war er bei Webers eingetreten, und das soll der schönen Aloysia nicht gefallen haben. Außer dieser Notiz besitzen wir nur noch eine Bemerkung eines Mannes, der später Mozarts Witwe geheirathet hat, des Etatsrathes Nissen. Er sagt: „Sie schien den, um den sie ehedem geweint hatte, nicht mehr zu kennen, als er eintrat. Deshalb setzte sich Mozart flugs ans Klavier und sang laut: Ich laß das Mädl gern, das mich nicht will."

Wolfgang wohnte bei Webers, er hatte dort sogleich die freundlichste Aufnahme gefunden. Jetzt schlug dieses Ereigniß in seine Seele! — Auch hatte der Vater geschrieben, er solle mit der nächsten Diligence von München abreisen und nicht versuchen durch Cannabich weiteren Aufschub zu erwirken. Dieser war nun freilich nebst Raaff „mit Händen und Füßen" für ihn thätig. Allein des Vaters Befehl war bestimmt, und so entstand in Wolfgangs Seele zu den zerstörten Hoffnungen und der trüben Aussicht auf Salzburg noch die Besorgniß, der Vater, unzufrieden und verstimmt, werde ihn nicht freundlich empfangen. Da ward sein Herz zum Zerspringen voll. Hatte er wohl jemals mehr das Bedürfniß gehabt, sich an die Treue des Vaters anzulehnen, jetzt wo ihm der Boden

unter den Füßen schwankte, weil er sah, daß die, die er so sehr geliebt, nicht mehr sein eigen war? Er schüttete sein Herz dem Flötisten Becke, seinem alten Freunde aus, und dieser machte die Erregung des jungen Gemüthes nur noch größer durch die Vorstellungen, die er ihm von der Güte und Nachsicht seines Vaters gab. So war das Maß voll, und es liegt viel in den einfachen Worten, die Wolfgang nach wenig Tagen zum Vater sagte: „Ich habe niemalen schlechter geschrieben als diesmal, denn ich kann nicht, mein Herz ist gar sehr zum Weinen gestimmt. Ich hoffe, Sie werden mir bald schreiben und mich trösten."

Worte waren nicht Mozarts Mittel dem Herzen Luft zu machen. Was sich damals in seinem Innern sammelte und wie ein Strom durch die Pforten des Herzens stürzte, das blieb in ihm verschlossen, das floß nicht in Thränen aus. Aber wohl ergoß es sich in den Jahren seines Lebens Tropfen für Tropfen in die Gebilde seiner Phantasie, die bei ihm wie bei wenig Künstlern in Wahrheit mit dem Blute des Herzens genährt sind. Kein Wort der Klage geht über seine Lippen. Nur an die Liebe des Vaters denkt er in diesem schweren Augenblicke, und man kann kein schöneres Zeugniß über das Herz dieses Jünglings ausstellen, als jener Becke in einem Briefe an den Vater es thut: „Er brennt vor Verlangen, seinen liebsten theuersten Vater zu umarmen, welches sobald als es seine hiesigen Umstände erlauben, folgen wird; nur machte er mich selbst fast kleinmüthig, indem ich ihn seit einer Stunde kaum aus den Thränen bringen konnte. Er hat das allerbeste Herz. Nie habe ich ein Kind gesehen, das mehr Empfindung und Liebe für seinen Vater in seinem Busen trägt als Ihr Herr Sohn. — Sein Herz ist so rein, so kindlich, so aufrichtig gegen mich; wieviel mehr muß es nicht gegen seinen Vater seyn. Nur mündlich muß man ihn hören, und wer würde ihm nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, als dem besten Charakter, als dem redlichsten und eyfrigsten Menschen!"

Es fällt ihm jetzt gar schwer aufs Herz, daß er die Rückkehr so lange verzögert, daß er so vieles versucht hatte, um überall anderswo als in Salzburg eine Anstellung zu finden. Denn jetzt

war ja das Einzige, was ihn dazu bewogen, was ihn dazu berechtigt, eine Täuschung, eine Lüge vor ihm selbst. Und wenn auch der Vater sogleich antwortet, daß er eines zärtlichen Empfanges in der Heimat gewiß sein könne, daß man ihn nur gedrängt habe, weil das Anstellungsdecret schon vier Monate alt sei und sein langes Ausbleiben auch den Erzbischof ungeduldig mache und wie man es nicht darauf ankommen lassen dürfe, daß dasselbe wohl gar zurückgezogen werde, so liegt doch in dem Briefe, den Wolfgang jetzt schreibt, mehr von einer Anklage als einer Entschuldigung. „Ich versichere Sie, mein liebster Vater, daß ich mich nun ganz zu Ihnen (aber nicht zu Salzburg) freue, weil ich durch Ihr letztes versichert worden bin, daß Sie mich besser kennen als vorhin!" sagt er. „Es war einmal keine andere Ursache an der langen Verzögerung nach Hause zu reisen, an der Betrübniß, — die ich endlich, weil ich meinem Freund Becke mein ganzes Herz entdeckte, nicht mehr bergen konnte, — als dieser Zweifel. Was könnte ich denn sonst für eine Ursache haben? Ich weiß mich nichts schuldig, daß ich von Ihnen Vorwürfe zu befürchten hätte; ich habe keinen Fehler (denn ich nenne Fehler das, welches einem christlichen und ehrlichen Menschen nicht ansteht) begangen. Mit einem Wort, ich freue mich und verspreche mir schon im Voraus die angenehmsten und glücklichsten Tage — aber nur in Ihrer und meiner liebsten Schwester Gesellschaft. Ich schwöre Ihnen bey meiner Ehre, daß ich Salzburg und die Einwohner (ich rede von gebornen Salzburgern) nicht leiden kann, — mir ist ihre Sprache, ihre Lebensart ganz unerträglich."

Das war freilich alles ganz wahr. Aber das Andere ist auch wahr, daß sein Herz unter der verlorenen Liebe litt, und wohl noch mehr als unter dem Widerwillen gegen seine Vaterstadt und der Sorge um des Vaters Liebe. Und doch schließt dieser Brief in einer Weise, als wenn nichts Schmerzliches im Gemüthe seines Schreibers lebte: „Mein Bäsle ist hier — warum? ihrem Vetter zu Gefallen? — das ist freylich die bekannte Ursache! allein — nu, wir werden in Salzburg davon sprechen, dessentwegen wünschte ich sehr, daß sie mit mir nach Salzburg gehen möchte.

Sie geht gern; mithin wenn Sie Vergnügen haben, sie bei sich zu sehen, so haben Sie die Güte und schreiben gleich Ihrem Herrn Bruder, daß die Sache richtig wird — Sie werden, wenn Sie sie sehen und kennen, gewiß mit ihr zufrieden seyn, alle Leute haben sie gern." Und auf der Rückseite schreibt das Bäsle: „Monsieur, mon très cher Oncle! Ich hoffe Sie werden sich nebst der Mademoiselle Cousine wohl befinden. Ich hatte die Ehre, den Herrn Sohn recht gesund in München anzutreffen; sein Will ist, ich sollte mit nach Salzburg, noch weiß ich aber nicht, ob ich die Ehre haben werde, Sie zu sehen" [Hier ist ein Tintenfleck, dazu hat Wolfgang bemerkt: „Das Portrait meiner Base, sie schreibt in Hemdärmeln."] „aber mein Vetter ist ein rechter Narr, das sehen Sie. Ich wünsche Ihnen, mon cher Oncle, recht wohl zu leben, der Mademoiselle Cousine 1000 Compliment. Je suis de tout mon coeur

[Monsieur, setzt Wolfgang hinzu, votre invariable cochon]

M. A. Mozartin."

Machte sich so sein Gefühl in Späßen Luft? Und war dieses Treiben mit dem Bäsle eine Ableitung des Kummers, der an seiner Seele nagte? Gewiß ist, daß er dem Taumel des Schmerzes nicht verfiel. Und dann, wer weiß nicht, daß ein Herz, das um Liebe leidet, der Liebe am meisten zugänglich ist. Das Bäsle ging wirklich mit nach Salzburg und erleichterte ihm die ersten Wochen des dortigen Aufenthaltes, erleichterte ihm, ob es gleich nur ein kindisches Spiel war, was er mit ihr trieb, das Herz, das so ganz in sein Innerstes zurückgeschlagen war. Wir haben keine directen Aeußerungen Mozarts über jene Tage, und die oben mitgetheilte Notiz Nissens zeigt nur, wie er seinem Stolz Genüge that, aber nicht wie sein Empfinden sich zu diesem Vorgange stellte. Daß er Aloysia liebte, wissen wir aus zahlreichen Bemerkungen früherer Briefe, — nur schade, daß die an sie selbst gerichteten nicht erhalten sind! — und daß die Täuschung dieses Gefühles bei ihm noch lange Wirkung that, erfahren wir, wenn man dafür eine Bestätigung brauchte, an dem Worte, das er nach zwei Jahren, als er Webers in Wien wiederfand, an den Vater schrieb: „Bei

der Langin war ich ein Narr, das ist wahr; aber was ist man nicht, wenn man verliebt ist! Ich liebte sie in der That und fühle, daß sie mir noch nicht gleichgültig ist — ein Glück für mich, daß ihr Mann ein eifersüchtiger Narr ist und sie nirgends hinläßt, und ich sie also selten zu sehen bekomme!" Aber auch jetzt äußerte sich sein Empfinden auf seine Art. Er schrieb wiederum eine Arie für Aloysia. Wie himmelweit verschieden ist sie von jener, die in Mannheim das eben erwachende Liebesgefühl mit so schöner Wärme ausgesprochen hatte! Auch jetzt äußert sich sein eigenes Gefühl und zwar in dem Recitative, das mit so besonders kräftigen und überraschenden harmonischen Wendungen ausgestattet ist. Allein die Arie selbst ist mehr von künstlerischen Absichten als von persönlicher Empfindung eingegeben. Schon die Wahl des Textes aus der Oper „Alceste", mit deren Composition so eben Schweitzer und mehr noch Gluck Ruhm erlangt hatten, beweist, daß sich diesmal der Künstler zeigen wollte, und ihm gelang es, beide Vorgänger, was die Erfindung anbelangt, zu übertreffen. Freilich der Ausdruck der Leidenschaft, das Dramatische ist bei Gluck bedeutender. Mozart wollte vorzugsweise sein Können und die Fähigkeiten der Sängerin zeigen. So hat die Arie eine Coloratur bekommen, die uns allerdings die Weber im glänzendsten Lichte sowohl wegen der fabelhaften Höhe wie der Beweglichkeit der Stimme zeigt, und dann wieder Stellen des getragenen Gesanges, die an das innige Gefühl erinnern, welches Mozart selbst an diesem Mädchen pries. Allein die Seele der Liebe wohnt nicht in diesen Tönen, — sie sind eine Huldigung, die der Sängerin gebracht wurde, nicht eine Gabe des Herzens an das geliebte Mädchen.

Und sie war es auch nicht mehr werth, daß ein Mozart für sie empfand. Freilich erfahren wir nicht, ob die Anerkennung, die ihrer jugendlichen Schönheit wie ihrem Gesange in München gezollt ward, ihr einen thörichten Hochmuth erweckte, — ob das Mädchen, das jetzt von vornehmeren und stattlicheren Verehrern umgeben war, den unscheinbaren jugendlichen Musiker zu unbedeutend fand. Jedenfalls ist ihre Handlungsweise ein Zeugniß, daß ihr Charakter nicht so beschaffen war wie Mozarts edler Sinn,

und wir sehen, daß auch er nach einigen Jahren seinen Irrthum erkannte. Aber in diesem Augenblicke war sein Schmerz jung und die Neigung nicht überwunden. Nur die große Lauterkeit seines Herzens brachte es mit sich, daß ihm auch diese Erfahrung weder den Frieden der Seele noch den Glauben an die Menschen raubte. Vielmehr gerade dadurch, daß sich diese Liebe nun mit all ihrer poetischen Fülle in ihm fixirte, gewann er einen Schatz, aus dem er zeitlebens schöpfte, — das Mädchen, an dem sein Herz hing, hatte er verloren, aber die Liebe nicht. Sie blieb ihm, ein Kind der Schmerzen, aber an ihr erzog sich seine Seele, und es bedurfte nicht mehr vieler Erfahrungen, daß sich sein Inneres von den Wünschen des Lebens loslöste und auf die eigenen Füßen stellte. Und wenn wir auch trotz so mancher durchaus heitern Composition die nächste Zeit hindurch noch einen leichten Nebelflor um sein Haupt verbreitet sehen, — es währte nicht zwei Jahre, so brach die lichte Sonne wieder ganz hervor, und Sicherheit und Helle kehrten in sein Herz zurück.

Auf Aloysias Wegen aber strahlte nicht das Glück, nicht der Friede und Reichthum, der aus dem Bewußtsein des lautern Herzens fließt. Erst als sie alt geworden und Mozart längst todt war, wußte sie, was er gewesen, und erzählte gern von ihm und ihrer Freundschaft, und mit diesem Wiedererwachen der schönsten Jugendempfindung kehrte auch ihrem Herzen etwas von der Liebenswürdigkeit zurück, mit der Mozart sie wie jeden Nahenden zeitlebens beglückt hatte. Und jetzt auch erfreute man sich an ihrem fröhlichen anspruchslosen Wesen, ihrer Freiheit von allen gewöhnlichen Virtuosenlaunen in der Gesellschaft, ihrer Bereitwilligkeit Jedermann, bei dem sie nur einige Kenntniß und Liebe zur Musik sah, durch ihr Talent zu erfreuen. Es ist, als wenn ihr erst da etwas von dem Geiste aufgegangen wäre, mit dem Mozart sie geliebt hatte, es ist, als wenn ein Hauch seines Herzens hier noch selbst am entlaubten Stamme neue Blätter erzeugt habe. Doch dazwischen liegen Jahre der Thorheit und des Irrens für diese Frau, und wir werden Mozart noch oft mit ihr in Berührung treten sehen. Einstweilen schied er von ihr mit dem Gefühle des Schmerzes, und seine

Achtung vor ihr erreichte niemals wieder den Grad, mit dem er dem Mädchen bis dahin begegnet war.

Desto größer war die liebende Verehrung, die der betrogene Jüngling jetzt dem treuen Vater von neuem entgegentrug, wie der Eifer, mit dem er seiner Kunst, seinen Idealen nachging.

Der Empfang zu Hause mußte durch die Liebe, die ihm überall entgegenkam, sein Herz tief ergreifen. Fast zwei Jahre war er entfernt gewesen. Mit den freudigsten Hoffnungen entflog der goldene Vogel dem Käfig, er freute sich der Freiheit. Nun kehrte er, manch schöner Feder durch schnöde Hand beraubt, in denselben Käfig zurück und wußte nicht, wann er ihn wieder verlassen werde, sah keine Hoffnung dazu vor Augen. Er hatte gedacht, in der freien Welt Ruhm und Ehre, ja Schätze zu gewinnen. Er hatte sich redlich bemüht, und der Ruhm war nicht ausgeblieben. Aber Schätze brachte er nicht heim, — arm kehrte er zurück ins Vaterhaus, „arm am Beutel, krank am Herzen". Die Mutter hatte er in der Fremde für immer zurückgelassen, — die Jugendliebe, so warm, so lebendig noch vor wenig Wochen, sie war ebenfalls zu Grabe getragen. Nirgends um sich her sah er Freude, nirgends eine lockende Zukunft. Wie mögen die Thränen geronnen sein, als er wieder in die Arme des treuen Vaters fiel! Wie mögen ihre Lippen verstummt sein, wie die Herzen geklopft haben! Alles war für seine Aufnahme sorglich vorbereitet, ein bequemer schöner Schrank und das Klavichord standen in seinem Zimmer, die Theresel hatte Kapaundeln in Menge gekauft, Graf Firmian hatte bereits seine Pferde antragen lassen und auch Dr. Prexl sein schönes Bräundl zur Verfügung gestellt. Und wie viele andere Freunde begrüßten ihn mit Freude und Triumph! Dennoch rannen die Thränen und dennoch war seinen Sinnen dumpf und sein Herz zum Brechen voll. Denn er sah nicht, was wir heute wissen, daß sich doch noch alles zum Besten wenden werde, daß die lange Reise mit all ihren Freuden und Leiden den Menschen wie den Künstler gereift hatte und daß selbst die Abgeschlossenheit des Salzburger Lebens, in das er jetzt wieder eingezwängt wurde, die Kräfte des

Künstlers auswachsen lassen und ihn zum höchsten Leisten befähigen sollte.

Die ersten Wochen hindurch erheiterte und zerstreute ihn also das Bäsle, das neckische Zöfchen, das nach wenig Tagen im Hause des Oheims eintraf. Gewiß wurde auch manches alte Verhältniß mit Salzburger Freunden wieder angeknüpft, sodaß es an fröhlicher Geselligkeit nicht fehlte. Allein die Hauptsache war der geringe Grad von Bildung und Achtung im Betreff der Kunst, was Mozart in seiner Vaterstadt mißfiel. „Wenn ich in Salzburg spiele", schreibt er später, „oder von meiner Composition was aufgeführt wird, so ist's als wenn lauter Tische und Sesseln die Zuhörer wären." Sicherlich aber war auch die Art und Weise, wie der „Mufti" ihn behandelte, seinem Gemüthe jetzt noch ungleich mehr verletzend als schon früher. Wir wissen nichts Näheres über diesen letzten Aufenthalt Mozarts in seiner Vaterstadt. Aber die Behandlung, die er später von diesem Herrn erfuhr, läßt einen Schluß darauf machen, daß auch jetzt nicht viel Erquickliches in diesem Verhältnisse lag. Zudem war der Groll, den der Erzbischof wegen jener plötzlichen Aufkündigung gegen seinen Kapellmeister hegte, durch dessen langes Zögern beim Antritte des neuen Amtes gewiß nicht gelindert worden. Auch gaben jene neuen Einrichtungen, die sowohl bei Hofe wie beim Gottesdienste den Musikstücken ein sehr kurzes Maß auferlegten, dem Componisten wenig Aufmunterung zu dem, was ihm das Liebste war und wobei er alle Noth des Lebens vergaß, zum künstlerischen Schaffen. Er gesteht später, daß es ihm, obgleich er gewiß nicht den Müßiggang sondern die Arbeit liebe, in Salzburg Mühe gekostet habe zu arbeiten, daß er sich oftmals fast nicht dazu habe entschließen können: — „warum? weil mein Gemüth nicht vergnügt war." Dabei drückte ihn immer das Gefühl, daß er durch diesen Aufenthalt an der Erfüllung seiner eigentlichen Aufgabe verhindert werde. „Wenn man seine jungen Jahre so in einem Bettelort in Unthätigkeit verschlänzt, ist es traurig genug und auch Verlust!" sagt er.

Und doch hatten auch diese beiden trüben Jahre, diese Zeiten des Druckes ihr Gutes. Sie trieben den Jüngling tiefer in sein

Inneres hinein, sie ließen ihn in das eigene Herz schauen und den mancherlei Stoff verarbeiten, den ihm an Leid und Freude das Leben in der Welt bereits gegeben hatte. Denn ob er gleich von Unthätigkeit redet, diese Zeit ließ ihn doch eine Menge Werke schaffen: die letzten Vorübungen zu dem Meisterstück, mit dem er sich jetzt bald die Freiheit vom Gesellenstande erkaufen sollte, um dann selbst Meister zu werden.

Wir haben die Werke nicht aufzuzählen, die in diese beiden Jahre fallen. Es genüge, daß jedes von ihnen mit dem reiferen Menschen den reiferen Künstler zeigt. Die Symphonien dieser Zeit bekunden bei reicherer Contrapunktik die Vortheile des Mannheimer und Pariser Aufenthalts: die einzelnen Instrumente sind mehr beseelt, und vor allem hat jeder der Bläser Sitz und Stimme in dem Parliamente bekommen. Im Ganzen zeigt sich in ihnen eine Freiheit und Heiterkeit, die uns zweifeln lassen könnte, ob dieses Herz schon tiefe Wunden empfangen, wenn nicht manches Andante durch unendlich seelenvollen Gesang die Vertiefung des Innern verriethe, die dem Menschen der Schmerz bringt. Aber selbst über dieser leisen Wehmuth liegt ein Friede, der beweist, daß sich das Herz durch seine Leiden hindurchgerungen, und aus ihm springt dann auch oftmals das Kind der fröhlichsten Laune hell lachend hervor.

Schon im Mai war auch wieder einer jener närrischen Briefe ans Bäsle vom Stapel gelaufen: „Liebstes, bestes, schönstes, liebenswürdigstes, reizendes, von einem unwürdigen Vetter in Harnisch gebrachtes Bäschen oder Violoncellchen! Ob ich Johannes Chrysostomus Sigismundus Amadeus Wolfgangus Mozartus wohl im Stande seyn werde, den Ihre reizende Schönheit (visibilia und invisibilia) gewiß um einen guten Pantoffelabsatz erhöhenden Zorn zu stillen, mildern oder zu besänftigen, ist eine Frage, die ich aber auch beantworten will. Besänftigen will 1mo so viel sagen als Jemand in einer Sänfte sanft tragen — ich bin von Natur aus sehr sanft und einen Senft esse ich auch gern“ u. s. w. Dann folgt eine Parodie nach jenem Gedichte Klopstocks, das von Franz Schubert so reizend in Musik gesetzt worden ist:

Eine zärtliche Ode.

Dein süßes Bild, o Bäschen,
schwebt stets um meinen Blick;
allein in trüben Zähren
daß Du es selbst nicht bist.
Ich seh' es, wenn der Abend
mir dämmert; wenn der Mond
mir glänzt, seh' ich's — und weine,
daß Du es selbst nicht bist.
Bei jenes Thales Blumen,
die ich ihr lesen will,
bei jenen Myrtenzweigen,
die ich ihr flechten will,
beschwör' ich Dich, Erscheinung:
auf und verwandle Dich,
verwandle Dich, Erscheinung,
und werd' — o Bäschen selbst!

Und er schließt: „Mein und unser aller Empfehlung an Ihren Herrn Hervorbringer und Frau Hervorbringerin. Adieu Engel! Mein Vater gibt ihm seinen onkelischen Segen und meine Schwester gibt ihm tausende cousinische Küsse. Adieu — adieu — Engel!"

Das ist der letzte Brief an das Bäsle, der uns bis jetzt zugänglich geworden ist. Er beweist, daß wieder viel Neckerei und auch etwas Zärtlichkeit zwischen den Beiden vorgekommen war, und es scheint, daß sie diese Courmacherei ernstlicher genommen hatte. Wenigstens glaubte, wie Jahn berichtet, später ihre Umgebung in der Art wie sie von ihm sprach, etwas von getäuschten Erwartungen hindurchklingen zu hören. Sie redete nicht gern von dieser Zeit. Musikalisch war sie nicht, und so blieb ihr Mozart's eigentliche Bedeutung fern. Dieser aber fand in ihr nicht die tieferen Regungen, die ihm bei aller Lustigkeit die Grundlage des Seins waren. Das Bäsle starb am 25. Januar 1841 in dem seltenen Alter von 83 Jahren.

Tieferen Gehalt als die obenberührten Instrumentalsachen bieten die Chöre zum Drama „König Thamos", die ebenfalls damals entstanden. Sie sind später von Mozart selbst mit lateinischem

Mozart als Jüngling.

[illegible] 1780–81 gemalten [illegible] Mozarteum zu Salzburg.

Text versehen und so zu jenen Hymnen geworden, die allgemein bewundert den Maßstab für ihn als Kirchencomponisten abgegeben haben. Zwar liegt in ihnen eine gewisse Feierlichkeit, wie sie selbst wenig seiner Kirchensachen haben, eine Gehobenheit der Empfindung, wie sie schöner nur in der „Zauberflöte“ gefunden wird. Allein es hat doch der Componist alles auf die theatralische Wirkung berechnet, und daher ist trotz aller ernsten Absicht mehr weltliche Würde als religiöse Tiefe in diesen Chören, die Mozart mit aller Liebe und Sorgfalt bis ins kleinste Detail ausgeführt hat und die den Ernst der Empfindung bekunden, der bereits damals in seine Seele gedrungen war. Und doch sind einzelne Kirchenwerke aus jener Zeit, so sehr Hieronymus deren Umfang beschränkt hatte, ein ungleich tieferer Ausdruck jenes Gemüthes, aus dem am Ende seiner Tage das Requiem floß.

Noch aber gab es eine fernere Gelegenheit, der Dinge los zu werden, die in seinem jugendlichen Innern gohren. Der Theaterdirector Schikaneder, den wir später näher kennen lernen werden, war in jenem Jahre mit seiner Truppe in Salzburg und wußte schon damals aus den Kräften Mozarts seinen Vortheil zu ziehen. Er war mit seiner Familie bekannt geworden und bald so befreundet, daß er sogar am Bölzlschießen theilnehmen durfte. Wolfgang componirte ihm eine Arie, und sicher geschah es auch auf seine Anregung, daß der ehrliche Schachtner den Text zu einer Operette verfaßte, die unter dem Namen „Zaide“ bekannt geworden ist. Der Stoff regte Mozarts eigenes Empfinden an. Es handelte sich um zwei Liebende, die ähnlich wie in der „Entführung“ durch die Leidenschaft eines Sultans getrennt worden waren. Hier konnte nun Mozart den ganzen Zauber seines Empfindens aussprechen: die Noth der Liebenden, ihr Glück und ihr Leid und wieder ihre Freude. Er hatte ja das alles an sich selbst erfahren, und seine Gesänge gewinnen daher eine Zartheit, eine Innigkeit und dazu einen Adel und eine Grazie, in der sich schon der ganze Mozart zeigt, wie wir ihn kennen und lieben, die ganze schöne, feine, reine, liebeselige Seele. Diese Arie nebst den Instrumentalsachen und einigen Klaviersonaten, die von einem seltenen

Zauber der wärmsten Empfindung sind, geben einzig Aufschluß über das innere Leben des jungen Künstlers. Man sieht, wie er allgemach mit dem fertig ward, was er innen und außen erlebt hatte, und selbst die widrige Umgebung stört die Harmonie und Heiterkeit seiner Seele nicht. Allein alles das waren nur Ergüsse seines persönlichen Empfindens oder höchstens Vorarbeiten zu größeren Dingen, er sehnte sich nach Aufgaben auf umfassenderem Gebiete: er wollte eine große Oper schreiben. Mit der Schule war er längst fertig, er wußte, was die großen Meister der dramatischen Muse geleistet, er kannte ihre verschiedenen Richtungen, die alte italienische Weise wie die Neuerungen Glucks. Er brannte vor Begier nach einer großen That, in der er sich selbst als Meister erweisen, sich über alle hinausschwingen konnte. Und sie ward ihm.

In München, wo es trotz aller Bemühungen Wolfgang bisher nicht gelungen war, eine Anstellung zu gewinnen, blieben seine Freunde nach wie vor für ihn thätig. Als man nun für den Carneval 1781 eine neue italienische Oper wünschte, fiel es nicht schwer, die Wahl auf Mozart zu lenken. Der Kurfürst und Graf Seeau kannten und schätzten ihn in gleicher Weise. Kaum war der Bescheid nach Salzburg gekommen, so ließ Mozart alles liegen, Amt und Operette, und eilte frohlockend nach München. Den Urlaub durfte der Erzbischof nicht verweigern, er hatte feste Zusicherungen gegeben, sobald sich ein Auftrag finde, und war ja zudem dem bayrischen Nachbar Rücksicht schuldig. Ein Salzburger, Abbate Varesco, mußte das Textbuch verfertigen, welches Schachtner später ins Deutsche übersetzt hat. Es war „Idomeneo, il Rè di Creta", das erste große Werk, mit dem Mozart in die Reihen der Unsterblichen eintrat.

Hier war eine würdige Aufgabe. Das Münchener Orchester kannte Mozart von Mannheim her. Es war das beste in Deutschland, ja in der Welt, und er durfte ihm etwas zumuthen, umsomehr als ihm die Mitglieder ja fast alle persönlich zugethan waren. Ebenso kannte er das Sängerpersonal. Dorothea Wendling war sehr hervorragend, Elisabeth Wendling ebenfalls nicht ohne Vorzüge. Raaff war zwar „auf den alten Schlendrian so

versessen, daß man Blut dabei schwitzen möchte", aber ein vortrefflich geschulter Sänger. Dem Castraten dal Prato mußte Mozart freilich die ganze Oper lehren; „der Bub kann doch gar nichts", sagt er, „seine Stimme wäre so übel nicht, wenn er sie nicht in den Hals und in die Gurgel nähme." Allein er richtete sich darnach und brachte auch hier das Rechte zu Stande. Der Stoff bot mannichfache und dramatisch nicht unwirksame Situationen, und wenn er auch nach der Weise der Opera seria mehr wie ein Arienbündel bearbeitet war, das durch den Faden einer Handlung zusammengehalten wird, so drang doch Mozart, der Glucks Opern gesehen hatte, darauf, daß Chöre in den Text hineinverwebt wurden und zwar so, daß sie ebenfalls an der Handlung Antheil nahmen. Und nun ging es ans Componiren, mit einem Eifer, den wir begreifen, nachdem wir den jungen Aar so lange in der Gefangenschaft sitzen gesehen haben. Diesen ersten Flug, den er wieder in die Welt thun durfte, wollte er nutzen: er wollte sich wahrhaft als den königlichen Vogel zeigen, als den er sich fühlte. Sein Geist war von großen Ideen erfüllt, sein Herz weit und frisch, seine Phantasie brannte in jugendlicher Lohe. Jetzt galt es so viel Ruhm zu gewinnen, daß er das verhaßte Salzburg für immer verlassen konnte. Er hatte lange „passen" müssen. In Mannheim, in Paris und wieder in Mannheim war ihm der Gaumen nach Composition einer großen Oper gereizt worden. Jetzt hatte er die Trümpfe in der Hand, und er wollte sie ausspielen. Wir wissen heute, daß er es that, daß es ihm gelang, daß er das Spiel gewann, und mit ihm die goldene Freiheit.

Anfang November 1780 kam er in München an: „Glücklich und vergnügt war meine Ankunft." Er wohnte in der Burggasse, wo heute eine Gedenktafel angebracht ist. Ein Theil der Musik war bereits fertig; diesen galt es jetzt einzustudiren und den Rest zu schreiben. Allerseits fand er wohlwollende Aufnahme. Graf Seeau war ihm in allem zu Willen. Zwar stritten sie zuweilen miteinander, aber dann ward Mozart grob: „sonst wäre ich nicht mit ihm ausgekommen." Er erzählt: „Er hat mich letzten Sonntag nach dem Amte dem Kurfürsten en passant vorgestellt, welcher

sehr gnädig mit mir war, indem er sagte: Es freut mich, Ihn wieder hier zu sehen. Und als ich sagte: daß ich mich beeyfern werde, den Beyfall Sr. kurfürstl. Durchlaucht zu erhalten, so klopfte er mich auf die Schulter und sagte: O daran habe ich keinen Zweifel, daß Alles sehr gut seyn wird. — A piano piano si va lontano! (Langsam kommt man weit)." So konnte er den Vater über den Erfolg der Oper vollkommen beruhigen.

Ende November ward bereits der erste Act probirt. „Die Probe", schreibt er, „ist außerordentlich gut ausgefallen. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie Alles voll Freude und Erstaunen war. Ich vermuthete es aber nicht anders, denn ich versichere Sie, ich ging mit so ruhigem Herzen zu dieser Probe, als wenn ich auf eine Collation hin ginge. — Graf Seinsheim sagte zu mir: Ich versichere Sie, daß ich mir sehr viel von Ihnen erwartet habe, aber das hab ich wahrlich nicht erwartet. Das Cannabich'sche Haus und Alle, die es frequentiren, sind doch wahre Freunde von mir. Als ich nach der Probe mit Cannabich (denn wir hatten noch vieles mit dem Grafen zu sprechen) zu ihm nach Hause kam, kam mir schon Mad. Cannabich entgegen und umarmte mich voll Vergnügen, daß die Probe so gut ausgefallen; denn Ramm und Lang kamen wie närrisch nach Hause. Die gute Frau, die wahre Freundin von mir, hatte unterdessen, da sie mit ihrer kranken Rose allein zu Hause war, tausend Sorgen wegen meiner. Ramm sagte mir (denn wenn Sie diesen kennen, werden Sie sagen, das ist ein wahrer Teutscher, der sagt Ihnen so alles ins Gesicht, wie er sich es denkt): Das kann ich Ihnen wohl gestehen, sagte er, daß mir noch keine Musique solche Impression gemacht hat, und ich versichere Sie, daß ich wohl fünfzig Mal auf Ihren Herrn Vater gedacht habe, was dieser Mann für Freude haben muß, wenn er diese Opera hört. Nun genug davon! — Mein Catarrh ist bey dieser Probe etwas ärger geworden. Man erhitzt sich halt doch, wenn Ehre und Ruhm im Spiele sind, man mag anfangs noch so kaltblütig seyn."

Der Vater ermahnte ihn sich zu schonen, umsomehr da auch Nannerl gerade in dieser Zeit an einem Brustübel litt, bei dem

man die Auszehrung befürchtete. Allein Wolfgang war im Strome der Arbeit nicht zu hemmen, und bald schreibt er: „Daß ich froh und gesund bin, werden Sie aus meinen Briefen gemerkt haben. Man ist doch froh, wenn man von einer so großen, mühsamen Arbeit endlich befreyet, und mit Ehre und Ruhm befreyet ist: denn fast bin ich es, — denn es fehlen nur noch drey Arien und der letzte Chor vom dritten Acte, die Ouvertüre und das Ballet — et adieu partie!“ Welche Frische und Schaffenslust! Im Drang der Arbeit vergißt er Katarrh und alle Erinnerung an frühere Tage in München. Aloysia lebte jetzt in Wien, sie war dort als erste Sängerin engagirt worden und ihre Familie war mit ihr gezogen. Er erwähnt ihrer in diesen Tagen nur einmal und auch nur so zufällig und als einer vortrefflichen Sängerin, daß man glauben möchte, die Lust am Schaffen zehrte alles Andere auf. Er hörte die berühmte Mara in München und schreibt von ihr: „Sie hat gar nicht das Glück mir zu gefallen, sie macht zu wenig, um einer Bastardina gleich zu kommen (denn dies ist ihr Fach), und macht zu viel, um das Herz zu rühren wie eine Weber, oder eine vernünftige Sängerin.“

Dagegen steigerte sich im Gelingen dieser Arbeiten, deren eine nach der andern stets mit lautestem Lob begrüßt wurde, auch das Gefühl seiner künstlerischen Bedeutung. Als der Vater ermahnt: „Ich empfehle Dir bey Deiner Arbeit nicht einzig und allein für das musikalische, sondern auch für das ohnmusikalische Publikum zu denken: — du weißt, es sind hundert Ohnwissende gegen zehn wahre Kenner; vergiß also das sogenannte Popolare nicht, das auch die langen Ohren kitzelt“, — antwortet Wolfgang: „Wegen dem sogenannten Popolare sorgen Sie nichts, denn in meiner Opera ist Musik für alle Gattung von Leuten — ausgenommen für lange Ohren nicht.“ Und so sicher fühlte er sich in seiner Arbeit, daß er, der so außerordentlich gefällig war, sich den Eigenthümlichkeiten ja den Schwächen der Sänger anzubequemen, bei solchen Dingen, die er für richtig hielt, nicht um einen Zoll breit vom Platze wich. So schreibt er von dem herrlichen Quartett, in dem allein mehr und tieferes dramatisches Leben ist als in

mancher ganzen Oper und das zuerst den Genius der dramatischen Muse in seiner vollen Größe zeigt: „Mit dem Quartett habe ich jetzt meine liebe Noth gehabt. Das Quartett, je öfter ich mir es auf dem Theater vorstelle, wie mehr Effect macht es mir, und hat auch allen, die es noch so am Klavier gehört haben, gefallen. Der einzige Raaff meint, es wird nicht Effect machen; er sagte es mir ganz allein — non c'è da spianar la voce (die Stimme kann sich nicht ausbreiten) — es ist zu lang. Als wenn man in einem Quartett nicht viel mehr reden als singen sollte! Dergleichen Sachen versteht er gar nicht. Ich sagte nur: ‚Liebster Freund! Wenn ich nur eine Note wüßte, die in diesem Quartett zu ändern wäre, so würde ich es sogleich thun; allein — ich bin noch mit keiner Sache in dieser Oper so zufrieden gewesen wie mit diesem Quartett, und hören Sie es nur einmal zusammen, dann werden Sie gewiß anders reden. Ich habe mir bey Ihren zwei Arien alle Mühe gegeben Sie recht zu bedienen, werde es auch bey der dritten thun und hoffe es zu Stande zu bringen; — aber was Terzetten und Quartetts anbelangt, muß man dem Compositeur seinen freyen Willen lassen.‘ Darauf gab er sich zufrieden.“ Ja nach der Probe fand er sich sogar mit Vergnügen betrogen und zweifelte nun auch nicht an dem guten Effect.

Dieses Quartett ist dasjenige Stück der Oper, in dem Mozart die Forderung Glucks, daß in der Oper jede Empfindung und Situation ihrer Wahrheit gemäß treffend ausgedrückt werden müsse, auf eine Weise erfüllt, die selbst diesen Meister staunen machen mußte, weil sie das, was er selbst in der Zeichnung der einzelnen Personen und Empfindungen geleistet hatte, nun auf das Ensemble mehrerer Personen, die von einer ähnlichen Stimmung beherrscht werden, in einem Umfange anwendet, den Gluck nicht so vermocht hätte. Denn dieses setzt außer der Sicherheit, mit der Glucks großer Sinn die wahre Empfindung erkannte und den rechten Ton dafür fand, noch jene Beherrschung der contrapunktischen Mittel jener Kunst voraus, die allein im Stande ist, mehrere Personen nach ihrer Individualität sich bestimmt äußern zu lassen und sie doch zugleich in demselben Rahmen zusammenzufassen. Daß nun aber

Mozart neben der Weise, wie er diese Aufgabe weit über Gluck selbst hinaus löste, seinen Tongängen stets noch die Schönheit des Melodischen gab und dem Ganzen jenen unbeschreiblichen Zauber des Klangs, das war eben Folge theils seiner angebornen Art, alles mit Adel Anmuth und Wohlklang vorzutragen, theils seiner Bildung in der italienischen Schule, von der wir oben berichtet haben. So ist es kein Wunder, wenn diese Musik damals einen ganz ungemeinen Eindruck machte.

„Die letzte Probe ist herrlich gewesen", schreibt Wolfgang, „sie war in einem großen Zimmer bey Hof. Der Kurfürst war auch da. Dieses Mal ist mit dem ganzen Orchestre (versteht sich das im Opernhause Platz hat) probirt worden. — Nach dem ersten Acte sagte mir der Kurfürst überlaut Bravo, und als ich hinging, ihm die Hand zu küssen, sagte er: ‚Diese Oper wird charmant werden, Er wird gewiß Ehre davon haben.' — Weil er nicht wußte, ob er so lange da bleiben kann, so mußte man ihm die concertirende Aria und das Donnerwetter zu Anfang des zweyten Act machen. Nach diesem gab er mir wieder auf das freundlichste seinen Beyfall, und sagte lachend: ‚Man sollte nicht meynen, daß in einem so kleinen Kopfe so was Großes stecke.' Er hat auch den andern Tag früh beym Cercle meine Opera sehr belobt." — „Ich war ganz surprenirt", hatte er, wie Mozart später erfuhr, den Abend nach der Probe gesagt: „noch hat mir keine Musik den Effect gemacht — das ist eine magnifique Musik."

Nun erinnere man sich aber auch der Macht der Doppel-Chöre, wie beim Sturm das Volk zusammenläuft. Becke schrieb an den Vater, daß „dieser Chor so stark wäre, daß er Jedem, auch in der größten Sonnenhitze, eiskalt machen müßte." Das war damals ganz neu. Aber ist nicht noch heute die Wirkung dieselbe? — Da merkt man Glucks machtvolle Persönlichkeit, von der hier freilich das Rauhe und Ungelenke völlig getilgt ist. Und ende Dezember schreibt Wolfgang: „Der dritte Act wird wenigstens so gut ausfallen, als die beyden ersten; ich glaube aber unendliche male besser, und daß man mit Recht sagen könne: finis coronat opus." Er spannte sich aufs höchste an: „Kopf und Hände

sind mir vom dritten Act voll, daß es kein Wunder wäre, wenn ich selbst zu einem dritten Act würde. Der allein kostet mehr Mühe als eine ganze Opera, denn es ist fast keine Scene darin, die nicht äußerst interessant wäre." Es ist dabei auch die unterirdische Stimme, welche das Orakel ertheilt, und die Wirkung war die gehoffte. Dann hatte er noch obendrein die „verwünschten Tänze" zu schreiben, die ihm so viel zu schaffen machten, daß er nichts anderes, nicht einmal an sein Befinden denken konnte, und am 18. Januar endlich heißt es: „Laus Deo, nun hab ich's überstanden!"

Derweilen rückte der Tag der Aufführung heran, der nach mancherlei Hinaussetzungen endlich auf den 29. Januar fest bestimmt ward. Der Ruhm der Musik war schon längst nach Salzburg gedrungen, Becke hatte davon geschrieben, Andere davon erzählt, und der Herr Dr. Prexl ließ Wolfgang das „ohnaussprechliche Vergnügen ausdrücken, mit welchem er vernommen, daß er den Salzburgern so große Ehre mache". Mehrere von ihnen reisten nach München, um bei der Aufführung zu sein. Auch der Vater, der „sich auf das vortreffliche Orchester wie ein Kind freute", wollte mit der Schwester kommen. Nur wartete er, bis der Erzbischof, der nach Wien reisen sollte, abgegangen war; er mochte sich keiner abschlägigen Antwort aussetzen. Dem Nannerl wäre beinahe ein Strich durch die Rechnung gemacht worden, weil sie wegen des Todes der Kaiserin Maria Theresia im Trauercostüm erscheinen mußte. „Wegen dem schwarzen Kleid", schreibt der Vater, „war Deine Schwester sehr verlegen. Das alte ist so abgetragen, daß es nicht mehr zu gebrauchen; sie hat also heut sich entschlossen, ein ganz neues ihr machen zu lassen, und es ist der Grosdetour schon beym Schneider; es wird ihr auf etliche und 70 fl. zu stehen kommen. Sie hofft der Kurfürst wird es bezahlen müssen." Das letzte ist in Chiffern geschrieben.

Am 25. Januar reisten sie ab und trafen also zur rechten Zeit ein. Sie wohnten bei Wolfgang. So war nichts über die Aufführung zu schreiben, und deshalb wissen wir nicht, wie sie ausgefallen. Allein nach dem Erfolg der Proben und der Spannung,

mit der das Werk erwartet wurde, zu urtheilen, muß die Aufnahme auch von seiten des Publikums eine glänzende gewesen sein. Und es ist zu gestehen, daß die italienische Weise, die ja damals die ganze Welt beherrschte, durch Mozart in ihrem Kern erfaßt war und bereits in diesem Werke einen Abschluß erhielt, der ihrer Alleinherrschaft die Gränze setzte. Kein Italiener später hat wieder die Höhe erreicht, in der Mozart, der von Jugend auf in der welschen Musik zu Hause war und für dessen Natur sie also das Gewohnte war, im Idomeneo schwebt. Zauber des Klanges, Zartheit und Anmuth der Melodik, feinste Rhythmik und vollendetste Form, — alles ist einzig in dieser Oper und hat überdies noch einen viel reicheren tieferen ernsteren Gehalt, zumal durch die volle Instrumentation. Allein nicht ebenso ist in dieser Oper schon durchweg das dramatische Element durchgedrungen, das Gluck's Reformen bezweckten. An dieser Seite hinkt der Idomeneo und ist daher von der Bühne verschwunden, ob er gleich mehr schöne Musik enthält als alle Gluckschen Opern zusammengenommen. Das einzige Quartett vermag ihn nicht zu halten. Diese Aufgabe sollte Mozart erst lösen, nachdem er durch des Lebens Fügung noch tiefer in das Leben hineingetaucht worden war. Aber wenn es auch noch eine mehr einseitige Richtung war, die im Idomeneo verfolgt ward, in dieser wenigstens hatte Mozart gezeigt, daß er ein Meister sei, der alle Vorgänger überflügelte. Das wußte er selbst und es machte ihm den Busen höher schwellen. Die eigene Schöpfung begeisterte ihn, er fühlte die Macht seines Genius, und zwar auf einem höchsten Gebiete der Kunst. In solcher Stimmung, die ihm von neuem die Glorien der Zukunft zeigte, war es, daß er im Dezember an seinen Vater geschrieben hatte: „Apropos! Wie ist es denn mit dem Erzbischof? Künftigen Montag wird es sechs Wochen, daß ich von Salzburg weg bin. Sie wissen, mein liebster Vater, daß ich nur Ihnen zu Liebe in Salzburg bin; denn, bey Gott, wenn es auf mich ankäme, so würde ich, bevor ich diesmal abgereiset bin, an dem letzten Decret den . . . . . und meine Entlassung begehrt haben; denn mir wird, bey meiner Ehre, nicht Salzburg, sondern der Fürst und die stolze Noblesse alle Tage

unerträglicher. Ich würde also mit Vergnügen abwarten, daß er mir schreiben ließe, er brauche mich nicht mehr. Ich würde auch bei der großen Protection, die ich dermalen hier habe, für gegenwärtige und zukünftige Umstände gesichert seyn, Todesfälle ausgenommen, für welche Niemand stehen kann und welche aber einem Menschen, der ledig ist, keinen Schaden bringen. Doch — Ihnen zu Liebe Alles in der Welt, — und leichter würde es mir noch ankommen, wenn man doch nur bisweilen auf eine kurze Zeit weg könnte, um Odem zu holen. Sie wissen, wie schwer daß es gehalten hat, dieses mal wegzukommen, ohne große Ursache ist gar kein Gedanke, — es ist zum Weinen, wenn man daran gedenkt. Kommen Sie bald zu mir nach München und hören Sie meine Opera, — und sagen Sie mir dann, ob ich Unrecht habe, traurig zu seyn, wenn ich nach Salzburg denke."

Er sollte freilich nicht dahin zurückkehren. Allein es mußten doch noch ganz andere Beweggründe als das Bewußtsein seines Könnens dazu kommen, ehe er sich entschloß, die Schranken zu durchbrechen, die ihn von einem freien Streben nach seinen Zielen trennten. Einstweilen trachtete er nur so insgeheim, in München eine Stellung zu gewinnen. Der Vater hatte geschrieben: „Was anbelangt wegen der sechs Wochen, so bin ich entschlossen, mich gar nicht zu rühren, noch Etwas zu melden; sollte aber eine Rede an mich kommen, so bin ich entschlossen zu antworten, daß wir es verstanden hätten, daß Du sechs Wochen nach componirter Opera wegen Probe und Production in München Dich aufhalten könntest, indem ich nicht vermuthen konnte, als glaubten Seine Hochf. Gnaden, daß eine solche Opera in sechs Wochen componirt, abgeschrieben und aufgeführt werden könnte u. s. w." Nun ließ sich Wolfgang auch von seinen Messen etwas schicken und schrieb sogar trotz des Drängens der Opernarbeit noch ein großes Kyrie, das seine wehmüthig ernste Stimmung mit außerordentlichem Wohllaut ausspricht und eine besonders selbständige und reich ausgeführte Orchesterbegleitung hat. Zudem ließ er, um die Vortrefflichkeit der dortigen Kapelle in ein recht glänzendes Licht zu setzen, eine Serenade für Blasinstrumente aufführen, die er wohl schon zu diesem Zwecke

in Salzburg geschrieben hatte. Sie hat unter den sieben Stücken, aus denen sie besteht, ein Adagio, in welchem, wie Otto Jahn sagt, ein ernstes und tiefes Gefühl den höchsten Ausdruck der Schönheit gewonnen hat, den Mozart jemals erreichte.

Doch gelang es ihm auch jetzt nicht eine Anstellung zu finden. Nach der Aufführung der Oper durfte er freilich dort bleiben und sich mit seinen Freunden vergnügen; der Erzbischof war noch in Wien. So genoß er den Verkehr mit befreundeten Menschen, die für sein Herz wie für sein Bestreben Verständniß hatten, nach Kräften. Solange ihn die Oper beschäftigte, war er nirgend hingekommen als zu „dem Cannabichschen" und mochte sich wohl dort manche Stunde des Abends durch Späße und Lachen mit der schönen Rose, die derweilen sechzehn Jahre alt geworden war, den ermüdeten Geist ausspannen. Dann, als Vater und Schwester in München waren, erholte er sich mit ihnen bei den Vergnügungen des Carnevals, die freilich in München nicht viel bedeuteten. Vielleicht hier und da ein maskirter Ball, auf dem Wolfgangs Hanswurstlaune sich wieder im Springen, Necken und Tanzen Genüge thun konnte! — Und doch meinte er sich noch gegen den Vater darüber entschuldigen zu müssen, er der sich so unerhört viel zugemuthet und es mit Glanz durchgeführt hatte. „In München, das ist wahr", schreibt er nach sechs Wochen von Wien aus, — „da hab ich mich zuviel unterhalten — doch das kann ich bey meiner Ehre schwören, daß ich, bevor die Opera in Scena war, in kein Theater und nirgends als zum Cannabichschen gekommen bin. — Daß ich hernach zu lustig war, geschah aus jugendlicher Dummheit; ich dachte mir: wo kömmst Du hin? nach Salzburg! mithin mußt Du Dich letzen!"

Da, mitten in diesen Possen jugendlicher Ausgelassenheit — denn weiter war es nichts — traf ihn, um Mitte März, der Befehl des Erzbischofs sogleich nach Wien zu kommen. Hieronymus wollte dort in dem vollen Glanze eines geistlichen Fürsten auftreten. „Heute um 9 Uhr", hatte der Vater bereits im Januar geschrieben, „sind die acht schönen schwarzen Schecken nach Wien abgegangen. Sechs waren in eine Chaise mit dem Controleur

und einem Koch eingespannt, versteht sich die Schecken, nicht die Menschen auch; der Cassel geht, wie höre, als Cammerportier mit, und vielleicht läßt er den Cecarelli und Brunetti nachkommen." Das waren ein Castrat und einer von der Kapelle. Und wenn der Erzbischof mit seinen musikalischen „Bedienten" glänzen wollte, so durfte freilich sein Mozart nicht fehlen. So kam dieser nach Wien, in die Bahn, wo er die Ziele seines Lebens erjagen und erreichen sollte, und kaum hatte er diese Bahn betreten, da war sein Geschick entschieden. Er kam nicht nach Salzburg zurück. Die Wanderzeit war beendet.

Zweiter Theil.

Die Meisterjahre.

1781—91.

Elfter Abschnitt.

Der Austritt aus Salzburger Diensten.

„Das Herz adelt den Menschen!"

Der erste Brief, den Mozart von Wien aus seinem Vater schreibt, lautet so: „Gestern als den 16ten bin ich, Gott Lob und Dank, ganz mutterseliger allein in einer Postchaise hier angekommen, Morgens 9 Uhr. — Ich kam Donnerstag den 15ten müde wie ein Hund Abends um 7 Uhr in St. Pölten an, legte mich bis 2 Uhr schlafen und fuhr dann gerade bis nach Wien. Dieses schreib ich — wo? — im Mesmer'schen Garten auf der Landstraße. — — Nun sogleich zum Erzbischof. Ich habe ein charmantes Zimmer im nämlichen Hause, wo der Erzbischof wohnt. Brunetti und Cecarelli logiren in einem andern Hause. Che distinzione! (Welche Auszeichnung!) — Mein Nachbar ist Herr v. Kleinmayrn, welcher bei meiner Ankunft mich mit allen Höflichkeiten überhäufte; er ist auch in der That ein charmanter Mann. Um zwölf Uhr, leider für mich ein bischen zu früh, gehen wir schon zu Tische. Da speisen die zwey Leib- und Seel-Kammerdiener, Herr Controlleur, Herr Zezi, der Zuckerbäcker, zwey Herrn

Köche, Cecarelli, Brunetti und meine Wenigkeit. NB. Die zwey Leib-Kammerdiener sitzen oben an, ich habe doch wenigstens die Ehre, vor den Köchen zu sitzen. Nun, ich denke halt, ich bin in Salzburg. — Bey Tische werden einfältige grobe Späße gemacht; mit mir macht Keiner Spaß, weil ich kein Wort rede, und wenn ich was reden muß, so ist es allezeit mit der größten Seriosität, und so wie ich abgespeist habe, so gehe ich meines Weges. Abends haben wir keine Tafel, sondern Jeder bekommt drey Ducaten, — da kann Einer weit springen. Der Herr Erzbischof hat die Güte und glorirt sich mit seinen Leuten, raubt ihnen ihre Verdienste und zahlt sie nicht davor."

Dieser Brief läßt erkennen, was Mozart sogleich in den ersten Tagen seines Aufenthalts in einer Stadt empfand, in der zu leben er schon lange sich gewünscht hatte. In Wien war die Musik unter allen Künsten diejenige, der am meisten gehuldigt wurde. Der Hof selbst war in hohem Grade musikalisch und die „Noblesse" hatte kaum eine gesellige Zusammenkunft, in der nicht die Musik den Mittelpunkt der Vergnügung bildete. Und wie es nun Sitte war, daß der reiche Adel seine eigenen Leute auch für die Musik hielt und dieselben sogar zu den Gesellschaften in fremde Häuser mitbrachte, so hatte auch Hieronymus seine Virtuosen kommen lassen, um sich mit ihnen zu „gloriren". Mozart mußte sogleich in verschiedenen Häusern mit seiner Kunst sich produziren. Wenn sich aber für ihn eine Gelegenheit bot, in vortheilhafter oder ruhmbringender Weise anderswo seine Leistungen zu zeigen, so versagte der Erzbischof die Erlaubniß. Ueberhaupt hatte dieser, wie es seinem Charakter entspricht, hier in Wien, wo sich Mozart erst recht fühlen mußte und wo er überall die bereiteste Anerkennung fand, seine besondere Freude daran, ihn fühlen zu lassen, daß er nur erzbischöflicher Bediensteter sei. Mozart aber, der gerade jetzt den Genuß der Freiheit monatelang gekostet hatte und noch in der Nachempfindung der Erfolge und der auszeichnenden Behandlung lebte, die ihm sein Idomeneo in München bereitet hatte, fühlte solch eine Art jetzt doppelt unangenehm.

Zwar suchte ihn der Vater zunächst zu beruhigen, der Erz-

bischof werde schon Sorge tragen, daß seine Leistungen zur Geltung kämen. Allein Wolfgang antwortet: „Was Sie mir vom Erzbischof schreiben, hat, was seinen Ehrgeiz in Betreff meiner Person kitzelt, insoweit seine Richtigkeit; — allein, was nützt mich Alles dieß? Von diesem lebt man nicht. Glauben Sie nur sicher, daß er mir hier gleich einem Lichtschirm ist. — Und was gibt er mir denn für Distinction? — Herr von Kleinmayrn, Boeneke haben mit dem erlauchten Grafen Arco eine Extra-Tafel; — das wäre Distinction, wenn ich bey dieser Tafel wäre, aber nicht bey den Kammerdienern, die außer dem ersten Platze am Tische die Lichter anzünden, die Thüren aufmachen und im Vorzimmer bleiben müssen, wenn ich darin bin, — und bei den Köchen! Und dann, wenn wir wo hingerufen werden, wo ein Concert ist, so muß der Herr Angerbauer (Leibkammerdiener) heraus passen, bis die Herren Salzburger kommen, und sie dann durch einen Lakay weisen lassen, damit sie hinein dürfen. Wie das Brunetti so im Discours erzählte, so dachte ich mir: wartet nur, bis ich einmal komme.“ Und nun weiter: „Als wir letzthin also zum Fürsten Galitzin mußten, sagte mir Brunetti in seiner höflichen Art: ‚Du, Du mußt heute Abend um 7 hier sein, damit wir miteinander zum Fürsten Galitzin gehen, der Angerbauer wird uns hinführen.‘ Ich antwortete: ‚Gut, aber wenn ich zufällig nicht Punkt 7 da wäre, so geht nur, ihr braucht nicht zu warten, ich weiß wo ich bin und wir werden uns sicher sehen.‘ Ich ging also mit Fleiß, weil ich mich schäme mit ihnen wohin zu gehen, allein hin. Als ich hinauf ging, stund schon der Herr Angerbauer da, dem Herrn Bedienten zu sagen, daß er mich hineinführen sollte. Ich gab aber weder auf den Herrn Leib-Kammerdiener noch den Bedienten Acht, sondern ging gerade die Zimmer durch in das Musikzimmer, denn die Thüren waren alle offen, — und schnurgerade zum Prinzen hin, und machte ihm ein Compliment, wo ich dann stehen blieb und immer mit ihm sprach. Ich hatte ganz auf Brunetti und Cecarelli vergessen, denn man sah sie nicht, die steckten ganz hinterm Orchester an die Mauer gelehnt und trauten sich keinen Schritt hervor.“

Wie wohlthuend ist dieses Selbstgefühl des Menschen, der als

Künstler sich so hoch erhaben über dem bisher Gesehenen wußte. Er freilich war den Hofboden von Jugend auf gewohnt, und gerades Wesen blieb bei aller Bescheidenheit zeitlebens eine seiner schönsten Eigenschaften. Aber es sollten noch solche Dinge geschehen, daß auch der Mensch in ihm zum vollen Bewußtsein seiner Würde gelangte.

Mozart hatte manches für die Abendmusiken des Erzbischofs componirt, ohne dafür auch nur das geringste an Bezahlung zu bekommen. Vielmehr ward ihm obendrein manche Gelegenheit abgeschnitten, wo er Geld hätte verdienen, ja wo er vor dem Kaiser hätte spielen können, und dies letztere war doch sein größter Wunsch. Nun hatte ihm Hieronymus zwar in einem Conzerte „für die Wittwen von den Musicis“ die Erlaubniß zu spielen nicht versagen können, weil ihn die ganze Noblesse Wiens darum gequält hatte, und Mozart hatte dort solch außerordentlichen Beifall erlangt, daß er mit dem Plane umging, selbst ein Conzert zu geben: trugen sich ihm doch die Damen an selbst Billets auszutheilen: „allein unser Erzbischof erlaubt es nicht.“ Ja dieser beabsichtigte seine Leute in nächster Zeit nach Salzburg zurückzuschicken. Das war für Mozart der allerhärteste Schlag. Es kam ihm alles darauf an, Wien nicht zu verlassen, bevor er sich nicht in der Gunst des Publikums festgesetzt hatte. Er wußte, wie schwer es halten werde, von Salzburg wieder fortzukommen. So ignorirte er zunächst die Andeutungen, die ihm von Brunetti über die Abreise gemacht waren, und gedachte nur Scolaren zu gewinnen und ein Conzert zu geben, um zunächst unabhängig zu werden. „O ich will dem Erzbischof gewiß eine Nase drehen, daß es eine Freude sein soll, und mit der größten Politesse, denn er kann mir nicht aus“, schreibt er.

Der Vater freilich versucht wieder, ihn von diesen Plänen, die ihn erschreckten, abzubringen, und Wolfgang verspricht auch ihm zu Liebe „allem Wunsch und Begierde zu entsagen“. Nun zeigte sich aber auch Aussicht für eine feste Anstellung, eine Kapellmeisterstelle wurde frei. Doch der Vater will von so ungewissen Plänen nichts wissen, und Wolfgang, wie immer sich bescheidend, antwortet, daß der Vater Recht und nicht Recht habe; „aber dasjenige“, sagt

er, „in was Sie Recht haben, überwiegt sehr dasjenige, in was Sie nicht Recht haben, mithin, ich komme ganz gewiß und mit größten Freuden, da ich vollkommen überzeugt bin, daß Sie mich niemalen hindern werden, mein Glück zu machen.“ Allein kurz darauf äußert sich doch das schwere Herz: „Sie erwarten mich mit Freude, mein liebster Vater! — Das ist auch das Einzige, was mich zum Entschluß bringen kann, Wien zu verlassen— ich schreibe das Alles nun in der natürlichen teutschen Sprache, weil es die ganze Welt wissen darf und soll, daß es der Erzbischof von Salzburg nur Ihnen, mein bester Vater, zu danken hat, daß er mich nicht gestern auf immer (versteht sich, für seine Person) verloren hat. Gestern war große Academie bey uns, — vermuthlich die letzte. Die Academie ist recht gut ausgefallen, und troß all der Hindernissen Seiner Erzbischöflichen Gnaden habe ich doch ein besseres Orchester gehabt als Brunetti, — denn wegen diesem Arrangement habe ich soviel Verdruß gehabt — o das läßt sich besser reden als schreiben. Doch wenn, wie ich nicht hoffen will, wieder so etwas vorgehen sollte, so kann ich Sie versichern, daß ich die Geduld nicht mehr haben werde, und Sie werden es mir gewiß verzeihen. Und das bitte ich Sie, mein liebster Vater, daß Sie mir erlauben, künftige Fasten zu Ende Carneval nach Wien zu reisen — nur auf Sie kommt es an, nicht auf den Erzbischof; denn will er es nicht erlauben, so gehe ich doch — es ist mein Unglück nicht, gewiß nicht! — O könnte er dies lesen, mir wäre es ganz recht.“

Er hatte in dem Conzert wieder ungemeine Anerkennung wegen seines Spiels gefunden. „Gestern haben mich die Damen nach der Academie eine ganze Stunde beym Klavier gehabt, ich glaube, ich säße noch dort, wenn ich mich nicht davon gestohlen hätte“, sagt er und bittet also den Vater ihm jene Fastenreise ganz bestimmt zu versprechen, damit er den Damen hier sein Wort geben könne. Nur mit dieser Bedingniß gehe er nach Salzburg zurück.

Allein schon nach kurzer Zeit stellen sich die Sachen anders. „Ich bin noch ganz voll der Galle“! schreibt Wolfgang, „und Sie,

als mein bester, liebster Vater, sind es gewiß mit mir. Man hat so lange meine Geduld geprüft, endlich hat sie aber doch gescheitert. — Ich bin nicht mehr so unglücklich in Salzburgischen Diensten zu seyn, — heute war der glückliche Tag für mich; hören Sie. Schon zweymal hat mir der — ich weiß nicht wie ich ihn nennen soll — die größten Sottisen und Impertinenzen ins Gesicht gesagt, die ich Ihnen, um Sie zu schonen, nicht habe schreiben wollen, und nur weil ich Sie immer, mein bester Vater, vor Augen hatte, nicht auf der Stelle gerächt habe. Er nannte mich einen Buben, einen liederlichen Kerl, sagte mir ich sollte weiter gehen — und ich litt Alles, empfand, daß nicht allein meine Ehre, sondern auch die Ihrige dadurch angegriffen wurde, allein, Sie wollten es so haben — ich schwieg. Nun hören Sie. Vor acht Tagen kommt unverhofft der Laufer herauf und sagt, ich müßte den Augenblick ausziehen — den Andern allen bestimmte man den Tag, nur mir nicht; ich machte also Alles geschwind in den Koffer zusammen, und die alte Madame Weber war so gütig mir ihr Haus zu offeriren. Da habe ich mein hübsches Zimmer, bin bey dienstfertigen Leuten, die mir in Allem, was man oft geschwind braucht und (wenn man allein ist) nicht haben kann, an die Hand gehen. — Auf Mittwoch setzte ich meine Reise (als heute den 9ten) mit der Ordinaire fest, ich konnte aber meine Gelder, die ich noch zu bekommen habe, in der Zeit nicht zusammenbringen, mithin schob ich meine Reise bis Samstag auf. Als ich mich heute dort sehen ließ, sagten mir die Kammerdiener, daß der Erzbischof mir ein Paquet mitgeben will; ich fragte, ob es pressirt, so sagten sie, ja, es sei von großer Wichtigkeit. So ist es mir leid, daß ich nicht die Gnade haben kann S. H. Gnaden zu bedienen, denn ich kann vor Samstag nicht abreisen, ich bin aus dem Hause, muß auf meine eigenen Kosten leben, da ist es nur ganz natürlich, daß ich nicht eher abreisen kann, bis ich nicht im Stande dazu bin, denn kein Mensch wird meinen Schaden verlangen. Kleinmayern, Moll, Boeneke und die zwey Leibkammerdiener gaben mir Recht. — Als ich zu ihm hineinkam — NB! muß ich Ihnen vorher sagen, daß mir der Schlaucka gerathen, ich sollte die Excuse nehmen, daß die

Ordinari schon besetzt sey, das sey bey ihm ein stärkerer Grund —, als ich also zu ihm hineinkam, war das erste: Erzb. Nun, wann geht er dann, Bursch? — Ich: Ich habe wollen heute Nacht gehen, allein der Platz war schon verstellt. — Dann gings in einem Odem fort, ich sey der liederlichste Bursch, den er kenne; kein Mensch bediene ihn so schlecht wie ich; er rathe mir heute noch wegzugehen, sonst schreibt er nach Haus, daß die Besoldung eingezogen wird, — man konnte nicht zu reden kommen, das ging fort wie ein Feuer. Ich hörte alles gelassen an, er log mir ins Gesicht, ich hätte 500 fl. Besoldung, hieß mich einen Lump, Lausbub, einen Fex — o ich möchte Ihnen nicht alles schreiben. Endlich da mein Blut zu stark in Wallung gebracht wurde, so sagte ich: Sind also Ew. H. F. Gnaden nicht zufrieden mit mir? — Was? er will mir drohen? er Fex! o er Fex! Dort ist die Thür! ich will mit einem solchen elenden Buben nichts mehr zu thun haben! — Endlich sagte ich: Und ich mit Ihnen auch nichts mehr. — Also geh er! — Und ich im Weggehen: Es soll auch dabei bleiben, morgen werden Sie es schriftlich bekommen."

So war der Zwist in der rohesten Weise zum Ausbruch gekommen. Wolfgang, wie immer mit zartem Sinn um seinen geliebten Vater besorgt, sucht diesen sogleich zu beruhigen und verspricht ihm sogar einiges Geld zu überschicken, um ihn zu überzeugen, daß er nicht darbe. Dann schließt er mit den Worten: „Ich will nichts mehr von Salzburg wissen, ich hasse den Erzbischof bis zur Raserei. Schreiben Sie nur: abzugeben auf dem Peter im Auge Gottes im zweyten Stock. Geben Sie mir Ihr Vergnügen bald zu erkennen, denn nur dieses fehlt mir noch zu meinem Glück."

Nach wenig Tagen berichtet nun Wolfgang weiter über diese widrigen Begebenheiten: „Ich gab den folgenden Tag dem Grafen Arco eine Bittschrift, um sie Sr. Hochfürstl. Gnaden zu überreichen, und auch wieder das Reisegeld. — Er nahm mir Beydes nicht an, sondern versicherte mich, daß ich gar nicht quittiren könnte, ohne Ihre Einwilligung zu haben, mein Vater. Das ist Ihre Schuldigkeit, sagte er mir. — Ich versicherte ihn gleichfalls, daß ich so gut als er und vielleicht besser meine Schuldigkeit gegen meinen Vater

kenne, und es wäre mir sehr leid, wenn ich sie erst von ihm lernen müßte. — Gut also, sagte er, ist er damit zufrieden, so können Sie Ihre Entlassung begehren, wo nicht, — so können Sie sie — auch begehren. Eine schöne Distinction! — Alles, was mir der Erzbischof in den drey Audienzen Erbauliches sagte, besonders in der letzten, — und was mir jetzt wieder dieser herrliche Mann Gottes Neues erzählte, machte eine so treffliche Wirkung auf meinen Körper, daß ich Abends in der Opera mitten im ersten Acte nach Hause gehen mußte, um mich zu legen; denn ich war ganz erhitzt, zitterte am ganzen Leibe und taumelte wie ein Besoffener auf der Gasse, blieb auch den folgenden Tag als gestern zu Hause, den ganzen Vormittag aber im Bette, weil ich das Tamarindenwasser genommen."

Die Feder sträubt sich, so garstige Dinge nach ihrem ganzen Verlaufe vorzuführen. Allein es sollte noch besser kommen, die Rohheit dieser „Herren" sollte sich noch bis zur thätlichen Mißhandlung eines Menschen steigern, dessen edler Sinn wehrlos war gegen solches Gebaren. Graf Arco schrieb zunächst „sehr viel Schönes an seinen Herrn Vater in Salzburg, welches der alte Mozart vermuthlich schon habe einschlucken müssen". Wolfgang warnt seinen Vater vor den Uebertreibungen und Verläumdungen, die man der Dienstfertigkeit dieser Herren zu gute halten müsse. Den Hauptvorwurf, den man ihm mache, wolle er hersetzen: „Ich wußte nicht, daß ich Kammerdiener wäre, und das brach mir den Hals. Ich hätte sollen alle Morgen so ein paar Stunden in der Antecamera verschlendern; man hat mir freilich öfters gesagt, ich solle mich sehen lassen, — ich konnte mich aber niemalen erinnern, daß dieß mein Dienst sey, und kam nur allezeit richtig, wenn mich der Erzbischof rufen ließ." Er vertraut seinem Vater den unbeweglichen Entschluß, die Dienste des Erzbischofs zu verlassen, dies sei er seiner Ehre, seiner Gesundheit und der Zufriedenheit seines Gemüthes schuldig, und man solle nicht versuchen, ihn von diesem Entschluß abzubringen. „Nun leben Sie wohl und freuen Sie sich, daß sie keinen Hundsfut zum Sohne haben", schließt er.

An demselben Tage schreibt er dem Vater mit sicherer Ge-

legenheit alle diese Begebenheiten noch ausführlicher und unterrichtet ihn von seinen „schönsten und nützlichsten Connoissances". „Die ganze Stadt Wien weiß schon meine Geschichte. Die ganze Noblesse redet mir zu, ich soll mich ja nicht mehr anführen lassen", heißt es, und weiter: „Liebster Vater, man wird Ihnen bald mit guten Worten kommen, — es sind Schlangen, Vipern! Alle niederträchtigen Seelen sind so: sie sind bis zum Ekel hoch und stolz und dann kriechen sie wieder — abscheulich. Die zwei Leibkammerdiener sehen die ganze Sauerei ein. Besonders sagte Schlaucka zu Jemand: ich — kann dem jungen Mozart nicht Unrecht geben, — er hat ganz Recht; mir hätte er es so thun sollen! er machte ihn ja aus wie einen Bettelbuben, ich habs gehört — infam! Der Erzbischof erkennt sein ganzes Unrecht — hat er nicht schon öfter Gelegenheit gehabt es zu erkennen? hat er sich gebessert? Nein! also weg damit! — Wenn ich nicht besorgt hätte, daß es Ihnen dadurch vielleicht nicht zum Besten gehen könnte, so wäre es schon längst anders. — Lassen Sie sich nicht durch Schmeicheleyen verführen, seyen Sie auf Ihrer Hut!"

So mit Eifer und muthiger Bestimmtheit vertritt er sein gutes Recht. Allein der Vater, der ohnehin mißtrauisch gegen des Sohnes Verfahren in den Dingen des Lebens war, sah die Sache anders an. Er hatte die Schwäche, den Einflüsterungen und Verläumdungen Anderer über den Lebenswandel des Jünglings ein nur zu geneigtes Ohr zu schenken, und quält nun diesen, der doch nach einer solchen Beleidigung — „und hätte ich betteln gehen müssen", sagt er — nicht länger bei dem Erzbischof bleiben konnte, mit allerhand Vorhaltungen, um ihn „auf den Weg der Vernunft" zurückzubringen. Er habe stets auf unsichere Aussichten hin seine Rechnung gemacht und nie verstanden haushälterisch mit dem Gelde umzugehen. „Glauben Sie sicherlich, daß ich mich ganz geändert habe", antwortet Wolfgang. „Ich kenne außer meiner Gesundheit nichts Nothwendigeres als das Geld. Ich bin gewiß kein Geizhals — denn das wäre für mich sehr schwer ein Geizhals zu werden, — und doch halten mich die Leute hier mehr zum Kalmäusern geneigt als zum Verschwenden, und das ist zum Anfang

genug.“ Sodann erinnert ihn der Vater an die Schulden, die er seinetwegen gemacht habe: deren werde er in Wien wohl vergessen, wie es seine Aloysia gemacht habe. „Daß Sie mich mit Mad. Lange in Comparaison setzen“, lautet die Antwort, „macht mich ganz erstaunen und den ganzen Tag war ich darüber betrübt. Dieses Mädchen saß ihren Eltern auf dem Hals, als sie noch nichts verdienen konnte; — kaum kam die Zeit, wo sie sich gegen ihre Eltern dankbar bezeigen konnte (NB der Vater starb, noch ehe sie einen Kreuzer hier eingenommen), so verließ sie ihre arme Mutter, henkte sich an einen Comedianten, heirathet ihn und ihre Mutter hat — nicht so viel von ihr. Gott! meine einzigste Absicht ist, weiß Gott, Ihnen und uns allen zu helfen; muß ich Ihnen denn tausendmal schreiben, daß ich Ihnen hier mehr nütze bin als in Salzburg? Ich bitte Sie, mein liebster, bester Vater, schreiben Sie mir keine solchen Briefe mehr, ich beschwöre Sie; denn sie nützen nichts als mir den Kopf warm und das Herz und Gemüth unruhig zu machen, und ich, der nun immer zu componiren habe, brauche einen heitern Kopf und ruhiges Gemüth!“

So sicher und fest in der Ueberzeugung, das Rechte zu thun, und doch so voll von Pietät gegen einen Vater, der ihm die ungerechtesten Vorwürfe macht! Als dieser nun sogar behauptet, Wolfgang müsse seiner eigenen Ehre wegen sein Entlassungsgesuch zurücknehmen, empört sich des Sohnes Gemüth ganz und gar: „Ich weiß nicht, was ich zuerst schreiben soll, mein liebster Vater, denn ich kann mich von meinem Erstaunen noch nicht erholen und werde es nie können, wenn Sie so zu schreiben und zu denken fortfahren. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich aus keinem einzigen Zuge Ihres Briefes meinen Vater erkenne! — wohl einen Vater, aber nicht den besten, liebevollsten, den für seine eigene und die Ehre seiner Kinder besorgten Vater, — mit einem Wort — nicht meinen Vater! Doch das alles war nur ein Traum. Sie sind nun erwacht und haben gar keine Antwort von mir auf Ihre Punkte nöthig, um mehr als überzeugt zu seyn, daß ich — nun mehr als jemals — von meinem Entschluß gar nicht abstehen kann. — Ich kann meine Ehre durch nichts anderes retten, als daß ich von

meinem Entschluß abstehe? Wie können Sie doch so einen Widerspruch fassen? Sie dachten nicht, als Sie dieses schrieben, daß ich durch einen solchen Zurücktritt der niederträchtigste Kerl von der Welt würde. Ganz Wien weiß, daß ich vom Erzbischof weg bin, weiß warum, weiß, daß es wegen gekränkter Ehre, wegen zum drittenmal gekränkter Ehre geschah, und ich sollte wieder öffentlich das Gegentheil beweisen? soll mich zum Hundsfut und den Erzbischof zu einem braven Fürsten machen? Das erste kann kein Mensch und ich zum allerwenigsten, und das andere kann nur Gott, wenn er ihn erleuchten will. — — Ihnen zu Gefallen, mein bester Vater, wollte ich mein Glück, meine Gesundheit und mein Leben aufopfern, aber meine Ehre, die ist mir und die muß Ihnen über Alles seyn. — Liebster, bester Vater, begehren Sie von mir was Sie wollen, nur das nicht, sonst Alles, — nur der Gedanke schon macht mich vor Wuth zittern."

Aber es sollte noch weiter gehen und der edle Sinn, das schöne Herz dieses seltenen Menschen sollte sich noch mehr enthüllen. Dem Vater war seine Zumuthung kein Traum, sie war ihm bitterer Ernst, denn er sah nach seiner Art, die wir schon kennen, in diesem Aufgeben einer festen Stellung den ersten Schritt zu des Sohnes Verkommen. Er glaubte nicht, daß dieser mit dem Leben fertig zu werden vermöge. Er hatte übersehen, daß erst das Leid um Aloysia, dann die schwere Zeit in Salzburg den Jüngling zum Manne gereift hatten und daß dieses moralische Selbst durch die Erfolge in München und Wien durchaus befestigt worden war. Sahen wir in früheren Briefen Mozarts ein gewisses Zagen und Schwanken, ein Behaupten und Zurücknehmen oder Beschränken, wenn er dem Vater gegenüber eine Meinung oder einen Plan aussprach, so ist dieses Nachgeben, das natürliche Folge einer Erziehung war, die ihn zwar in künstlerischen Dingen fest, aber in den Dingen des Lebens unsicher gemacht hatte, jetzt gänzlich verschwunden, und sogar dem Vater gegenüber tritt Mozart mit seinen Forderungen bestimmt und fest auf. Ebenso weist er die Vorwürfe, die der Vater auch jetzt wieder in bitterer, ja ironischer und sarkastischer Weise macht, zwar entrüstet und gekränkt zurück, allein das klare

Bewußtsein seines Rechts gibt ihm dabei eine Milde, die seine Entgegnungen doppelt schön macht.

Der Vater warf ihm vor, die Vergnügungen und Zerstreuungen Wiens seien wohl die Hauptursache ihn dort zu fesseln. „Ich habe Ihnen also noch keine Liebe gezeigt?“ antwortet Wolfgang, „muß sie also erst jetzt zeigen? Können Sie das wohl sagen? Ich wollte Ihnen von meinem Vergnügen nichts aufopfern? — Was habe ich denn für ein Vergnügen hier? Daß ich mit Mühe und Sorge auf meinen Geldbeutel denke! — Mir scheint, Sie glauben, ich schwimme hier in Vergnügungen und Unterhaltungen. O wie betrügen Sie sich! — Wenn das Vergnügen heißt, wenn man von einem Fürsten los ist, der einen nicht bezahlt und zu Tode cujonirt, so ist es wahr, ich bin vergnügt.“ — Sodann war es dem Vater eine schlimme Vorbedeutung, daß er mit der Familie Weber wieder in eine so nahe Verbindung getreten sei. „Was Sie wegen den Weberischen schreiben“, lautet die Antwort, „kann ich Sie versichern, daß es nicht so ist. Bei der Langin war ich ein Narr, das ist wahr. . . Glauben Sie mir sicher, daß die alte Madame Weber eine sehr dienstfertige Person ist und daß ich ihr im Verhältniß ihrer Gefälligkeiten nicht genug entgegen erweisen kann, denn ich habe nicht die Zeit dazu.“ In diesem Hause allein fand er in jenen Tagen, wo er so ganz zwischen zwei Feuern war, Erholung und Ausspannung, und wäre es auch nur in der Theilnahme gewesen, die man hier seinem Leid schenkte, wenn er abends nach neuen bittern Erlebungen seine Wohnung aufsuchte. Er schreibt: „Der Erzbischof schmält hier über mich bey der ganzen Welt.“

Der Vater hatte sich aber obendrein überreden lassen, in Wien sei Wolfgang „nur wegen dem Frauenzimmer“. Er hielt ihm vor, daß er, wie nach Salzburg berichtet war, mit einer Person von schlechtem Rufe Umgang gehabt habe. In der Rechtfertigung, die Wolfgang gibt, offenbart sich seine Güte wie seine Unschuld. Er habe sie auf einem Balle getroffen, ohne von ihrem schlechten Rufe etwas zu wissen, sie engagirt, um eine sichere Contredanse-Tänzerin zu haben, dann aber, da er doch nicht ohne einen Grund anzugeben — „und wer wird Jemand so was ins Gesicht sagen?“

— habe abbrechen können, öfters angesetzt, um mit andern zu tanzen und sei froh gewesen beym Ende des Faschings: sonstwo habe er sie nie gesehen, sie nicht besucht. — Ja auch wegen der kirchlichen Dinge hatte der Vater sich manches einflüstern lassen. Wolfgang bittet ihn, sich seiner Seele wegen keine Sorge zu machen, er sei zwar ein fälliger junger Mensch, allein er dürfe zu seinem Trost wohl wünschen, daß es alle so wenig seien. An Fasttagen Fleisch zu essen, halte er allerdings für keine Sünde, — „denn Fasten heißt bey mir sich abbrechen, weniger essen als sonst" — aber geprahlt habe er nie damit; alle Sonntag und Feiertags höre er die Messe und womöglich auch an Werkeltagen. „Uebrigens sein Sie versichert, daß ich gewiß Religion habe. — Sie glauben vielleicht Sachen von mir, die nicht alse sind; der Hauptfehler bey mir ist, daß ich nach dem Scheine nicht allzeit so handle wie ich handeln sollte", schreibt er.

Freilich, hätte er stets nach dem guten Schein getrachtet, sein Name wäre nicht überall so verunglimpft, daß die nachfolgende Generation Mühe hat, dieses schöne Bild aus dem Schutt von tausend Verläumdungen und Befleckungen herauszuschälen. Aber jetzt naht auch diese Lebenserfahrung ihrem Ende, und wir werden sehen, daß unser Meister nur reiner und höher daraus hervorgeht.

Der Erzbischof war sehr ungehalten über Mozarts Festigkeit und hoffte immer noch auf des Vaters Einfluß. Dieser hatte denn auch an den Grafen Arco geschrieben, welcher Wolfgang zu einer Unterredung laden ließ, um ihn durch freundschaftliche Vorstellungen festzuhalten. Mozart beharrte auf seinem Entschlusse, umsomehr als er merkte, daß des Vaters Stellung nicht gefährdet sei, und reichte nun noch ein Abschiedsgesuch ein, das ihm aber wie drei spätere zurückgegeben wurde, weil man sich „aus Mangelung des Muthes und aus Liebe zur Fuchsschwänzerei" scheute, den Erzbischof durch diese Sache noch verdrießlicher zu machen, als er schon ohnehin war. Denn die Angelegenheit, um derentwillen er sich in Wien aufhielt, ging schlecht. „Der Erzbischof ist hier gehaßt und vom Kaiser am meisten; das ist eben sein Zorn, daß ihn der Kaiser nicht nach Laxenburg geladen hat. — Man kennt ihn als

einen hochmüthigen eingebildeten Pfaffen, der Alles was hier ist, verachtet", schreibt Mozart. Dagegen mußte er seinen „Diener" überall gefeiert sehen und sicherlich neben manchem absichtlich übertriebenen Lobe manche ironische Aeußerung über sich selbst und sein Benehmen hören. Das ist ein Umstand, der die schmähliche Behandlungsweise einigermaßen erklärlich macht. Und wie es nun so ist, daß die Diener die Eigenschaften ihrer Herren zu überbieten pflegen, setzte auch Graf Arco den Brutalitäten seines Fürsten die Krone auf.

Mozart hatte nämlich erfahren, daß der Erzbischof abreisen werde und daß er nech von gar nichts wisse. Er war außer sich und entwarf ein neues Memoriale, in dem er auseinandersetzte, wie er schon seit vier Wochen ein Abschiedsgesuch in Bereitschaft gehalten, wie er sich aus ihm unerklärlichen Gründen so lange damit herumgezogen sehe und jetzt nicht anders könne, als dasselbe selbst und zwar auf den letzten Augenblick zu überreichen. Er ging damit in das Vorzimmer des Erzbischofs, um eine Audienz zu erbitten. Er traf den Grafen Arco, und dieser im Zorn und Uebermuthe, daß der kleine unscheinbare Musiker nicht nachgebe, der Diener sich nicht füge in die Launen des gestrengen Herrn, hielt ihm wieder eine Anrede, in der er ihn mit Flegel, Bursch und ähnlichen Ausdrücken tractirte, und — warf ihn mit einem Fußtritt zur Thür hinaus!

„Das geschah in der Antichambre", fährt Wolfgang in seinem Berichte fort, — „mithin war kein ander Mittel als sich losreißen und laufen, denn ich wollte für die fürstlichen Zimmer den Respect nicht verlieren, wie ihn schon der Arco verloren hatte." Sein ganzes Innere war in Aufruhr. Aus der leidenschaftlichen Aufregung aber ward eine tiefe Verachtung und eine Empörung, wie wir sie sonst nicht an Mozart gewohnt sind. Er versichert dem Vater, wo er den Grafen treffe und sollte es auf öffentlicher Straße sein, werde er ihm wieder einen Tritt geben. „Ich begehre gar keine Satisfaction deßwegen beim Erzbischof, denn er wäre nicht im Stande, sie mir auf solche Art zu verschaffen, wie ich sie mir selbst nehmen muß; sondern ich werde nächster Tage dem Herrn Grafen schreiben, was er sich von mir zuverlässig zu gewarten hat, sobald

das Glück will, daß ich ihn treffe, es mag seyn wo es will, nur an keinem Ort, wo ich Respect haben muß." — „Mein handgreiflicher Discours", wiederholt er im nächsten Briefe, „bleibt dem hungerigen Esel nicht aus und sollte es in zwanzig Jahren seyn — denn ihn sehen und mein Fuß in seinem — ist gewiß eins, ich müßte nur das Unglück haben, ihn zuerst an einem heiligen Ort zu sehen." Der Vater erschrak vor einem solchen Attentat auf einen adligen Herrn und Grafen. Allein Mozart erwidert ihm die bestimmten und treffenden Worte: „Das Herz adelt den Menschen, und wenn ich schon kein Graf bin, so habe ich vielleicht mehr Ehre im Leibe als mancher Graf; und Hausknecht oder Graf, sobald er mich beschimpft, ist er ein Hundsfut. Ich werde ihm den Anfang ganz vernünftig vorstellen, wie schlecht und übel er seine Sache gemacht habe; zum Schlusse aber muß ich ihm doch schriftlich versichern, daß er gewiß von mir einen Fuß im — und noch ein Paar Ohrfeigen zu erwarten hat." Zwar ließ er sich nach seiner großen Herzensgüte schließlich von dem Vater, der es durchaus und zu seiner Beruhigung verlangte, überreden jenen Drohbrief nicht zu schreiben. Allein da der Vater auch nur andeutete, durch Vermittlung einer Dame oder andern Standesperson ließe sich die Sache vielleicht noch ins Gleiche bringen, erklärte Wolfgang, dessen bedürfe es nicht: „ich darf nur meine Vernunft und mein Herz zu Rathe ziehen, um zu thun was recht und billig ist."

Von einem Wiedereintritt in den erzbischöflichen Dienst war jetzt selbstverständlich gar nicht mehr die Rede, auch der Vater mußte sich fügen. Und wir, wir wollen uns freuen, den Blick von diesem Bilde der Entwürdigung des Edelsten, was der Mensch hat, abwenden zu können und uns der Gewißheit getrösten, daß was auch immer dem Menschen in seinem Leben widerfahre, Alles, auch das Schlimmste und Widrigste, wenn er edel ist, ihm zum Heile dient. So werden wir von jetzt an erkennen, wie durch solche Erlebungen, die dauernd zu rächen Elemente von härterem Thon nöthig waren, als ein Künstler sie hat, unser Meister zu sich selbst, zu seinem innersten Wesen geführt wurde, und wie jetzt nur noch ein Schritt erforderlich war, um ihn von allem, was außer ihm

war, sogar von seinem geliebten Vater innerlich unabhängig zu machen. Denn dieser, sorgenvoll wie er von Natur war und durch mancherlei trübe Erfahrungen und durch Krankheit allmälig ganz hypochondrisch geworden, beginnt jetzt, wo die schwierige Lebenslage des Sohnes erst recht eine freundliche Antheilnehmung und liebenden Rath erfordert hätte, ihn mit allerhand Bedenken und Vorwürfen zu bestürmen. War er schon ohnehin überzeugt, daß der Sohn nicht der Mann sei allein für sein Fortkommen zu sorgen und daß er leicht den Verführungen der großen Stadt anheimfallen ja unterliegen werde, so kamen jetzt auch fernerhin Ohrenbläsereien aller Art und ein vielleicht unbewußtes Gefühl von Kränkung über die selbständige Handlungsweise seines Sohnes dazu und machten seine sonst so gerechte und liebevolle Sorge zur peinlichsten Vormundschaft. Wir, die wir Mozarts Dasein überblicken, wissen nun zwar, daß er niemals zu einer vollkommen sorgenlosen Existenz gelangt ist und daß er auch dem freieren Leben der Hauptstadt in der That seinen Tribut gezahlt hat. Allein behält der Vater darum Recht? — Wir werden sehen, daß das eine wie das andere die wunderbaren Leistungen des Genius nicht gehemmt, vielleicht daß es sie geradezu gefördert hat, jedenfalls, daß es zur Gesammtentwicklung seines Wesens gehört. Soviel ist gewiß, daß Mozart gerade jetzt die Tüchtigkeit seines Charakters dadurch beweist, daß er den Zureden des Vaters, soweit sie ihn in den Plänen seines Lebens beirren möchten, kein weiteres Gehör gibt, daß er fortan mit Sicherheit seine Bahn dahinwandelt, daß er aber auch den Launen des Vaters, weil er ihm so gar viel Dankbarkeit schuldig ist, die geziemende Nachsicht gewährt und auch fortan niemals die Achtung und die Liebe für „seinen besten Vater" verliert. So wollen auch wir das Andenken dieses Mannes, der die hohe Aufgabe löste, einen Genius der Kunst für das Leben zu bilden, durchaus ehren und über seine Schwächen hinwegsehen, denn sie waren die Schwächen der Liebe. Aber Verachtung, volle Verachtung ruht auf jenen Unwürdigen, die unsern Meister mißhandelten. Was sie dadurch Gutes bewirkt, fällt nicht wie bei dem Vater sühnend in ihre Wagschale. Ihr Verfahren bleibt für immer schmachvoll.

Zwölfter Abschnitt.

Die Entführung aus dem Serail.

1782.

So im Wechsel von Regen und Sonnenschein reift die Frucht.

Jetzt beginnen die Jahre, in denen Mozarts Wesen rasch zu seiner vollen Schönheit aufblühte. Das damalige Wien war ein Ort der heitern Unbefangenheit des Daseins, wie es die Welt selten gesehen hat. Das war nun dem Kunstbetriebe, besonders der Musik, durchaus nicht nachtheilig, und als es den Bestrebungen ernsterer Männer, die zugleich an der geistigen Bewegung des gesammten Vaterlandes Theil nahmen, gelungen war, die Hanswurstiaden von der Bühne zurückzudrängen und Joseph II. gar das Theater zu dem seinigen machte und die ersten mimischen Kräfte Deutschlands nach Wien berief, blühte die dramatische Kunst ebenfalls rasch auf. Auch Mozart gewann an diesen Dingen, die so nahe mit seinem eigenen Thun zusammenhingen, bald ein gar lebhaftes Interesse. „Meine einzige Unterhaltung“, schreibt er der Schwester, „besteht im Theater; ich wollte Dir wünschen hier ein Trauerspiel zu sehen! Ueberhaupt kenne ich kein Theater, wo man alle Arten Schauspiele vortrefflich aufführt, aber hier ist es. Jede Rolle — die mindeste, schlechteste Rolle ist gut und doppelt besetzt.“ Freilich wo ein Schröder spielte, mag wohl eine „Emilia Galotti“ oder „Nathan der Weise“ oder gar Shakspeares unsterbliches Schaffen Eindruck auf einen Genius gemacht haben, der wie wenige von Natur für die dramatische Kunst begabt war. Wir werden die Spuren davon bald im „Figaro“ und „Don Juan“ entdecken.

Aber auch für die Oper selbst sollte jetzt etwas geschehen. Der Kaiser wollte ein „National-Singspiel“ haben. Freilich er selbst war nach seiner ganzen Erziehung mehr der italienischen Weise

zugethan. Aber er, der mit Friedrich dem Großen an der Spitze der nationalen Wiederbelebung stand, durfte auch diese Regungen des heimischen Geistes, denen wir schon in Mannheim und München begegnet sind, nicht ohne Unterstützung lassen. Man berief ausgezeichnete Gesangskräfte: Adamberger, Fischer und die Damen Bernasconi und Aloysia Weber, die also bald darauf den ausgezeichneten Schauspieler Lange heirathete. Allein die Hauptsache fehlte, ein Componist deutscher Opern. Gluck war alt, er componirte nicht mehr. Salieri, der Hofkapellmeister, der „Abgott des Kaisers", war zu sehr Italiener, um mit seinem „Rauchfangkehrer" durchzudringen, und sonst war Keiner in Wien, der etwas Ordentliches verstand. Die norddeutschen Componisten Schweitzer, Benda, Hiller, die Schöpfer des Singspiels, waren zu nüchtern „lutherisch", um nach dem Geschmack der Wiener zu sein. So schien für Mozart die Stelle wie bereitet, und wirklich sprach der Kaiser den Wunsch aus, daß er eine deutsche Oper schreiben möchte. Wolfgang konnte bereits am 1. August 1782 berichten: „Nun hat mir vorgestern der junge Stephanie ein Buch zu schreiben gegeben. — Das Buch ist ganz gut; das Sujet ist türkisch, und heißt Belmont und Constanze oder die Verführung aus dem Serail. — Die Zeit ist kurz, das ist wahr, denn im halben September soll es schon aufgeführt werden, allein die Umstände, die zu der Zeit, da es aufgeführt wird, dabei verknüpft sind, und überhaupt alle andern Absichten erheitern meinen Geist dergestalt, daß ich mit der größten Begierde zu meinem Schreibtisch eile und mit der größten Freude dabei sitzen bleibe."

Allein es kam zunächst nicht zur Vollendung dieser Oper, theils weil Mozart bedeutende Aenderungen des Textbuches verlangte, theils weil beschlossen worden war zur Ankunft des Großfürsten Paul von Rußland, um dessentwillen Mozart die Oper schreiben sollte, zwei Opern von Gluck, die ganz neue „Iphigenie in Tauris" und die 1767 componirte „Alceste", zu geben. Mozart hatte gehofft, seinen Idomeneo, den er schon im Sommer zum Ergötzen aller Kenner in einem Privathause hatte aufführen lassen, bei dieser

Gelegenheit zur Vorstellung zu bringen. Allein er mußte vor dem Altmeister zurückstehen. Trotzdem war er jetzt voll Hoffnungen für seine Zukunft. Er schwamm in dem Strome eines reichen Kunstlebens. Zwar war es im Sommer weder mit Scolaren noch Akademien und Subscription auf Compositionen viel gewesen, doch hatte er noch manchmal Geld nach Hause gesandt. Aber er hatte doch bereits in manchem hohen Hause festen Fuß gefaßt und war also für die Folge dieses Vortheils versichert. Am Hofe war sein bester Freund der Erzherzog Maximilian, für den er ja schon in Salzburg den „Rè pastore“ componirt hatte. Dieser strich ihn überall nach Kräften heraus und bemühte sich auch, daß er bei der Prinzessin von Württemberg, die den Erzherzog Franz heirathen sollte, Klavierlehrer werde. Allein der Kaiser hatte ihr zu ihrem eigenen Leidwesen schon den Salieri zum Lehrer des Gesanges gegeben, und dieser sorgte dann, daß irgendein unbedeutender Musiker den Klavierunterricht bei ihr bekam.

Salieri nämlich war es, der jetzt begann unserem Meister überall da im Wege zu sein, wo es galt bedeutende Erfolge zu erringen. Nicht als wenn dieser Mann eigentlich hämisch und mißwollend gewesen wäre, vielmehr war er im ganzen gutmüthig und wohlwollend. Allein er erkannte in Mozart das überlegene Genie, und mit dem Instinkt der Selbsterhaltung schnitt er ihm fortan nach Kräften alle die Zugänge ab, die zu dem Kaiser und zu Erfolgen führten. Er selbst stand fest in der Gunst des Kaisers. Joseph war ja in der italienischen Musik aufgewachsen, und es war ihm, dem die Ideen welche die damalige Zeit bewegten in mancherlei schwierigen Staatsprojecten durch den Kopf gingen, im Grund der Genuß der Musik nichts als eine Erholung von den anstrengenden Geschäften. Mozarts Schaffen war zu diesem Zwecke zu ernst, zu gehaltvoll. Ja selbst der kindlich frohe Haydn ward im Cabinet nicht besonders geschätzt. Ebensowenig liebte der Kaiser eigentlich Glucks Opern, und es war Thatsache, daß bei Hofe meistens recht schlechte oder doch leichte Musik aufgeführt wurde. Und doch war dieser Mann selbst wieder viel zu freien Geistes, um einen Genius wie Mozart ganz zu verkennen. Viel-

mehr schätzte er ihn und bewunderte ihn als „un talent decidé“ (ein entschiedenes Talent), von dem er oft die größten éloges (Lobeserhebungen) machte. Er kannte ihn zunächst nur als Klavierspieler, und es versteht sich, daß Salieri vorerst alle Gelegenheit hinderte, wo Mozart sich als das produziren konnte, was er in so eminenter Weise war. Bald freilich sollte die „Entführung“ den großen dramatischen Componisten enthüllen. Vorerst aber gingen wieder allerhand innere Verhältnisse mit unserem Meister vor, in denen sich Leid und Freud wiederum in einer Weise durcheinander mischen, daß seine Seele in steter Spannung gehalten, ja schließlich in die höchste Schwingung versetzt wird, sodaß es ihm wohl manchmal schwer gewesen sein mag, mit seinem Geiste stets bei der Arbeit zu verharren.

Er war also, als ihm der Erzbischof so plötzlich die Wohnung entzogen hatte, einstweilen zu seiner alten Freundin, der Madame Weber gezogen. Diese lebte, nachdem Aloysia verheirathet und der Vater gestorben war, mit ihren drei übrigen Töchtern in recht beschränkten Verhältnissen. Zwar erzählt der Schwiegersohn Lange in seiner Selbstbiographie, daß er ihr, weil seine Frau früherhin zum Lebensunterhalte der Ihrigen beigetragen habe, einen Jahresgehalt von 700 Gulden festgesetzt habe, und es mögen also Mozarts obige Aeußerungen über Aloysias Handlungsweise wohl durch die Erzählungen der Mutter, deren Charakter er allerdings erst später kennen lernte, etwas grell gefärbt worden sein. Aber sicherlich war es ihr lieb, wenn sie ein paar Zimmer vermiethen und auch sonst nebenher etwas verdienen konnte. Nun war dieses Verhältniß zwar dem Vater Mozarts gar nicht recht. Er war überzeugt, daß in Mannheim Webers seinen Sohn ins Garn gelockt hatten, und fürchtete jetzt eine ähnliche Gefahr. Er kannte Wolfgangs argloses und zutrauliches Herz und drang also in ihn, möglichst bald eine andere Wohnung zu nehmen. Dieser erklärte sich auch breit dazu, wenn er ein ordentliches Logis finde. Da aber kamen gar Gerüchte nach Salzburg, Wolfgang werde eine Weber heirathen, und nun verlangte der Vater sofortigen

Wechsel des Quartiers. Darauf antwortet nun Mozart im Juli 1782 in folgender Weise:

„Ich sage noch einmal, daß ich schon längst im Sinne gehabt, ein anderes Logis zu nehmen, und das nur wegen dem Geschwätz der Leute; und mir ist leid, daß ich es wegen einer albernen Plauderey, woran kein wahres Wort ist, zu thun gezwungen bin. Ich möchte doch nur wissen, was gewisse Leute für Freude haben können, ohne allen Grund so in den Tag hinein zu reden. Weil ich bey ihnen wohne, so heyrathe ich die Tochter! Von Verliebtsein war gar die Rede nicht; über das sind sie hinausgesprungen, sondern ich logire mich ins Haus und heyrathe. Wenn ich mein Lebtage nicht ans Heyrathen gedacht habe, so ist es gewiß jetzt! Denn (ich wünsche mir zwar nichts weniger als eine reiche Frau) wenn ich jetzt wirklich durch meine Heyrath mein Glück machen könnte, so könnte ich unmöglich aufwarten: weil ich ganz andere Dinge im Kopf habe. Gott hat mir mein Talent nicht gegeben, damit ich es an eine Frau henke und damit mein junges Leben in Unthätigkeit dahin lebe. Ich fange erst an zu leben und soll es mir selbst verbittern? Ich habe gewiß nichts wider den Ehestand, aber für mich wäre er dermal ein Uebel. — Nun, da ist kein anderes Mittel, ich muß, wenn es schon nicht wahr ist, wenigstens den Schein vermeiden, obwohl der Schein auf nichts Anderem beruht, als — daß ich da wohne. Denn wer nicht ins Haus kommt, der kann nicht einmal sagen, daß ich mit ihr so viel Umgang habe, wie mit allen anderen Geschöpfen Gottes; denn die Kinder gehen selten aus, nirgends als in die Komödie, und da gehe ich niemals mit, weil ich meistens nicht zu Hause bin zur Komödienstunde Ein paarmal waren wir im Prater, da war die Mutter auch mit; und ich, da ich zu Hause bin, konnte es nicht abschlagen mitzugehen, und damals hörte ich noch keine solche Narrensreden. Darum muß ich aber auch sagen, daß ich nichts als meinen Theil zahlen durfte; und da die Mutter solche Reden selbst gehört und auch von mir aus weiß, so muß ich sagen, daß sie selbst nicht mehr will, daß wir zusammen wo hingehen, und mir selbst gerathen hat wo anders hinzuziehen, um fernere Verdrießlichkeiten zu ver-

meiden; denn sie sagt, sie möchte nicht gern unschuldigerweise an meinem Unglück schuld sein. — Das ist also die einzige Ursache, warum ich schon längst (seitdem man so schwätzt) im Sinne gehabt habe wegzuziehen, und insoweit Wahrheit gilt, habe ich sonst keine; was aber die Mäuler anbelangt, habe ich Ursache. Wenn diese Reden nicht gingen, würde ich schwerlich wegziehen, denn ich werde freilich leicht ein schöneres Zimmer bekommen, aber die commodité (Bequemlichkeit) und so freundschaftliche und gefällige Leute schwerlich. Ich will auch nicht sagen, daß ich im Hause mit der mir schon verheyratheten Demoiselle trotzig sey und nichts rede, aber verliebt auch nicht; ich narrire und mache Spaß mit ihr, wenn es mir die Zeit zuläßt — und das ist nur Abends, wenn ich zu Hause soupire; denn Morgens schreibe ich in meinem Zimmer und Nachmittags bin ich selten zu Hause, und also — sonst weiter nichts. Wenn ich die alle heyrathen müßte, mit denen ich gespaßt habe, so müßte ich leicht hundert Frauen haben."

Ja gewiß, das Letzte ist wahr, wir kennen seine Art. Allein die Ausführlichkeit des Briefes und die Lebhaftigkeit der Vertheidigung ist wiederum bedenklich genug, und trotz des Schlusses: „Nun leben Sie wohl, liebster Vater, glauben Sie Ihrem Sohne, der gewiß gegen alle rechtschaffenen Leute die besten Gesinnungen hat!" — und trotz der späteren Versicherungen, daß damals „als ich quittirte, die Liebe noch nicht war", blickt gerade diese doch schon mit hellen Augen aus jenem Briefe hervor, und es war wieder nur er selbst, der sich zunächst über sein Empfinden täuschte und so in aller Unschuld sein Herz verrieth.

Zunächst hatte ihm die Familie Mesmer, die er schon von Kindheit an kannte, bei sich ein Zimmer angeboten. Allein dort wohnte der Rivale Rhigini und so mochte Mozart nicht hinziehen. Dann war eine andere musikalische Familie darauf aus, den jungen Künstler in ihr Haus zu ziehen, und dies mochte wohl dem Vater gefallen, aber dem Sohne nicht. Zwar hatte er schon im Juni gemeldet: „Ich bin fast täglich nach Tische bey Herrn v. Aurnhammer; die Fräulein ist ein Scheusal, spielt aber zum Entzücken, nur geht ihr der wahre feine singende Geschmack

im Cantabile ab, sie verzupft alles.“ Aber die Wohnung, die man ihm dort anbot, war „für Ratzen und Mäuse, aber nicht für Menschen“. Die Stiege mußte man mittags um 12 Uhr mit einer Laterne suchen; das Zimmer konnte man eine kleine Kammer nennen. Durch die Küche kam man in sein Zimmer und da war an seiner Kammerthür ein Fensterchen; man versicherte ihm zwar, man würde ein „Fürhängerlein“ vormachen, doch bat man ihn sogleich daß, sobald er angezogen sei, er es wieder aufmachen sollte, denn sonst sähen sie nichts. — „Das wäre mir eine üble Wohnung gewesen, wo doch unterschiedliche Leute von Ansehen zu mir kommen!“ sagt er. „Der gute Mann hat halt auf nichts als auf sich selbst und seine Tochter gedacht, welche die größte seccatrice (Plaplerin) ist, die ich kenne.“

Diese Absichten auf ihn wegen der „dicken Fräulein Tochter“ degoutirten ihn aber noch mehr als das Zimmer, und weil man nun dem Vater alles Lob über diese Familie geschrieben hatte, so rückte der Sohn mit einer Beschreibung heraus, die ihn außerordentlich nach seiner „schlimmen“ Seite hin charakterisirt: „Er ist der beste Mann von der Welt, nur gar zu gut, denn seine Frau, die dümmste und närrischste Schwätzerin von der Welt, hat die Hosen, sodaß, wenn sie spricht, er sich kein Wort zu sagen traut; er hat mich, da wir öfters zusammen spazieren gegangen, gebeten, ich möchte in seiner Frauen Gegenwart nichts sagen, daß wir einen Fiacre genommen oder Bier getrunken haben. — Nun zu so einem Manne kann ich ohnmöglich Vertrauen haben; er ist ganz brav und ein guter Freund von mir, ich könnte öfters bei ihm zu Mittag speisen, ich pflege mir aber *meine Gefälligkeiten* niemalen bezahlen zu lassen, — sie wären freilich auch mit einer Mittagsuppe nicht bezahlt. Doch glauben solche Leute Wunder was sie damit thun. Ich bin nicht wegen meinem Nutzen in dem Haus, sondern *wegen dem ihrigen*. Ich sehe dabei keinen Nutzen für mich und habe noch keine einzige Person dort angetroffen, die so viel werth wäre, daß ich sie auf dieses Papier hersetzte. Uebrigens sind es gute Leute und sonst weiter nichts; Leute, die Vernunft genug haben einzusehen, wie nützlich meine Bekanntschaft für die

Tochter ist, welche, wie alle Leute, die sie bisher gehört haben, sagen, seit der Zeit da ich zu ihr gehe, sich ganz verändert hat. — Von der Mutter will ich gar keine Beschreibung machen. Genug, daß man über Tisch genug zu thun hat, um das Lachen zu halten — basta! Sie kennen die Frau Adlgasserin, und dieses Meuble ist noch ärger, denn sie ist dabey medisante, also dumm und boshaft. Von der Tochter also. Wenn ein Maler den Teufel recht natürlich malen wollte, so muß er zu ihrem Gesicht Zuflucht nehmen. Sie ist dick wie eine Bauerndirne und geht so bloß — daß man ordentlich lesen kann: ich bitte euch, schauet hierher! Das ist wahr, zu sehen ist genug, daß man blind werden möchte, aber man ist auf den ganzen Tag gestraft genug, wenn sich unglücklicherweise die Augen darauf wenden — pfui Teufel! — Nun, ich habe Ihnen geschrieben, wie sie Clavier spielt; ich habe Ihnen geschrieben, warum sie mich gebeten ihr beyzustehen. Mit vielem Vergnügen thue ich Leuten Gefälligkeiten, aber nur nicht sekkiren! — — Sie ist nicht zufrieden, wenn ich zwey Stunden alle Tage mit ihr zubringe, ich soll den ganzen Tag da zubringen und da will sie die artige machen! oder wohl noch mehr: sie ist serieusement in mich verliebt. Ich hielt es für Spaß, aber nun weiß ich es gewiß; als ich es merkte — denn sie nahm sich Freyheiten heraus z. B. mir zärtliche Vorwürfe zu machen, wenn ich etwas später kam als gewöhnlich oder mich nicht lange aufhalten konnte, und dergleichen Sachen mehr, — ich sahe mich also gezwungen, um sie nicht zum Narren zu haben, ihr mit Höflichkeit die Wahrheit zu sagen. Das half aber nichts; sie wurde noch immer verliebter; endlich begegnete ich ihr allzeit sehr höflich, ausgenommen sie kam mit ihren Possen, dann wurde ich grob — da nahm sie mich aber bey der Hand und sagte: Lieber Mozart, seyen Sie doch nicht so böse und Sie mögen sagen was Sie wollen, ich habe Sie halt doch gern. — In der ganzen Stadt sagt man, daß wir uns heyrathen, und man wundert sich über mich, daß ich so ein Gesicht nehmen mag. Sie sagte zu mir, daß wenn so was zu ihr gesagt wurde, sie allzeit dazu gelacht habe; ich weiß aber von einer gewissen Person, daß sie es bejahet habe, mit dem

Zusatz, daß wir alsdann zusammen reisen werden. Das hat mich aufgebracht. Ich sagte ihr also die Meynung wacker, und sie möchte meine Güte nicht mißbrauchen. — Sie ist nichts als eine verliebte Närrin."

Dieses dicke Fräulein gefiel ihm also nicht. Gleichwohl vermochte seine Gutmüthigkeit ihn dazu, sowohl etwas für sie zu schreiben als mit ihr oder auch allein in einem ihrer Conzerte zu spielen. Sie aber war sicherlich nicht die einzige, die ihr Auge auf die anziehende Erscheinung des großen Musikers warf. Wie er auf sein Aeußeres ja stets etwas zu halten pflegte, so ging er jetzt gekleidet, daß mancher ihn für einen Kammerherrn hielt, und sein reines offenes Gemüth, die lebhafte Empfindung mochte manches Damenherz erweichen, zumal wenn die Musik dem jungen Meister Anlaß gab, die Tiefen dieses Gemüthes und den Reichthum seines Geistes zu enthüllen. Dann gewann selbst die unscheinbare Gestalt ein Leben, das zündend auf empfängliche Gemüther wirkte. Aus seinem sonst in sich gekehrten Auge strahlte dann jenes höhere Licht, das jeden Menschen, der in seinen Schein tritt, innerlichst gefangen nimmt. So ist es kein Wunder, wenn dieser Mann bald der Liebling der Damen in der Hauptstadt war. Brachte ihn doch mit mancher der Klavierunterricht auf das nächste zusammen! Und er, wie wir wissen, leicht entzündlich für den Reiz der Frauen und nicht abweisend für ihre holden Gaben, mußte in dieser Hauptstadt, wo das Leben mit dem schönen Geschlechte einen so ganz eigenartigen Anhauch, eine so seltene Liebenswürdigkeit hat, mehr als je daran erinnert werden was ihm fehlte. In Wien fließt das erregbare Slaventhum und die feurige Leidenschaft des Südens mit dem sinnigen Wesen des Deutschen zu einer Mischung zusammen, die von ganz besonderer Eigenthümlichkeit ist. Diese heiter freie Art, die in jenen Tagen noch sehr naiv war und doch sich bereits mit dem innigeren Empfindungsleben unserer Zeit zu schmücken begann, mußte einen Mann wie Mozart über alle Maßen anziehen. Denn arglos wie er war, nahm er diese Heiterkeit frisch in sich auf, wie sie ihm vorkam, und reflectirte nicht über Werth oder Unwerth der Freude. Vielmehr erregte der frohe Genuß jedweder

Gaben des Lebens, wie er ihn in Wien allerorten geboten sah, auch in ihm das angeborne Verlangen, und es ist der schönste Beweis für die Unschuld seiner Natur, wenn er sich dem Vater gegenüber offen über diese Dinge ausspricht. Von allen Stellen seiner Briefe darf diese am wenigsten fehlen, weil gerade sie am meisten all den Verläumdungen ins Gesicht schlägt, die Mißwollen oder Unverstand über unsern Meister thurmhoch gehäuft hat.

„Die Natur spricht in mir so laut wie in jedem Anderen und vielleicht lauter als in manchem großen starken Lümmel“, schreibt er vertraulich dem Vater. „Ich kann ohnmöglich so leben wie die meisten dermaligen jungen Leute. Erstens habe ich zuviel Religion, zweitens zuviel Liebe des Nächsten und zu ehrliche Gesinnungen, als daß ich ein unschuldiges Mädchen anführen könnte, und drittens zuviel Liebe zu meiner Gesundheit, als daß ich mich mit — herumbalgen könnte; daher kann ich auch schwören, daß ich noch mit keiner Frauensperson auf diese Art etwas zu thun gehabt habe. Denn wenn es geschehen wäre, so würde ich es Ihnen auch nicht verhehlen, denn Fehlen ist doch immer dem Menschen natürlich genug; und einmal zu fehlen wäre auch eine bloße Schwachheit, — obwohl ich mir nicht zu versprechen getraute, daß ich es bey einmal fehlen hätte bewenden lassen mögen, wenn ich in diesem Punkte ein einzigesmal fehlte. Darauf aber kann ich leben und sterben.“

Doch wie kommt er zu diesem offenen Geständniß, das in so großer Unbefangenheit Dinge bespricht, die, so natürlich sie sind, sonst tief geheim gehalten werden? — Er wollte heirathen. Und wen? — Constanze Weber.

Constanze war seine Schülerin; schon in München hatte er sie im Klavierspiel unterrichtet und jetzt kam der Gesang dazu. So hatte er also nach wie vor Veranlassung, in das Webersche Haus zu kommen. Denn er war bereits im September ausgezogen, und wenn es ihm auch vorkam, als wenn einer aus seinem eigenen bequemen Wagen sich in einen Postwagen setzt, so hatte er doch damit einen Wunsch des Vaters erfüllt und konnte ihn nun auch bitten, Vertrauen zu haben und nicht auf das Geschwätz der Andern

zu achten. Allein gerade diese Trennung von dem Mädchen, auf das ihn das Gerede der Leute stets aufmerksam erhielt, bewirkte ein Wachsen des Interesses, aus dem bald eine innige Neigung aufloderte. Dazu kam das Gefühl der Unbehaglichkeit, daß er allein wohnen und für so manche Dinge sorgen mußte, die sonst andere abgemacht hatten. Den ganzen Tag über hatte er zu arbeiten oder umherzulaufen und fand dabei in jenem Herbst 1781 zunächst nur wenig Erfolg. Ermüdet und abgespannt kam er abends nach Hause und sah sich allein. Das Wirthshausleben war ihm durchaus fremd und daher zuwider, — was ist erklärlicher, als daß er sich nach einer eigenen Häuslichkeit sehnte? Im Weberschen Hause dagegen waren sie abends stets miteinander lustig und froh gewesen, hatten Versteckens gespielt und das ganze heitere Getändel der Jugend getrieben. Da er nun obendrein durch den längeren Aufenthalt dort bereits erfahren hatte, wie wohlthuend die Art der jungen Tochter ihm alle seine kleinen Lebensbedürfnisse zu besorgen für ihn war, so gewann er die Ueberzeugung, daß sie die rechte Lebensgefährtin für ihn sei, und der Drang des Innern führte ihn bereits in diesem Herbste dahin, sich mit ihr zu verloben.

Den Vater hatte er nicht gefragt, sein Herz und seine Vernunft waren es, die durch mancherlei Prüfungen gereinigt, ihm den Maßstab für sein Handeln gaben. Allein er selbst wünschte auf das innigste des Vaters Einwilligung und schrieb deshalb am 15. Dezember den Brief, aus dem wir die Stelle oben entlehnten. „Ich weiß wohl“, heißt es dann weiter, „daß diese Ursache (so stark sie immer ist) doch nicht erheblich genug ist. Mein Temperament aber, welches mehr zum ruhigen und häuslichen Leben als zum Lärmen geneigt ist; — ich, der von Jugend auf niemalen gewohnt war, auf meine Sachen, was Wäsche, Kleidung und dergleichen anbelangt, Acht zu haben, kann mir nichts nöthiger denken als eine Frau. Ich versichere Sie, was ich nicht Unnützes oft ausgebe, weil ich auf nichts Acht habe. Ich bin ganz überzeugt, daß ich mit einer Frau (mit dem nämlichen Einkommen, das ich allein habe) besser auskommen werde als so. Und wie viele unnütze

Ausgaben fallen nicht weg? Man bekommt dafür wieder andere, das ist wahr; allein man weiß sie, kann sich darauf richten, und mit einem Wort, man führt ein ordentliches Leben. — Ein lediger Mensch lebt in meinen Augen nur halb — ich hab halt solche Augen, ich kann nicht dafür; ich hab es genug überlegt und bedacht, ich muß doch immer so denken."

Darauf heißt es: „Nun aber, wer ist der Gegenstand meiner Liebe? — Erschrecken Sie auch da nicht, ich bitte Sie. — Doch nicht eine Weberische? — Ja eine Weberische; aber nicht Josepha, nicht Sophie, sondern Constanze, die mittelste. Ich habe in keiner Familie eine solche Ungleichheit der Gemüther angetroffen wie in dieser. Die älteste ist eine faule, grobe Person, die es dick hinter den Ohren hat; die Lange ist eine falsche, schlecht denkende Person, eine Coquette; die jüngste ist noch zu jung um etwas seyn zu können, ist nichts als ein gutes, aber zu leichtsinniges Geschöpf — Gott möge sie vor Verführung bewahren! Die mittelste aber, nemlich meine gute, liebe Constanze ist — die Marterin darunter, und eben deswegen vielleicht die gutherzigste, geschickteste und mit einem Worte die beste darunter. Die nimmt sich um Alles im Hause an — und kann doch nichts recht thun. O mein bester Vater, ich könnte ganze Bögen voll schreiben, wenn ich Ihnen alle die Auftritte beschreiben sollte, die mit uns beyden in diesem Hause vorgegangen sind; wenn Sie es aber verlangen, werde ich es im nächsten Briefe thun. — Bevor ich Ihnen von meinem Gewäsche frey mache, muß ich Sie doch noch näher mit dem Charakter meiner liebsten Constanze bekannt machen. Sie ist nicht häßlich, aber auch nichts weniger als schön. Ihre ganze Schönheit besteht in zwey kleinen schwarzen Augen und in einem schönen Wachsthum. Sie hat keinen Witz, aber gesunden Menschenverstand genug, um ihre Pflichten als Frau und Mutter erfüllen zu können. Sie ist nicht zum Aufwand geneigt, das ist grundfalsch; im Gegentheil ist sie gewohnt, schlicht gekleidet zu seyn, denn das Wenige, was die Mutter ihren Kindern hat thun können, hat sie den zwey anderen gethan, ihr aber niemalen. Das ist wahr, daß sie gerne nett und reinlich, aber nicht geputzt gekleidet wäre; und das Meiste, was

Constanze Mozart geb. Weber.

Nach einem im Mozarteum [illegible] Oelgemälde.

ein Frauenzimmer braucht, kann sie sich selbst machen, und sie frisirt sich auch alle Tage selbst; versteht die Hauswirthschaft, hat das beste Herz von der Welt — ich liebe sie und sie liebt mich von Herzen — sagen Sie mir, ob ich mir eine bessere Frau wünschen könnte?"

Dann schließt er: „Das muß ich Ihnen noch sagen, daß damals, als ich quittirte, die Liebe noch nicht war, sondern erst durch ihre zärtliche Sorge und Bedienung (als ich im Hause wohnte) gebohren wurde. Ich wünsche also nichts mehr, als daß ich nur etwas Weniges Sicheres bekomme (wozu ich auch Gottlob wirklich Hoffnung habe), so werde ich nicht nachlassen, Sie zu bitten, daß ich diese Arme erretten und mich zugleich mit ihr, und ich darf sagen, uns Alle glücklich machen darf — Sie sind es ja doch auch, wenn ich es bin? — und die Hälfte von dem Sichern, was ich bekommen werde, sollen Sie genießen, mein liebster Vater! — Nun habe ich Ihnen mein Herz eröffnet und mein Wort erklärt. — Ich küsse Ihnen tausendmal die Hände und bin ewig dero gehorsamer Sohn W. A. Mozart."

So war von neuem Freude und Glückseligkeit in sein Herz eingezogen, und wieder hing ihm der Himmel voller Geigen. Er hatte gesucht sich den Kammerdiener Strack, der beim Kaiser alles vermochte, durch Artigkeiten zu verbinden, und es schien wohl, als wenn dieser seinen Einfluß bei Hofe für ihn geltend machen werde. Auch war Hoffnung vorhanden, daß er bei der Hauskapelle des Fürsten Liechtenstein Dirigent und Compositeur werde, und so stand allerdings „etwas Weniges Sicheres" in Aussicht. Allein Strack war eine Bedientenseele, der, persönlich für die „kleinen" Meister eingenommen, die Werke eines Haydn und Mozart nicht liebte und sich wohl hütete, dem Geschmacke des Kaisers irgend entgegenzutreten. Mit der Stellung beim Fürsten Liechtenstein ward es auch nichts. So blieb Mozart auf den unsichern Ertrag von Conzerten und Lectionen beschränkt. Er hatte damals wirklich drei einträgliche Scolarinnen, die Gräfinnen Rumbeck und Zichi und die Frau von Trattnern. Vor allem aber stand die Hoffnung vor ihm, durch seine Oper einen Sieg zu erfechten, und sie machte

seine Seele, die ohnehin damals schon in hohen Wogen ging, noch höher schwellen. Er fühlte seine Kraft, er hatte nichts als sein Ziel im Auge, durch große Leistungen seinen Beruf zu erfüllen. Auch die Verlobung, die Ehe war ihm dazu nur ein Mittel, ein Weg, aber ein entscheidender. Sie allein konnte dem Gemüthe, dem ganzen Dasein die Ruhe geben, deren er bedurfte, um seine Thaten zu thun. Das fühlte er, und der Erfolg beweist, daß er Recht gehabt. Sein Geist wurde frei und heiter, und in vollen Strömen ergoß sich fortan, trotz mancher äußeren Noth und allem Gedränge, die Fülle seines Innern.

Der Vater freilich schaute die Sache abermals anders an. Er sah wieder nur die Stube voll nothleidender Kinder, die er dem Sohne schon einmal in so scharfer Beleuchtung gezeigt hatte. Nach seiner Ansicht machte Wolfgang nur einen dummen Streich nach dem andern, setzte rücksichtslos und leichtsinnig sein eigenes Glück wie das der Andern aufs Spiel und rannte blindlings in sein Verderben. Und die Schilderung der Weberschen Familie war nicht geeignet, sein Vertrauen zu erwecken. Hatte Wolfgang sich in Aloysia geirrt, wo war die Sicherheit, daß er Constanze besser kannte? Da nun obendrein bereits die Nachricht nach Salzburg gekommen war, Mozart habe ein schriftliches Eheversprechen abgegeben, so blieb dem Vater nach seiner Art die Menschen zu betrachten, kein Zweifel, daß sowohl die Madame Weber wie ihre Fräulein Tochter mit schlauer Berechnung verfahren seien, den unerfahrenen, treuherzigen Jüngling in ihr Netz gelockt und ihm dann das Versprechen gewissermaßen abgenöthigt hätten. Er macht ihn darauf aufmerksam, daß er an dergleichen gar nicht gebunden sei. Allein wie hatte er sich verrechnet! Wolfgang gibt sogleich genügende Auskunft über diese Dinge.

Der Vormund der Weberschen Kinder, der Hofdirections-Revisor und Theatergarderobe-Inspector Johann Thorwarth, ein Mann, der besonders beim Grafen Rosenberg, dem Intendanten, viel galt, war durch Zuträger gegen Mozart eingenommen worden. Wolfgang schreibt: „Diesem (der mich gar nicht kennt) müssen so dienstfertige und naseweise Herren wie Hr. Winter

und ihrer mehrere allerhand Dinge von mir in die Ohren geschrieen haben — daß man sich mit mir in Acht nehmen müsse — daß ich nichts Gewisses hätte — daß ich starken Umgang mit ihr hätte — daß ich sie vielleicht sitzen lassen würde — und das Mädchen hernach unglücklich wäre ꝛc. Dies kroch dem Herrn Vormund in die Nase — denn die Mutter, die mich und meine Ehrlichkeit kennt, ließ es dabey bewenden und sagte ihm nichts davon — denn mein ganzer Umgang bestand darin, daß ich — dort wohnte — und nachher alle Tage ins Haus kam. — Außer dem Hause sah mich kein Mensch mit ihr. — Dieser lag der Mutter mit seinen Vorstellungen so lange in den Ohren, bis sie mir es sagte, und bat mich mit ihm selbst davon zu sprechen, er wolle die Tage herkommen. — Er kam — ich redete mit ihm — das Resultat (weil ich mich nicht so deutlich explicirte als er es gewollt) war — daß er der Mutter sagte, mir allen Umgang mit ihrer Tochter zu verwehren, bis ich es schriftlich mit ihm ausgemacht habe. — Die Mutter sagte: Sein ganzer Umgang besteht darin, daß er in mein Haus kömmt, und — mein Haus kann ich ihm nicht verbieten — er ist ein zu guter Freund, und ein Freund, dem ich viele Obligationen habe — ich bin zufrieden gestellt, ich traue ihm — machen Sie es mit ihm aus. — Er verbot mir also allen Umgang mit ihr, wenn ich es nicht schriftlich mit ihm machte. Was blieb mir also für ein Mittel übrig? — eine schriftliche Legitimation zu haben oder — das Mädchen zu verlassen. — Wer aufrichtig und solid liebt, kann der seine Geliebte verlassen? — kann die Mutter, kann die Geliebte selbst nicht die abscheulichste Auslegung darüber machen? — Das war mein Fall. Ich verfaßte die Schrift also, daß ich mich verpflichte, in Zeit von drei Jahren die Mademoiselle Constanze Weber zu ehelichen, oder wofern sich die Ohnmöglichkeit bey mir ereignen würde, daß ich meine Gedanken ändern sollte, so solle sie jährlich 300 fl. von mir zu ziehen haben."

Das waren Vorgänge, bei denen Wolfgang gar übel zu Muthe geworden sein mag. Allein das Versprechen schien ihm, wie er dem

Vater versichert, ganz ohne Gefahr zu sein, da er gewiß gewußt habe, daß er sie nie verlassen werde; wenn dieser unglückliche Fall aber denkbar sei, daß er froh sein würde, sich mit 300 fl. frei kaufen zu können. Auch sei seine Constanze, wie er sie kenne, viel zu stolz, um sich verkaufen zu lassen. „Was that aber das himmlische Mädchen, als der Vormund fort war?“ ruft er mit Entzücken aus. „Sie begehrte von der Mutter die Schrift — sagte zu mir: Lieber Mozart! ich brauche keine schriftliche Versicherung von Ihnen, ich glaube Ihren Worten so — und zerriß die Schrift. — Dieser Zug machte mir meine liebe Constanze noch werther.“

Das alles war nun in Wien bekannt geworden. Man hatte zwar auf Parole d'honneur (Ehrenwort) Stillschweigen gelobt, aber natürlich nicht gehalten. Dies sei allerdings Unrecht, gesteht Wolfgang, und das ganze Benehmen sei tadelnswerth, auch Hr. von Thorwarth habe gefehlt, doch nicht so sehr, daß er und Mad. Weber in Eysen geschlagen, Gassen kehren und am Halse eine Tafel tragen sollten, mit den Worten: Verführer der Jugend: „Das ist auch übertrieben.“ Es sei ein falsches Vorgeben, daß man ihm zu Liebe Thür und Thor öffnet, ihm alle Freiheiten im Hause gelassen, ihm alle Gelegenheit dazu gegeben 2c., — vielmehr sei das Gegentheil wahr, und ein solches Haus würde er auch nicht frequentirt haben.

So setzte Mozart seinem Vater das Recht einer aufrichtigen Neigung entgegen. Ueberhaupt werden wir jetzt erkennen, wie er mit der Macht seiner edlen Natur sich durch widrige, ja gemeine Verhältnisse durchzukämpfen weiß, ohne daß auch nur ein Fleckchen des Schmutzes an ihm selbst hängen bliebe. Freilich hatte er keine andere Waffe gegen solche Dinge als eben dieses reine Herz, aber dieses ist es auch, was ihm trotz aller Bedrängniß Ruhe und Sicherheit, ja innere Heiterkeit gewährt. Doch war es ohne einige starke Aufregungen, ja Empörungen seines Innern nicht abgegangen. Der „Spitzbube“ Winter, der als Schüler Voglers schon von Mannheim her sein Feind war, hatte in München über Mozarts Verhältniß zu Constanze die schändlichsten Verläumdungen erzählt, und diese waren bis nach Salzburg gedrungen. Solche Handlungs=

weise empörte nun Mozart umsomehr, als gerade Winter, „wenn er den Namen eines Mannes (denn er ist verheyrathet) oder doch wenigstens eines Menschen verdient“ und von dem er nicht anstatt „infamer Lügen infame Wahrheiten“ sagen wollte, unter anderm einmal zu ihm geäußert hatte: „Sie sind nicht gescheidt, wenn Sie heyrathen; Sie verdienen Geld genug, Sie können es schon — halten Sie sich eine Geliebte. Was hält Ihnen denn ab? Das bissel Dreck Religion?“ Ja der gehässige Mensch hatte sich nicht entblödet, Constanze ein „Luder“ d. h. eine Person, die nur ihre Absicht verfolgt, zu heißen. — „Gott! — in diesem Augenblicke erhalte ich ein Schreiben von meinem lieben, besten Vater!“ — schließt Mozart einen Brief an die Schwester, in dem er soeben noch in der heitersten Weise über allerhand Salzburger Dinge geschrieben hatte, — „wie kann es doch so Ungeheuer von Menschen geben? — Geduld! — Vor Zorn und Wuth kann ich nicht mehres schreiben, nur das — daß ich ihm nächsten Posttag darauf antworten werde — und ihm zeigen werde, daß es Menschen giebt, die mehr — als Teufel sind.“ — Und doch konnte Mozart bereits in einem der nächsten Briefe mit der Ruhe des guten Gewissens sagen: „Meine Maxime ist, was mich nicht trifft, das achte ich auch nicht der Mühe werth, daß ich davon rede; — ich kann mir nicht helfen, ich bin einmal so. — Ich schäme mich ordentlich mich zu vertheidigen, wenn ich mich falsch angeklagt sehe, ich denke mir immer, die Wahrheit kommt doch an den Tag.“

All diese Dinge beirren ihn nicht. Er beharrt auf dem Worte: „Ohne meine Constanze kann ich nicht glücklich sein, und ohne Ihre Zufriedenheit darüber würde ich es nur halb sein; machen Sie mich also ganz glücklich, mein liebster, bester Vater, ich bitte Sie.“ — Allein der Vater war mit solchen Erklärungen nicht zufrieden und machte Einwendung über Einwendung, sodaß der Kampf zwischen beiden immer härter wurde und Wolken des garstigsten Staubes die klare Einsicht in die Sache stets mehr erschwerten. Zunächst hieß es, die Mutter wolle doch nur für sich Vortheil ziehen aus dieser Heirath. „Wir beyde haben die Absichten der Mutter längst gemerkt“, entgegnet Wolfgang, „sie wird sich aber gewiß sehr be-

trügen. Denn sie wünschte uns (wenn wir verheyrathet seyn würden) bey sich auf dem Zimmer zu haben (denn sie hat Quartier zu vergeben) — daraus wird aber nichts, denn ich würde es niemalen thun und meine Constanze noch weniger. Au contraire, sie hat im Sinne, sich bey ihrer Mutter sehr wenig sehen zu lassen, und ich werde mein möglichstes thun, daß es gar nicht geschieht — wir kennen sie." Dann aber wird die Tochter selbst angegriffen, worauf Wolfgang schmerzlich erregt schreibt: „Nur noch dieses — denn ohne dieses könnte ich nicht ruhig schlafen — muthen Sie meiner lieben Constanze keine so schlechte Denkungsart zu, glauben Sie gewiß, daß ich sie mit solchen Gesinnungen ohnmöglich lieben könnte. — Liebster, bester Vater, ich wünschte nichts, als daß wir bald zusammenkommen, damit Sie sie sehen und lieben — denn Sie lieben die guten Herzen — das weiß ich!"

Schon vorher hatte er dem Vater geschrieben: „Wenn ich von unserem lieben Gott schriftlich haben könnte, daß ich gesund bleiben und nicht krank sein werde — o so wollt ich mein liebes treues Mädchen noch heute heyrathen." Durch drei Scolarinnen kam er monatlich auf 18 Ducaten; wenn nur noch eine dazu käme, mache es 102 fl. 24 kr., damit könne man mit einer Frau still und ruhig, wie sie zu leben wünschten, wohl auskommen. Freilich, wenn er krank werde, sei es mit der Einnahme aus; sonst könnte er jährlich eine Oper schreiben, ein Conzert geben, Sachen stechen lassen und auf Subscription herausgeben, aber das müßten nur Accidentien sein. „Doch — wenn es nicht geht, so muß es brechen —" heißt es zum Schluß, „und ich wage es eher auf diese Art, als daß ich lange warten sollte. Mit mir kann es nicht schlechter, sondern es muß immer besser gehen. Warum ich aber nicht mehr lange warten kann, ist nicht allein meinetwegen, sondern hauptsächlich ihretwegen — ich muß sie sobald möglich erretten." Bald darauf vertraut er der Schwester, wie es eigentlich in dem Hause aussah: „Bis neun Uhr arbeite ich; dann gehe ich zu meiner lieben Constanze, allwo uns aber das Vergnügen uns zu sehen durch die bittern Reden ihrer Mutter mehrentheils verbittert wird, welches ich meinem Vater im nächsten Brief erklären werde, und

daher gehört der Wunsch, daß ich sie sobald möglich befreyen und erretten möchte. Um halb elf oder elf Uhr komme ich nach Haus, das besteht von dem Stuß ihrer Mutter oder von meinen Kräften ihn auszuhalten."

Nun versuchte er auch zwischen den beiden Mädchen eine Annäherung herbeizuführen: „Meiner lieben Schwester schicke ich zwey Hauben nach der neuesten Wiener Mode; beyde sind eine Arbeit von den Händen meiner lieben Constanze, sie empfiehlt sich Ihnen gehorsamst und küßt Ihnen die Hände, und meine Schwester umarmt sie auf das freundschaftlichste und bittet um Vergebung, wenn die Hauben nicht zum allerbesten ausgefallen sind, die Zeit war zu kurz." Zum Schluß heißt es in der kindlich bescheidenen Weise, die ihm eigen: „Eben ist meine Constanze über mich gekommen, ob sie sich nicht unterstehen dürfte, meiner Schwester ein kleines Angedenken zu überschicken. Ich soll sie aber gleichwohl entschuldigen, sie sey ein armes Mädchen, habe nichts zum Besten und meine Schwester soll den guten Willen für das Werk ansehen. Das Kreuzel ist von keinem großen Werth, aber die Hauptmode in Wien. Das Herzl mit dem Pfeil ist aber dem Herzl mit dem Pfeil meiner Schwester mehr anpassend, und wird ihr also besser gefallen."

Dieses Entgegenkommen wurde zwar freundlich aufgenommen, aber der Vater ließ nicht nach mit Einwendungen und machte seinen Sohn besonders auf Fehler der Mutter aufmerksam, bei denen eine gute Erziehung nicht möglich sei. Darauf erfahren wir denn wieder schöne Dinge: „Der Appendix ihre Mutter betreffend ist nur soweit gegründet, daß sie gern trinkt und zwar mehr als eine Frau trinken sollte. — Doch — betrunken habe ich sie noch nicht gesehen, das müßte ich lügen. Die Kinder trinken nichts als Wasser, und obschon die Mutter sie fast zum Wein zwingen will, kann sie es doch nicht dazu bringen; da giebt es denn öfters den größten Streit deswegen. — Könnte man sich wohl so einen Streit von so einer Mutter vorstellen?" Aber um das Maß des Kummers erst voll zu machen, kam noch eine leidenschaftliche Heftigkeit Constanzens dazu, die ihm manche schwere Stunde bereitete. Von

diesem Leidwesen gibt uns folgender Brief Zeugniß, den Mozart am 29. April 1782, also fast ein halbes Jahr nach ihrer Verlobung, zu schreiben gezwungen war und der seine Art zu denken in schöner Weise darlegt. Er lautet:

„Liebste, beste Freundin! Diesen Namen werden Sie mir ja doch erlauben, daß ich Ihnen geben darf? So sehr werden Sie mich ja doch nicht hassen, daß ich nicht mehr Ihr Freund seyn darf und Sie nicht — mehr meine Freundin seyn werden? Und — wenn Sie es auch nicht mehr seyn wollen, so können Sie es mir doch nicht verbieten, gut für Sie, meine Freundin, zu denken, wie ich es nun schon gewohnt bin. Ueberlegen Sie wohl, was Sie heut zu mir gesagt haben. Sie haben mir (ohngeachtet allen meinen Bitten) dreimal den Korb gegeben und mir gerade ins Gesicht gesagt, daß Sie mit mir nichts mehr zu thun haben wollten. Ich, dem es nicht so gleichgültig ist wie Ihnen, den geliebten Gegenstand zu verlieren, bin nicht so hitzig, unüberlegt und unvernünftig den Korb anzunehmen. Zu diesem Schritte liebe ich Sie zu sehr. Ich bitte Sie also, noch einmal die Ursache dieses ganzen Verdrusses wohl zu überlegen und zu überdenken, welche war, daß ich mich darüber aufgehalten, daß Sie so unüberlegt waren, Ihrer Schwester, NB in meiner Gegenwart zu sagen, daß Sie sich von einem Chapeau haben die Waden messen lassen. Das thut kein Frauenzimmer, welches auf Ehre hält. Die Maxime, in der Compagnie mitzumachen, ist sehr gut. Dabey muß man aber viele Nebensachen beachten; ob es lauter gute Freunde und Bekannte sind; ob ich ein Kind oder schon ein Mädchen zum Heyrathen bin? besonders ob ich eine versprochene Braut bin? hauptsächlich aber, ob lauter Leute meines Gleichen oder Niedrigere als ich, besonders aber Vornehmere als ich dabey sind? — Wenn es sich wirklich die Baronin selbst hat thun lassen, so ist es ganz was anders, weil sie schon eine übertragene Frau (die ohnmöglich mehr weiter kann) ist — und überhaupt eine Liebhaberin von etcaetera ist. Ich hoffe nicht, liebste Freundin, daß Sie jemals so ein Leben führen wollten wie sie, wenn Sie auch nicht meine Frau seyn wollen. Wenn Sie schon dem Triebe mitzumachen — obwohl das Mit-

machen einer Mannsperson nicht allezeit ansteht, desto weniger aber einem Frauenzimmer, — konnten Sie aber ohnmöglich widerstehen, so hätten Sie in Gottes Namen das Band genommen und sich selbst die Waden gemessen (sowie es noch alle Frauenzimmer von Ehre in meiner Gegenwart in dergleichen Fällen gethan haben), und nicht von einem Chapeau (ich — ich — würde es niemalen im Beyseyn Anderer gethan haben), desto weniger also von einem Fremden, der mich gar nichts angeht. — Doch das ist vorbey, und ein kleines Geständniß Ihrer dortmaligen, etwas unüberlegten Aufführung würde Alles wieder gut gemacht haben und — wenn Sie es nicht übel nehmen, liebste Freundin — noch gut machen. Daraus sehen Sie, wie sehr ich Sie liebe. Ich brause nicht auf wie Sie — ich denke — ich überlege und ich fühle. Fühlen Sie, haben Sie gefühlt, so weiß ich gewiß, daß ich heute noch ruhig werde sagen können: die Constanze ist die tugendhafte, ehrliebende, vernünftige und getreue Geliebte des rechtschaffenen und für Sie wohldenkenden Mozart."

So machten die beiden Liebenden, wie es zu sein pflegt, das Leben einander sauer, denn dies war gewiß nur ein besonderer Fall unter andern, in denen der jugendliche Brausekopf Constanzens den zarten Sinn des jungen Künsters verletzte. Bedenkt man nun, welche Störungen das rohe Benehmen der Mutter und das fortdauernde Widerstreben des Vaters mit seinen Launen in Mozarts Innerem erregen mußten, so begreift man kaum, wie es möglich ist, daß er gerade in dieser Zeit wieder an seiner Oper componirte. Denn auf die Anfrage des Vaters schreibt er acht Tage nach dem oben angeführten Briefe: „Gestern war ich bei der Gräfin Thun und habe ich ihr meinen zweiten Act vorgeritten." Er hatte also doch ein Asyl, wohin er sich vor den Plackereien des Lebens zurückziehen konnte, und da verschrieb er sich denn öfters bis 1 Uhr nachts: „und dann wieder um 6 Uhr auf!" Das war aber auch in dieser schweren Zeit sein einziger Trost, und er durfte wohl schreiben: „Ich freue mich recht sehr auf diese Oper, das muß ich Ihnen gestehen." Ja diese Hoffnung erheitert ihn so, daß seine Briefe wieder mit Witzen und Kindereien verbrämt werden. Dem

Hunde „Pimperl“ wird eine Prise spanischer Toback geschickt, der Mlle. Marchand, einer Schülerin des Vaters, ein paar Busserln — „meine liebe Constanze hat es mir schon erlaubt“, — und von einem Herrn v. Feigerle wird berichtet, daß er geschrieben habe, er sey verliebt, — „und in wen? — in meine Schwester — Nein — in — meine Baase!“ Jene kleine Notiz aber war das Einzige, was der Vater, dem sonst so ausführlicher Bericht über den Fortgang der Compositionen gegeben wurde, diesmal über das Werk, das Mozarts Seele so sehr beschäftigte, zu hören bekam. Er selbst war sich bewußt, daß seine Musik gut sei, und durfte des Erfolges sicher sein, da er, der sonst wie er schreibt „schlechterdings seinen eigenen Empfindungen folgte“, diesmal möglichst auf den Geschmack der Wiener Rücksicht genommen hatte. Doch hatte er wieder mit starken Cabalen zu kämpfen, und es bedurfte eines ausdrücklichen Befehls von seiten des Kaisers, damit die Oper am 12. Juli wirklich gegeben wurde. Das Publikum, wie hoch gespannt auch seine Erwartungen gewesen waren, es wurde durch diese Musik überrascht, entzückt, hingerissen. Das Haus war gedrängt voll. Beifall und Dacaporufen wollte kein Ende nehmen, und die Aufführungen folgten rasch nacheinander. Mozart berichtet dies dem Vater folgendermaßen:

„Gestern ist meine Opera zum zweyten Male gegeben worden. Könnten Sie wohl vermuthen, daß gestern noch eine stärkere Cabale war, als am ersten Abend? Der ganze erste Act ist verwischt worden, aber das laute Bravo-Rufen unter den Arien konnten sie doch nicht verhindern. Meine Hoffnung war also das Schluß-Terzett, da machte aber das Unglück den Fischer fehlen, dadurch fehlte auch der Danner (Pedrillo), — und Adamberger allein konnte auch nicht Alles ersetzen; mithin ging der ganze Effect davon verloren, und wurde für dieß Mal — nicht repetirt. Ich war so in Wuth, daß ich mich nicht kannte, sowie auch Adamberger. — Das Theater war noch fast voller, als das erste Mal; den Tag vorher konnte man schon keine gesperrten Sitze mehr haben.“ Bei jeder folgenden Aufführung ungeachtet der „erschröcklichen Hitze“ wimmelte das Theater allezeit von Menschen. „Es

thut Einem doch wohl, wenn man solchen Beyfall erhält", sagt er. Seine Seele hob sich unter dieser allgemeinen Anerkennung hoch empor und dem Geiste wuchsen neue Schwingen. Kaiser Joseph, der nicht ahnte, was er diesmal hervorgerufen, äußerte: „Zu schön für unsere Ohren und gewaltig viel Noten, lieber Mozart!" — worauf dieser freimüthig entgegnete: „Gerade so viel Noten, Ew. Majestät, als nöthig ist." Er war sich seiner Kunst und seiner Kraft vollkommen bewußt geworden. Gluck, der Altmeister unter den berühmten Componisten und derzeit der Vornehmste in der musikalischen Welt Wiens, ließ sich die Oper aufführen, obwohl sie erst wenig Tage vorher gegeben war, und lud dann den Componisten, dem er viele Complimente machte, zu sich zum Speisen ein.

Jetzt war Mozarts Glück gemacht, er galt als einer der ersten Componisten Wiens, und bald war die Oper in ganz Deutschland verbreitet. Ausgezeichnete Besprechungen erfolgten in den öffentlichen Blättern. Man begann zu ahnen, daß hier die erste wahrhaft deutsche Oper vorliege. Goethe, der sich viel für das Singspiel interessirte und selbst manches Gedicht verfaßt hatte, um es von seinem Kayser componiren zu lassen, schrieb von der italienischen Reise aus: „Alles unser Bemühen, uns im Einfachen und Beschränkten abzuschließen, ging verloren, als Mozart auftrat. Die Entführung aus dem Serail schlug alles nieder, und es ist auf dem Theater von unserm so sorgsam gearbeiteten Stück niemals die Rede gewesen."

Mozart hatte aber auch wieder sein Bestes daran gesetzt, um das Beste zu gewinnen. Galt es doch jetzt außer dem Ruhme noch die Erringung einer Lebensstellung, an die sich der Besitz des geliebtesten Mädchens knüpfte. All die Noth, die er um sie hatte, verdichtete sich zu den wundervollen Tönen der Klage, die aus Constanzens Arie „Traurigkeit ward mir zum Loose" hervorklingt. All seine Seligkeit im Genuß der schönsten Herzensneigung und in der bangen Sehnsucht nach dem dauernden Besitze seines Mädchens drängte sich in Belmonte's Arie zusammen. Und wo anders ist der Zauber zu finden, der in den Melodien des „O wie ängstlich" so sehnsuchtsvoll ertönt? Wo jene innerste Befriedigung

des Herzens, die in dem Rondo „Wenn der Freude Thränen fließen“ so innerlich warm, so glückselig sich ausspricht:

„Ach Constanze, Dich zu sehen,
Dich voll Wonne und Entzücken
An mein treues Herz zu drücken!“

Man sieht, es war alles in ihm wahr geworden, was er einst nur in seligem Traum gehofft hatte. Und jetzt wo er diese Wonne in vollen Zügen einsog, wieviel herrlicher war sie als aller Traum und wie so glühend strömt sie aus dem überwallenden Herzen hervor! Diese Töne, sie waren nie gehört worden. Nach ihnen stimmte sich fortan jede Leier, die von Liebes-Leid und Glück in deutscher Weise singen wollte, und noch heute sind sie nicht übertroffen.

Aber es war doch noch etwas in dieser Oper, das über dies fast hinausgeht, das war die Komik, der echte Humor, der in ihr floß, und der war noch viel mehr neu als jene innige Gefühlsweise, die doch vom Volksliede her ihre Sprache entlehnen konnte. Eine Figur wie Osmin hatte die deutsche Oper nicht besessen, sie ist überhaupt die erste wirklich komische Gestalt in der dramatischen Musik, gegen welche die Figuren der Opera buffa Schablonen und die der französischen Operette nur leichte Ansätze des Humors sind. Hier offenbart sich zum ersten Male die Tiefe des Mozartschen Geistes, und es ist nicht sowohl zu verwundern, daß die Noth der letzten Zeit ihm die Freiheit des Geistes ließ, die solche Figuren aus dem Leben herauserschaut; sondern gerade durch die Noth, die ihm die Brutalität wie die Gemeinheit der Menschen bereitet, gewann er erst einen Blick in das große Wirrsal des Lebens. Und wie er denn als der Genien einer, die mit ihrem Herzen am Pulsschlage der Menschheit liegen, eine Ahnung von dem Gesetze, das in allem Dasein liegt, und von der steten Ausgleichung aller Unvollkommenheiten im menschlichen Leben bekam, so erfaßte er den tieferen Sinn all dieser Dinge, die im gewöhnlichen Leben als schlecht, gemein oder gar frivol gelten, und erkannte in ihnen jene allumfassende Thorheit, die er mit göttergleichem Gleichmuth sein ließ wie sie ist und in seinen Bildern einfach hinstellte. Hieraus

erwuchs eine Figur wie der Osmin, der mit seiner plump-sinnlichen Art, seiner rohen Dummheit und Verliebtheit so recht mitten aus dem Leben gegriffen ist, wie ein Niederländer seine Bauern und ein Shakspeare seinen Falstaff der Wirklichkeit entlehnte. Und wie er nun den Osmin sich gleich jenem Grafen Arco mit aller Behaglichkeit breit machen und in seinem wüsten Diensteifer sich fort und fort überstürzen und so stets die kleinen Strafen für seine Rohheit und seinen Uebermuth finden läßt, darin beweist sich eine Reife des Geistes für den kaum sechsundzwanzigjährigen Jüngling, die es uns begreiflich macht, warum Mozart trotz allem Widerwillen und Zorn über die Rohheit des Erzbischofs und seines würdigen Kammerherrn und trotz aller Empörung und Wuth über eines Winters infame Verläumdungen in tiefster Seele doch jenen Gleichmuth trägt, dem solche Dinge nur ein vorübergehend Wind und Wetter sind.

Dreizehnter Abschnitt.

Die Entführung aus dem Auge Gottes.

1782.

> Als Jüngling zeigt er den Verstand des Mannes
> und als Mann die Weisheit der Alten.

Es ist bei der Betrachtung aller dieser Verhältnisse nicht zu vergessen, daß wir das Jahr 1782 schreiben. Noch hatte nicht die französische Revolution mit ihren kriegerischen Folgen auch in Deutschland jene Freiheit der persönlichen Bewegung geschaffen, die heutzutage Jedem, weß Standes er sei, gestattet, ja zur Gewohnheit geworden ist. Noch bestanden die Standesvorrechte gewisser Klassen, besonders die Privilegien des Adels, in voller Macht, und selbst des großen Friedrich Anerkennung der staatsbürgerlichen Rechte jedes Unterthanen und der nachahmende Respekt Josephs II. vor dem Bürgerstande vermochten nicht das thatsächliche Verhältniß aufzuheben und dem Bürger einfach seine Rechte als Menschen zum Bewußtsein zu bringen. Gehörte nun gar einer noch einem Stande an, der wie Musiker und Schauspieler in den Augen des Publikums wenn auch nicht mehr für ehrlos, doch durchaus nicht für ebenbürtig galt, so ist es wohl zu erklären, wenn der alte Mozart, der ganz in den alten Anschauungen aufgewachsen war, seinem Sohne nicht unbedingt das Recht zuerkannte, sich gegen den Adel, ja gegen den Erzbischof in seinem Menschenrecht zu fühlen. Auch ohne die materiellen Interessen, die hier mit unterliefen, würde er Wolfgangs Schritte nicht durchaus gebilligt haben. Das Gefühl, jedem Menschen, selbst dem Adel von Natur ebenbürtig zu sein, rief in den bürgerlichen Kreisen Deutschlands erst die mächtige Stimme Schillers wach, und obgleich damals schon die „Räuber" erschienen waren, so ist es doch sehr zweifelhaft, ob die Familie Mozart dieses Werk der Empörung des sittlichen Gefühls gegen verworfene Zustände der Gesellschaft bereits kannte.

Aehnlich verhielt es sich mit dem Familienleben. Zwar Gellert, Wieland, Klopstock waren auch bis in den katholischen Süden gedrungen, und die ersten Dämmer eines erwachenden Innenlebens gingen auch hier mehr und mehr dem Bewußtsein auf: das Herz begann seine Rechte zu fühlen. Allein auch in Norddeutschland war trotz aller Empfindsamkeit noch nicht durchweg in den Familien die Ueberzeugung durchgedrungen, daß der Mensch mit seiner eigensten innersten Empfindung zumal bei der Wahl der Lebensgefährtin durchaus im Rechte sei. Dieses Axiom: „Keine Ehe ohne Liebe“, das sich in der heutigen Jugend von selbst versteht, war zur Zeit Mozarts nicht entfernt als ein Gesetz anerkannt. Vielmehr galten hier stets noch die Rücksichten auf Verwandtschaft und Stand, kurzum der Gesammtvortheil der Familie als das bestimmende Gesetz. Umsomehr ist es anzuerkennen und ein Beweis, daß wir in Mozart eine echte und wahre Natur, einen in jeder Hinsicht bedeutenden Menschen vor uns haben, daß er gegen die Gewohnheit der Zeit sowohl in Mannheim wie jetzt in Wien durchaus das Recht seines Herzens geltend macht.

Schon damals, als er Aloysia liebte, hatte er bei der Nachricht, daß ein Freund eine reiche Heirath gethan, folgende Betrachtung gemacht: „So möchte ich nicht heyrathen, ich will meine Frau glücklich machen und nicht mein Glück durch sie machen. Drum will ich es auch bleiben lassen, und meine goldne Freiheit genießen, bis ich so gut stehe, daß ich Weib und Kinder ernähren kann. Dem Herrn v. Schiedenhofen war es nothwendig eine reiche Frau zu wählen, das macht sein Adl. Noble Leute müssen nie nach Geschmack und Liebe heyrathen, sondern nur aus Interesse und allerhand Nebenabsichten; es stünde auch solchen hohen Personen gar nicht gut, wenn sie ihre Frau etwa noch liebten, nachdem sie schon ihre Schuldigkeit gethan und ihnen einen plumpen Majoratsherrn zur Welt gebracht hat. Aber wir arme gemeine Leute, wir müssen nicht allein eine Frau nehmen, die wir und die uns liebt, sondern wir dürfen, können und wollen so eine nehmen, weil wir nicht noble, nicht hochgeboren und adelig und nicht reich sind, wohl aber niedrig, schlecht und arm, folglich keine reiche Frau brauchen, weil

unser Reichthum nur mit uns ausstürbe, denn wir haben ihn im Kopf — und diesen kann uns kein Mensch nehmen, ausgenommen, man hauete uns den Kopf ab, und dann — brauchen wir nichts mehr."

Doch ihm war nicht wie uns von Jugend auf dieses Recht des Herzens durch die Werke der großen Dichter mit glühenden Zügen in das Gemüth eingeschrieben worden. In die Kreise, aus denen Mozart hervorging, waren Schiller und Goethe noch nicht gedrungen, ja kaum Lessing war dort bekannt. Wenn wir nun den jungen Liebhaber, um die Zustimmung des Vaters zu erlangen, vorzugsweise praktische, äußere Gründe geltend machen sehen, so tönt doch durch alles lebhaft das Wort hindurch: „Ich liebe sie und sie liebt mich, und so werden wir glücklich sein." Ja wenn selbst, worin man vor allem die Einwirkung der Zeit erkennt, der Brief an die erklärte Braut fast mehr Ehrerbietung als Zärtlichkeit zeigt, so vergesse man nicht, daß das Wort und die Schrift nicht das Mittel war, wodurch Mozart seine Empfindungen naturgemäß und unbefangen ausdrückte. Vielmehr gibt über dieses nur seine Musik Aufschluß, und diese ist in dem natürlichen Ausdruck einer zärtlichen herzinnigen Empfindung so einzig in ihrer Art, daß man wohl erkennt, Mozart empfand diese schönste und natürlichste Leidenschaft des Menschen nicht minder einfach, tief und wahr als ein Goethe und ragte damit wie dieser um mehr denn Haupteslänge über all seine Zeitgenossen hinaus. Ja er war es, der mit Goethe zusammen durch seine Weisen in der ganzen Nation das Bewußtsein wachrief, welch herrliches Ding es ist um ein „eigen Herz", und was wir heutzutage davon besitzen, verdanken wir der tiefen Erregung der Gemüther durch diese Beiden. Andere dann führten uns über dieses bloße innere Leben hinaus. Schiller und Beethoven predigten, daß der Mensch, der sich innen etwas fühlt, auch nach außen hin seine Rechte, seine Würde geltend zu machen habe. Aber wäre der gute Deutsche nicht erst innen etwas Ordentliches gewesen, die mächtige Stimme dieser Fortschrittsmänner hätte gewiß vergeblich getönt.

Das alles ist nun über uns hergegangen. Wir Heutigen

können uns kaum vorstellen, daß das auch einmal anders war, und Mozarts bescheidene Art will uns etwas gar zu kindlich dünken. Aber es sind nur die Formen, die er mit seiner Zeit theilt. Innen lebt ein lebhaft empfindendes Herz, ein menschliches Fühlen, so rein, so tief, so klar, wie es nur sein kann, und es hat sich in einer Weise ausgesprochen, die allüberall gültig ist und solange unser Geschlecht besteht, die Menschen lehren wird, wie sie zu empfinden oder vielmehr wie sie in ihrem Empfinden Recht und wie sie es geltend zu machen haben. Dies alles vergesse man nicht, wenn in der folgenden Darstellung manches unserer heutigen Anschauungsweise nicht frei, nicht groß genug scheinen möchte. So zu handeln, wie Mozart handelte, so durchaus der Stimme seines Herzens zu folgen, war der Zeit und den Kreisen, in denen unser Meister lebte, unerhört genug, war Unrecht oder mindestens excentrisch und beweist daher, wie sehr er auch in solchen rein menschlichen Drängen über seine Zeit emporragt.

Wir verließen den jungen Genius in der Klemme des praktischen Lebens: der Vater war erzürnt, die Schwiegermutter gemein. Aus beiden Drängnissen hatte er sich und seine Geliebte zu erretten. Er wußte kaum wie. Er wollte sofort heirathen. Der Vater gab es nicht zu. Eine Stellung hatte er nicht, an Geld fehlte es auch. Was waren die hundert Ducaten, die er für die Entführung erhielt! Was die wenigen Gulden, die ihm der preußische Gesandte Baron Riedesel für eine Copie der Partitur gezahlt haben mag! Was die Vergütung für ein Arrangement der Oper zur Harmoniemusik! Und der Lectionen gab es im Sommer wenige.

Zunächst nun versuchte er wiederum die Nannerl für sich zu gewinnen, und die ehrerbietige Art, womit Constanze an sie schreibt und sogar er selbst es sich zur Ehre anrechnet, von seiner Schwester einen Brief zu erhalten, kann uns so recht in jene Zeit versetzen, wo man mit seinem schönsten Empfinden noch kaum die Augen aufzuschlagen wagte. „Meine liebe Constanze hat sich endlich die Courage genommen, dem Triebe ihres guten Herzens zu folgen, nämlich Dir, meine liebe Schwester, zu schreiben. Willst Du sie

(und in der That, ich wünsche es, um das Vergnügen darüber auf der Stirn dieses guten Geschöpfes zu lesen), willst Du sie also mit einer Antwort beehren, so bitte ich Dich, Deinen Brief mir einzuschließen, ich schreibe es nur zur Fürsorge, damit Du weißt, daß ihre Mutter und ihre Schwestern nichts wissen, daß sie Dir geschrieben hat.“ Und Constanzens Brief spricht unter vielen Verbeugungen so: „Wertheste und schätzbarste Freundin! Niemals würde ich so kühn gewesen seyn, mich so ganz grade meinem Triebe und Verlangen, an Sie, wertheste Freundin, zu schreiben, zu überlassen, wenn nicht dero Herr Bruder mich versichert hätte, daß Sie mir diesen Schritt, welcher aus zu großer Begierde mich mit einer obschon unbekannten, doch durch den Namen Mozart mir so schätzbaren Person wenigstens schriftlich zu besprechen geschieht, nicht übel nehmen werden. Sollten Sie böse werden, wenn ich mich Ihnen zu sagen unterstehe, daß ich Sie, ohne die Ehre zu haben Sie von Person zu kennen, nur ganz allein als Schwester eines Ihrer so würdigen Bruders überaus hochschätze und liebe, und es wage, Sie um Ihre Freundschaft zu bitten? Ohne stolz zu seyn, darf ich sagen, daß ich sie halb verdiene, ganz werde ich mich sie zu verdienen streben, — darf ich Ihnen die meinige (welche ich Ihnen schon längst heimlich in meinem Herzen geschenkt habe) entgegen anbieten? o ja, ich hoffe es, und in dieser Hoffnung verharre ich, wertheste und schätzbarste Freundin, dero gehorsamste Dienerin und Freundin Constanze Weber. Bitte meinen Handkuß an dero Herrn Papa!“

Hier rührt die Unsicherheit, die sich auch in der Handschrift zeigt, von der Ungewohnheit des Briefschreibens her. Mehr war Constanze in mädchenhaften Nöthen, als sie an den Vater selbst zu schreiben gezwungen war: „So eben ist Ihr lieber Sohn zur Gräfin Thun gerufen worden und hat also die Zeit nicht, seinem lieben Vater den Brief zu endigen, was ihm sehr leid ist. Er hat mir die Commission gegeben, Ihnen es zu wissen zu machen, weil heut der Posttag ist, damit Sie nicht ohne Brief von ihm seyen. Das nächstemal wird er seinem lieben Vater schon das Mehrere schreiben, bitte also um Verzeyung, daß ich schreibe, das was Ihnen

nicht so angenehm ist als das, was Ihr Herr Sohn geschrieben hätte. Ich bin Ihre wahre Dienerin und Freundin C. W." Und Wolfgang muß im nächsten Briefe ausdrücklich bemerken: „Sie hat lange nicht daran gewollt aus Furcht, Sie möchten sie über ihre Orthographie und Concept auslachen, — und sie läßt mir keinen Frieden, ich muß sie bey Ihnen deßwegen entschuldigen."

Bald darauf hatte der Vater ihn um eine Symphonie angegangen. Was er darauf antwortet, zeigt sowohl wie sehr es ihm jetzt darauf ankam, die gute Laune des Vaters zu erhalten, wie es die ganz außerordentliche Elasticität und Kraft seiner Phantasie beweist. „Nun habe ich keine geringe Arbeit", schreibt er. „Bis Sonntag acht Tage muß meine Oper auf die Harmonie gesetzt seyn — sonst kommt mir einer bevor — und hat anstatt meiner den Profit davon, und soll nun eine neue Symphonie auch machen! — wie wird das möglich seyn? — Sie glauben nicht, wie schwer es ist, so was auf die Harmonie zu setzen — daß es den Blasinstrumenten eigen ist, und doch dabei nichts von der Wirkung verloren geht. — Je nun ich muß die Nacht dazu nehmen, anders kann es nicht gehen — und Ihnen, mein liebster Vater, sey es aufgeopfert. — Sie sollen alle Posttage sicher etwas bekommen — und ich werde so viel möglich geschwind arbeiten — und soviel es die Eile zuläßt — gut schreiben." Und er hielt Wort. In vierzehn Tagen bekam der Vater was er gewünscht, und dazu hatte Mozart in derselben Zeit noch eine Nachtmusik zu machen gehabt. Nach einem halben Jahre muß ihm der Vater die Arbeit zurückschicken, damit sie in einem Conzert aufgeführt werde, und da heißt es: „Die neue Hafner-Sinfonie hat mich ganz surprenirt, denn ich wußte kein Wort mehr davon, die muß gewiß guten Effect machen." Das ist der ganze echte Mozart! ruft Jahn aus; er entschuldigt sich, daß die Symphonie nicht neben andern Arbeiten in vierzehn Tagen vollendet ist, und wundert sich nachher, daß sie so gut geworden!

Wie mußte ihm damals Kopf und Herz von den Heirathsplänen erfüllt sein! — Der außerordentliche Erfolg der Entführung hatte seinen Namen auf Aller Lippen gebracht, und bis zum

Hofe hinauf sprach zugleich fast Jedermann von seinem Verlöbniß. Sogar der Kaiser hatte sich bereits im Winter äußerst gnädig darüber geäußert. Zwar waren die Hoffnungen, die Mozart darauf gegündet hatte, nicht in Erfüllung gegangen. Allein jetzt, nachdem die Oper ihm eine glänzende Zukunft in Wien verhieß, konnte und wollte er nicht länger mit der Hochzeit warten. „Liebster, bester Vater“, schreibt er, „ich muß Sie bitten, um Alles in der Welt bitten, geben Sie mir Ihre Einwilligung, daß ich meine liebe Constanze heyrathen kann. — Glauben Sie nicht, daß es um das Heyrathen wegen allein ist — wegen diesem wollte ich noch gern warten. — Allein ich sehe, daß es meiner Ehre, der Ehre meines Mädchens, und meiner Gesundheit und Gemüthszustand wegen unumgänglich nothwendig ist. — Mein Herz ist unruhig, mein Kopf verwirrt — wie kann man da was Gescheidtes denken und arbeiten? — wo kommt das her? — die meisten Leute glauben, wir sind schon verheyrathet — die Mutter wird darüber aufgebracht — und das arme Mädchen wird sammt meiner zu Tode gequält. — Diesem kann so leicht abgeholfen werden; — glauben Sie mir, daß man in dem theuern Wien so leicht leben kann als irgendwo, es kömmt nur auf Wirthschaft und Ordnung an. Die ist bei einem jungen, besonders verliebten Menschen nie. Wer eine Frau bekommt, wie ich eine bekomme, der kann gewiß glücklich seyn — und sorgen Sie sich nicht — denn, sollte ich, Gott bewahre, heut krank seyn (besonders verheyrathet) so wollte ich wetten daß mir die Ersten der Noblesse einen großen Schutz geben würden. Das kann ich mit Zuversicht sagen. — Ich weiß was der Fürst Kaunitz zum Kayser und Erzh. Maximilian von mir gesprochen hat. — — Ich erwarte mit Sehnsucht Ihre Einwilligung mein bester Vater — ich erwarte sie gewiß — meine Ehre und mein Ruhm liegt daran.“

Allein der Vater hielt nach wie vor mit der Einwilligung zurück. Nach seiner Ansicht ruinirte diese Heirath seinen Sohn gänzlich. Ja er war so verstimmt, daß er selbst auf die guten Nachrichten von dem neuen Werke, „welches in Wien (nicht platterdings gefallen) sondern so Lärm macht, daß man gar nichts anderes

hören wolle", nur ein „gleichgültiges, kaltes Schreiben" abläßt und obendrein den Sohn wieder durch allerhand Vorwürfe quält. „Die ganze Welt behauptet", ist dessen Erwiderung, „daß ich durch mein Großsprechen, Kritisiren die Professori von der Musik (d. h. das Orchester) und auch andere Leute zu Feinden habe? — Was für eine Welt? — Vermuthlich die Salzburger Welt; denn wer hier ist — der wird genug das Gegentheil davon sehen und hören; — und das soll meine Antwort darauf seyn. — — Sie werden unterdessen meinen letzten Brief erhalten haben — und ich zweifle auch gar nicht, daß ich mit künftigem Briefe Ihre Einwilligung zu meiner Heyrath erhalten werde, — Sie können gar nichts dawider einzuwenden haben — und haben es auch wirklich nicht! — das zeigen mir Ihre Briefe — denn sie ist ein ehrliches, braves Mädchen von guten Eltern, — ich bin im Stande ihr Brod zu verschaffen — wir lieben uns — und wollen uns; — alles was Sie mir noch geschrieben haben und allenfalls noch schreiben könnten — wäre nichts — als lauter gutmeinender Rath! — welcher so schön und gut als er seyn mag, doch für einen Menschen, der schon so weit mit einem Mädchen ist, nicht mehr paßt; — da ist also nichts aufzuschieben — lieber sich seine Sachen recht in Ordnung gebracht — und einen ehrlichen Kerl gemacht! — das wird Gott dann allzeit belohnen; — ich will mir nichts vorzuwerfen haben!"

Mit solchem Ernst faßte er, der sonst so kindlich frohe Mensch diese Sache auf, und wir hörten, daß er auch häufig mit seiner Constanze zur Messe und zur Beichte ging und daß ihm schien, daß er „niemalen so gekräftig gebetet, so andächtig gebeichtet und communiciret habe als an ihrer Seite". Aber jetzt zeigte sich auch wirklich Hülfe. Die Baronin Waldstädten, dieselbe, die sich nach der freien Sitte der Zeit in jenem Spiele so gut wie Constanze von einem Chapeau hatte die Waden messen lassen, war bereits seit langer Zeit eine besondere Gönnerin Mozarts. Schon im Winter hatte sie, die sich nach Frauenart nicht für den Künstler allein interessirte, seine Braut auf mehrere Wochen zu sich ins Haus genommen und so den Verkehr der beiden Liebenden erleich-

tert. Allein die Mutter bemerkte, daß ihr auf diese Weise die Gewalt über die Tochter allmälig ganz entzogen ward, und wollte auch diesen Aufenthalt nicht ferner gestatten. Sie hatte dazu scheinbar ein gegründetes Recht. Denn die Baronin, die, wie sie selbst später einmal an Mozarts Vater schreibt, seither viel Leid, vielen Gram und Schmerz erfahren hatte, suchte sich nun, wie es damals unter dem Adel nicht ungewöhnlich war, durch ein genußvolles etwas freies Leben zu entschädigen und stand nicht eben in dem besten Rufe. Das wußte Mozart so gut wie alle Welt: „man spreche zweideutig von ihr, auch sei sie schwach — mehr wolle er nicht sagen." Allein er hatte ja sonst Niemand, der ihm helfen konnte, und er war sicher, daß es die Baronin mit ihm und seiner Constanze gut meinte. Nun lese man den folgenden Zettel, um die ganze Noth, die trüben Verhältnisse jener Wochen kennen zu lernen, und man wird begreifen, daß Mozart der einzigen Frau, die ihm damals zu helfen vermochte und wirklich half, von Herzen dankbar war. Er habe zu viel Gnade von ihr genossen, sagt er noch später, und müsse sie daher vertheidigen oder wo er dies nicht könne, wenigstens schweigen.

„Hochgeschätzbarste Frau Baronin!" lautet jenes angstvolle Billet, „meine Musikalien habe ich durch die Magd der Madame Weber erhalten und habe müssen eine schriftliche Bescheinigung darüber geben. — Die Magd hat mir etwas anvertraut, welches, wenn ich schon nicht glaube, daß es geschehen könnte, weil es eine Prostitution für die ganze Familie wäre, doch möglich wäre, wenn man die dumme Madame Weber kennt, und mich folglich doch in Sorge setzt. Die Sophie ist weinend hinausgekommen, — und da sie die Magd um die Ursache fragte, so sagt sie: ‚Sage sie doch heimlich dem Mozart, daß er machen soll, daß die Constanz nach Hause geht, denn — meine Mutter will sie absolument mit der Polizei abholen lassen.' — Darf denn hier die Polizeiwache gleich in ein jedes Haus? — Vielleicht ist es auch nur ein Locknetz um sie nach Hause zu kriegen. — Wenn das aber geschehen könnte, so wüßte ich kein besser Mittel als die Constance morgen frühe — wenn es seyn kann heute noch zu heyrathen. Denn dieser Schande

möchte ich meine Geliebte nicht aussetzen — und meiner Frau kann das nicht geschehen. — Noch was; — der Thorwarth ist heute hinbestellt. — Ich bitte Ew. Gnaden um dero wohlmeinenden Rath — und uns armen Geschöpfen an die Hand zu gehen. — Ich bin immer zu Hause. — In größter Eile. Die Constance weiß noch von nichts. War Hr. v. Thorwarth bey Ew. Gnaden? ist es nöthig, daß wir beyde heute nach Tisch zu ihm gehen?"

Da war freilich kein Zögern mehr möglich. Die Frau Baronin schrieb an den Vater um die Einwilligung und lud ihn sogar zu sich ein, welche Gnade dieser mit den hochachtungsvollsten Empfindungen kaum anzunehmen wagt. Sodann räumte sie die verschiedenen Hindernisse, die der Copulation im Wege standen Gott weiß auf welche Art fort, verschaffte ihrem Schützling sogar die tausend Gulden, die er als Widerlage gegen die fünfhundert Gulden Heirathsgut der Constanze zu erlegen hatte, sowie den Dispens von den Kirchenaufgeboten, und so ward die Hochzeit der Beiden, die einander so innig liebten, am 4. August 1782 wirklich gefeiert. Der Heirathscontract war tags vorher im Beisein des „Windmachers" Franz Gilowsky, des Bruders von jener Gilowsky-Katherl, die einmal auf der Scheibe paradirt hatte, und des Landraths v. Cetto abgeschlossen worden. Der Consens des Vaters, auf den Mozart zwei Posttage gewartet hatte, kam sogleich nach der Hochzeit, und so durfte er allerdings freudigen Herzens sein. Er schreibt am nächsten Tage folgenden schönen Brief:

„Mon très cher Père! Sie haben sich sehr an Ihrem Sohne betrogen, wenn Sie glauben konnten, daß er im Stande sei, eine schlechte Handlung zu begehen. — Meine liebe Constanze, nunmehr (Gott sei Dank) meine wirkliche Frau, wußte meine Umstände und Alles, was ich von Ihnen zu erwarten habe, schon lange von mir. Ihre Freundschaft aber und Liebe zu mir war so groß, daß sie gerne mit größten Freuden ihr ganzes künftiges Leben meinem Schicksale aufopferte. — Ich küsse Ihnen die Hände und danke Ihnen mit aller Zärtlichkeit, die immer ein Sohn für seinen Vater fühlte, für die mir gütigst zugetheilte Einwilligung und väterlichen Segen. — Ich konnte mich aber auch gänzlich darauf verlassen!

— denn Sie wissen, daß ich selbst Alles — Alles was nur immer gegen solch einen Schritt einzuwenden ist, nur zu gut einsehen mußte — und aber auch, daß ich ohne mein Gewissen und meine Ehre zu verletzen, nicht anders handeln konnte. Daher geschah es auch, daß ich Ihrer Einwilligung schon ganz versichert und getröstet, mich in Gottes Namen mit meiner Geliebten trauen ließ. — Nun ist es vorbey! ich bitte Sie nun nur um mein zu voreiliges Vertrauen auf Ihre väterliche Liebe um Verzeihung, — durch dieses mein aufrichtiges Geständniß haben Sie einen neuen Beweis meiner Liebe zur Wahrheit und Abscheu vor Lüge. — Mein liebes Weib wird nächsten Posttag ihren liebsten Schwiegerpapa um seinen väterlichen Segen und ihre geliebte Schwägerin um die fernere Fortdauer ihrer werthesten Freundschaft bitten. — Bey der Copulation war kein Mensch als die Mutter und die jüngste Schwester, Hr. von Thorwarth als Vormund und Beystand von beiden; Hr. v. Cetto und der Gilowsky. — Als wir zusammen verbunden wurden, fing sowohl meine Frau als ich an zu weinen. — Davon wurden alle, sogar der Priester gerührt — und alle weinten, da sie Zeuge unserer gerührten Herzen waren. — Unser ganzes Hochzeitsfest bestund aus einem Souper, welches uns die Baronin von Waldstätten gab, welches in der That mehr fürstlich als baronisch war. — Nun freuet sich meine liebe Constanze noch hundertmal mehr nach Salzburg zu reisen! — und ich wette — ich wette — Sie werden sich meines Glückes erfreuen, wenn Sie sie werden kennen gelernt haben — wenn anders in Ihren Augen so wie in den meinigen ein gutdenkendes, rechtschaffenes, tugendhaftes Weib ein Glück für ihren Mann ist."

Das also war die Entführung aus dem Auge Gottes wie Mozart selbst seine Verheirathung scherzhaft zu nennen pflegte. Im „Auge Gottes" am Petersplatze, — das Haus steht noch heute, — wohnte ja die Mutter, und wahrlich ihr hatte die Tochter entführt werden müssen. Denn selbst in der nächsten Zeit ließ sie nicht nach, mit Zank und Streit der jungen Frau wie ihrem Schwiegersohne das Leben schwer zu machen, sodaß dieser so selten wie möglich in ihr Haus ging. Er hatte wohl Grund bei der Trauung

gerührt zu sein. Denn welch peinigenden Verhältnissen machte sie mit einem Schlage ein Ende! Und jetzt empfand er in der That das reinste Glück, das dem Menschen zu Theil werden kann. Seinem Herzen floß Ruhe und Zufriedenheit aus diesem innigen Miteinandersein. „Mit einem Worte“, schreibt er wenig Tage später, „wir sind für einander geschaffen — und Gott, der alles anordnet und folglich dieses auch also gefüget hat, wird uns nicht verlassen.“

Er wollte jetzt alles daran setzen eine sichere Stellung zu gewinnen. Die Oper erzeugte ihm mit jeder neuen Aufführung höheres Selbstgefühl. In diesen Tagen war es, wo ihn Gluck so sehr gelobt und mit Constanzen zum Speisen geladen hatte. Aber er richtete seinen Blick jetzt weiter: „Die Herren Wiener (worunter aber hauptsächlich der Kayser verstanden ist) sollen nur nicht glauben, daß ich wegen Wien allein auf der Welt sey. Keinem Monarchen in der Welt diene ich lieber als dem Kayser — aber erbetteln will ich keinen Dienst. Ich glaube so viel im Stande zu seyn, daß ich jedem Hofe Ehre machen werde. Will mich Teutschland, mein geliebtes Vaterland, worauf ich (wie Sie wissen) stolz bin, nicht aufnehmen, so muß in Gottes Namen Frankreich oder England wieder um einen geschickten Teutschen mehr reich werden — und das zur Schande der teutschen Nation. — Sie wissen wohl, daß fast in allen Künsten immer die Teutschen diejenigen waren, welche excellirten — wo fanden sie aber ihr Glück, wo ihren Ruhm? — in Teutschland wohl gewiß nicht! — Selbst Gluck — hat ihn Teutschland zu diesem großen Mann gemacht? — leider nicht! — Gräfin Thun — Graf Zichy, Baron van Swieten — selbst der Fürst Kaunitz ist deßwegen mit dem Kayser sehr unzufrieden, daß er nicht mehr die Leute von Talent schätzt und sie aus seinem Gebiet läßt. — Letzterer sagte jüngsthin zum Erzherzog Maximilian, als die Rede von mir war, daß solche Leute nur alle 100 Jahre auf die Welt kämen, und solche Leute müsse man nicht aus Teutschland treiben — besonders wenn man so glücklich ist, sie wirklich in der Residenzstadt zu besitzen.“

Man gab sich denn auch alle Mühe den Kaiser zu bewegen, daß er für Mozart etwas thue. Allein Mozart mochte nicht so auf die bloße Barmherzigkeit warten und gedachte nach Paris zu gehen. Er hatte deshalb bereits an den Director Le-Gros geschrieben. Der Vater redet ihm zwar diese Pläne zunächst wieder aus, allein sie bleiben von jetzt an stets vor seinen Augen. Denn er fand sich in Wien nicht genug beschäftigt. Stunden und Conzerte zu geben war nicht so sehr sein Behagen und brachte auch nicht so viel ein wie Opern schreiben, und auf eine Gelegenheit dazu sollte er allerdings zunächst wieder mehrere Jahre warten. Er arbeitete derweilen fleißig und mühte sich überhaupt um seine Existenz nach Kräften ab. Aber wenn er dann mittags oder abends ermüdet nach Hause kam, war doch jetzt eine liebende Gattin bemüht, es ihm bequem und erquicklich zu machen. Sie entfernte von ihm, soviel sie es vermochte, die kleinen Sorgen und Geschäfte, mit denen er sich von je so ungern geplagt hatte, sie hatte Nachsicht mit seinen Eigenheiten. Zumal da er gar oft so tief in seinen Arbeiten versunken war, daß er rings um sich nichts sah und hörte, ging ihre Aufmerksamkeit so weit, daß sie ihm bei Tische das Fleisch zerschnitt, denn er fürchtete in der Zerstreutheit sich zu verletzen. Ja selbst bei der Arbeit half sie ihm, indem sie ihm — erzählte oder vorlas. Auch veranlaßte sie ihn zu mancherlei Compositionen, wie zu jener Fuge, die er seiner Schwester mit der Bemerkung sandte, sie möge sich nicht wundern, daß das Präludium hinter der Fuge stehe; denn er habe, während er die eine aufgeschrieben, das andere im Kopfe ausgedacht! Der Baron van Swieten, den wir noch näher kennen lernen werden, hatte ihm nämlich die Fugen von Händel und Bach geliehen. Diese gefielen nun der Frau gar zu gut, und da sie ihren Mann oft hatte Fugen aus dem Kopfe spielen hören, so bat sie ihn, doch einmal eine aufzuschreiben. Sie hatte also auch Sinn für gelehrtere Kunst. Die Begabung für die Musik überhaupt theilte sie mit ihren Schwestern, und wenn sie auch weder der ältesten, der späteren Madame Hofer, für welche die „Königin der Nacht“ geschrieben wurde, noch der Aloysia Lange gleichkam, so waren doch ihre

Stimme und ihre Geschicklichkeit genügend, daß sie mit ihrem Manne manche seiner Compositionen zu probiren vermochte. Ja in Salzburg sang sie sogar in einer seiner Messen die Solopartie. Sie hatte also Verständniß genug, um ihres Mannes Schaffen zu würdigen und ihm soviel wie möglich Ruhe zur Arbeit zu bereiten. Von seinem Genius freilich ahnte sie, solange er lebte, nichts Rechtes, er schwebte stets unerreichbar wie die Sonne über ihrem Verstehen. Allein da Mozart seiner ganzen Anlage nach keiner Anregung sondern eher des Zurückhaltens bedurfte, so war diese Frau auch nach dieser Seite hin gewiß die rechte für ihn.

Er selbst wenigstens blieb davon nach jeder Seite hin sein Lebtage überzeugt, und für diese Liebe hatte auch sie Sinn und Verständniß. Nach seinem Tode verlangte sie von den Briefen, die er von den Reisen der letzten Jahre aus an sie geschrieben hatte, ausdrücklich die „umständliche Erwähnung zu seiner Ehre“, und ließ durch ihren zweiten Mann an den Verleger Härtel in Leipzig schreiben: „Diese seine nachlässig d. h. unstudirt aber gut geschriebenen Briefe sind ohne Zweifel der beste Maßstab seiner Denkungsart, seiner Eigenthümlichkeit und seiner Bildung. Ganz vorzüglich charakteristisch ist seine seltene Liebe zu mir, die alle seine Briefe athmen, — nicht wahr, die in seinem letzten Lebensjahre sind ebenso zärtlich, als die er im ersten Jahre unserer Verheirathung geschrieben haben muß?“

In ganz Wien war es bekannt und besprochen, wie sehr Mozart seine Frau liebte. Sein Benehmen während des unglückseligen Brautstandes hatte ja schon die Aufrichtigkeit seiner Neigung gezeigt. Als sie nun kurze Zeit nach der Verheirathung einmal im Augarten miteinander spazieren gingen und mit dem Lieblingshunde der Frau Scherz trieben, forderte Constanze ihren Mann auf, sie zum Spaß zu schlagen, weil dann der Hund garstig auf ihn los fahren werde. In diesem Augenblicke trat der Kaiser aus seinem Sommerhause und sagte mit neckischem Erstaunen: „Ei, ei, erst drei Wochen verheirathet und schon Schläge!“ — worauf ihm Mozart lachend den Zusammenhang erklärte. Ebenso später, als

16*

von dem unglücklichen Verhältniß des Langeschen Ehepaares sogar in den öffentlichen Blättern die Rede war, begegnete der Kaiser einmal der Constanze und redete mit ihr über die traurige Lage ihrer Schwester, indem er mit den Worten schloß: „Was für ein Unterschied ist es, einen braven Mann zu haben!“

Allein so ganz „brav“ war er denn doch nicht. Und wenn auch von all den Verläumdungen, die der Neid der Kunstgenossen oder die Unvorsichtigkeit gewöhnlicher Naturen über den Lebenswandel unseres Meisters ausgebreitet hat, nicht der hundertste Theil oder im Grunde gar nichts, wenigstens nicht in der niedrigen Art wie Manches erzählt wird, zu glauben ist, so soll doch die Frau selbst später berichtet haben, daß er nicht immer ganz treu gewesen, daß er ihr, die allerdings oft monatelang krank war, aber seine „Stubenmädeleien“, wie sie es nannte, selbst bekannt und daß sie ihm dieselben verziehen habe: „er war so lieb, daß es nicht möglich war, ihm böse zu sein, man mußte ihm wieder gut werden.“ Ihre Schwester berichtigte dann wohl, erzählt Jahn, daß Constanze nicht immer so nachsichtig gewesen, sondern daß es dabei auch zu heftigen Auftritten gekommen sei, was sehr begreiflich ist; indessen geht daraus hervor, — und Mozarts Briefe an seine Frau bestätigen es vollkommen, — daß das innig zärtliche Verhältniß Beider zueinander auch durch solche Fehltritte nicht innerlich gestört worden ist. Und dies bestätigt ein Zeitgenosse, der Beide recht gut gekannt hat, der Professor Niemtschek in Prag. Er sagt: „In seiner Ehe mit Constanze Weber lebte Mozart vergnügt. Er fand an ihr ein gutes liebevolles Weib, die sich an seine Gemüthsart vortrefflich anzuschmiegen wußte und dadurch sein ganzes Zutrauen und eine Gewalt über ihn gewann, welche sie nur dazu anwendete, ihn oft von Uebereilungen abzuhalten. Er liebte sie wahrhaft, vertraute ihr Alles, selbst seine kleinen Sünden, — und sie vergalt es ihm mit Zärtlichkeit und treuer Sorgfalt. Wien war Zeuge dieser Behandlung, und die Wittwe denkt nie ohne Rührung an die Tage ihrer Ehe.“

So hatte Mozart doch Recht gehabt, selbst gegen den Willen

des Vaters dem Zuge seines Herzens zu folgen, und der schöne Ernst, mit dem er die Schwierigkeit seiner Lage erfaßte und all die schmerzlichen Störungen seines edelsten Empfindens überwand, ließ ihn nun auch die innere Befriedigung finden, die des Mannes Gemüth in der Verbindung mit einem geliebten Weibe sucht. Welche Heiterkeit sich jetzt zunächst über sein Leben ausbreitete, davon gibt das treffendste Zeugniß ein Brief, den er kaum zwei Monate nach jener stillen Copulation an die Dame schrieb, die ihm so liebenswürdig dazu verholfen hatte. Wir theilen ihn unverkürzt mit und überlassen es Jedem selbst, aus seinem Inhalte sich die Frage zu beantworten, ob es denn für die höchsten Zwecke des Lebens wichtiger ist, die materiellen Dinge zu bedenken, wenn man die Ehe mit einem geliebten Wesen eingeht, oder ob die Befriedigung des Herzens und die Freiheit des Geistes, die aus ihr hervorgehen, nicht Güter sind, welche der Mensch über alles zu schätzen hat und welche ihm den wahren Gewinn des Lebens mehr sichern als aller Erwerb und Reichthum. Das Resultat von Mozarts Leben beweist, wie über alle Noth hinaus, die diese Ehe in der That mit sich brachte, gerade durch sie ihm ein innerer Gehalt und eine Heiterkeit der Seele erwuchs, daß wir wohl Ursache haben das Geschick zu preisen, welches diese Ehe herbeiführte. Oder vielmehr wiederum erkennen wir den tiefen Blick, den dieser Genius nicht blos für die Gesetze seiner Kunst, sondern ebenso für die Grundbedingungen alles Daseins hatte. Er hatte eben wiederum tiefer erkannt, was ihm frommte, als der so viel mehr lebenskluge und erfahrene Vater. Und schien auch dieser die nächsten Jahre, ja das ganze Leben hindurch mit seinen Befürchtungen Recht zu behalten, Mozart behielt doch innen Recht und bestätigte von Jahr zu Jahr mehr durch die Herrlichkeit seiner Werke, wie so über alle Erdennoth und alles Außenglück hinaus die Dinge gehen, die wir mit unserem Geist, mit unserem Herzen erfassen.

Jener lustige Brief aber, mit dem wir diesen bedeutsamen Abschnitt schließen wollen, lautet so:

„Allerliebste, Allerbeste, Allerschönste,
vergoldete, versilberte und verzuckerte
wertheste und schätzbarste
Gnädige Frau
Baronin!

Hier habe ich die Ehre Euer Gnaden das bewußte Rondeau, sammt den zwei Theilen von den Comedien, und den Bändchen Erzählungen zu schicken. — Ich habe gestern einen großen Bock geschossen! — es war mir immer als hätte ich noch etwas zu sagen — allein meinem dummen Schädel wollte es nicht einfallen! und das war, mich zu bedanken, daß sich Euer Gnaden gleich so viel Mühe wegen dem schönen Frack gegeben — und für die Gnade mir solch einen zu versprechen! — allein mir fiel es nicht ein; wie dies denn mein gewöhnlicher Fall — mich reuet es auch oft, daß ich nicht anstatt der Musik die Baukunst erlernt habe, denn ich habe öfters gehört, daß derjenige der beste Baumeister sey, dem nichts einfällt. — Ich kann wohl sagen, daß ich ein recht glücklicher und unglücklicher Mensch bin! — unglücklich seit der Zeit da ich Euer Gnaden so schön frisirt auf dem Ball sah! denn — — meine ganze Ruhe ist nun verloren! — nichts als seufzen und ächzen! — die übrige Zeit die ich noch auf dem Ball zubrachte konnte ich nichts mehr tanzen — sondern sprang — das Souper war schon bestellt — ich aß nicht — — sondern ich fraß. — Die Nacht durch anstatt ruhig und sanft zu schlummern — schlief ich wie ein Ratz, und schnarchte wie ein Bär! — und (ohne mir zuviel darauf einzubilden) wollte ich fast wetten, daß es Euer Gnaden à proportion eben auch so ging! — Sie lächeln? — werden roth? — o Ja — ich bin glücklich! — mein Glück ist gemacht! — doch ach! wer schlägt mich auf die Achseln? — wer guckt mir in mein Schreiben? — au weh, au weh, au weh! — mein Weib! — Nun in Gotts Namen, ich hab sie einmal, und muß sie behalten! was ist zu thun? — ich muß sie loben — und mir einbilden, es sei wahr! —

Glücklich bin ich, weil ich keine Auerhammer brauche um Euer Gnaden zu schreiben wie Herr v. Taisen, oder wie er heißt! (ich wollte er hätte gar keinen Namen! —) denn ich hatte an Euer Gnaden selbst etwas zu schicken — und auch außer diesem hätte ich Ursache gehabt Euer Gnaden zu schreiben; doch das traue ich mir in der That nicht zu sagen; — doch warum nicht? — also Courage; — ich möchte Euer Gnaden bitten, daß — Pfui Teufel, das wäre grob! — à propos, können Euer Gnaden das Liedchen nicht?

Ein Frauenzimmer und ein Bier
wie reimt sich das zusamm? —
Das Frauenzimmer besitzt ein Bier,
davon schickt sie ein Blutzer mir,
so reimt es sich zusamm.

Nicht wahr, das ist recht fein angebracht? — Nun aber .... wenn mir Euer Gnaden auf heute Abends einen Blutzer zukommen lassen könnten, so würden Sie mir eine große Gnade erweisen — denn meine Frau ist — ist — ist — und hat Gelüste — — und aber nur zu einem Bier, welches auf englische Art zugerichtet ist! — nun brav, Weiberl! — ich sehe endlich, daß Du doch zu etwas Nutze bist! — Meine Frau die ein Engel von einem Weibe ist, und ich der ein Muster von einem Ehemann bin, küssen beide Euer Gnaden 1000mal die Hände und sind Ewig Dero getreue Vasallen

Mozart Magnus corpore parvus et
Constantia omnium uxorum pulcherrima et prudentissima" (Mozart klein von Körper und Constanze von allen Frauen die schönste und klügste)."

Solch heitere Laune hat nur der Gute und Glückliche!

Vierzehnter Abschnitt.

Künstlerwirthschaft.

1783.

Noth erzieht ihn und hilft ihm schaffen,
Noth begleitet ihn durchs Leben
und legt ihn endlich auf die Bahre.

Das nächste Ereigniß, worauf das glückliche junge Ehepaar sich freute, war eine Reise nach Salzburg. Schon im Oktober denken sie darauf, und im November wollen sie sicher abreisen. Constanze ist „begierig ihrem liebsten Vattern 1000mal die Hände zu küssen" und trägt sein Portrait fortwährend bei sich im Sack. Sie ist außer sich vor Freude, wenn sie nur von Salzburg und der Reise hört. Das erste Mal aber, als sie abzureisen gedenken, bekommt Constanze arges Kopfweh, das zweite Mal fällt so schlechtes Wetter ein, daß die Wege unfahrbar werden. Darauf kehren die vornehmen Scolaren vom Lande zurück und schicken sogleich nach ihrem Lehrer. Dieser aber will trotzdem abreisen, die Koffer bleiben gepackt, bis der Vater geantwortet hat, ob er seine gehorsamen Kinder jetzt auf wenig Wochen oder im Frühjahre auf längere Zeit bei sich sehen wolle. Erst als dieser sich geäußert, werden die Koffer wieder ausgepackt und man bleibt vorerst in Wien.

Hier hat denn auch Mozart die Hände voll zu thun, und der Kopf steckt ihm so voll von allerlei Dingen, daß er immer in der größten Eile und nur wenig an den Vater schreibt. Aber getreulich wandert jeden Posttag ein Brief nach Salzburg, die Verbindung mit dem elterlichen Hause bleibt immer noch die innigste. Die Geschäfte freilich, die Mozart am Briefschreiben hindern, sind nur die gewöhnlichen: Stundengeben und Akademien, nicht etwa eine Oper oder dergleichen größerer Auftrag. Allein da er stets bereit ist mit seinem Können jedem Bekannten zu helfen, so wird er allerdings vielfach in Anspruch genommen. Heute hat er der Auer-

hammer, die er doch nicht leiden konnte, versprochen in ihrer Akademie zu spielen und schreibt dafür ein Conzert oder eine Sonate, morgen gibt seine Schwägerin Aloysia einen Abend und Mozart componirt ihr dazu ein neues Rondo. Unterdessen hofft er aber immer wieder auf eine Oper, weil die Entführung nach wie vor mit dem ungemessensten Beifall gegeben wird, und da der alte Umlauf wieder ein „elendes Stück" geschrieben hatte und Mozart überhaupt findet, daß man „das Wahre in allen Sachen jetzt nimmer schätze und kenne und daß man, um Beyfall zu erhalten Sachen schreiben müsse die so verständlich seien, daß es ein fiacre (Kutscher) nachsingen könnte, oder so unverständlich, daß es ihnen, eben weil es kein vernünftiger Mensch verstehen kann, gerade eben deßwegen gefalle" — so vertraut er seinem Vater, daß er nicht übel Lust hätte ein Buch — eine musikalische Kritik mit Exempeln zu schreiben — „aber NB nicht unter meinem Namen". Er begreift nicht, wie die Componisten zu so allerhand schlechten „Bücheln" greifen können. Er läßt sich von Italien her die neuesten Texte der komischen Oper kommen, hat dann wohl hundert durchgelesen, ohne auch nur eins zu finden, das seinem Geschmack zusagte, das seinen Genius zu entfesseln vermöchte.

Sein Weiberl derweilen ist in ihrem Kreise ebenso fleißig („sie ist ganz dick, aber nur — —"), und Beide sind miteinander äußerst lustig und unbesorgten Gemüthes, wie man aus folgendem Briefe ersieht. „Und nun noch eine Bitte, denn meine Frau läßt mir keinen Frieden. Sie wissen ohne Zweifel, daß jetzt Fasching ist; und das hier so gut wie in Salzburg und München getanzt wird; — und da möchte ich gerne (aber daß es kein Mensch weiß) als Harlequin gehen — weil hier so viele, aber lauter Eseln auf der Redoute sind; folglich möchte ich Sie bitten, mir Ihr Harlequinkleid zukommen zu lassen — aber es müßte halt recht gar bald seyn — wir gehen eher nicht auf die Redoute, obwohl sie schon im größten Schwunge ist — uns sind die Hausbälle lieber." Also der alte Hanswurst lebt wieder auf, oder vielmehr er war nicht gestorben, nur anhaltende Arbeiten hatten ihn für einige Zeit zurückgedrängt. Aber jetzt springt auch die Freude hell lachend

hervor. „Vergangene Woche habe ich in meiner Wohnung einen Ball gegeben“, fährt er fort, „versteht sich aber die Chapeaux haben Jeder zwey Gulden bezahlt. Wir haben Abends um 6 Uhr angefangen und um 7 Uhr aufgehört; — was nur eine Stunde? — Nein nein! — Morgens um 7 Uhr. — Sie werden aber nicht begreifen wie ich den Platz dazu gehabt habe? — Ja — da fällt mir eben ein, daß ich Ihnen immer zu schreiben vergessen habe, daß ich seit anderthalb Monathen ein anders Logis habe — aber auch auf der hohen Brücke — bey Herrn v. Wetzlar — einem reichen Juden. — Nun da habe ich ein Zimmer — 1000 Schritt lang und einen breit — und ein Schlafzimmer — dann ein Vorzimmer — und eine große schöne Küche; — dann sind noch 2 schöne große Zimmer neben unser, welche noch leer stehen — diese benutzte ich also zu diesem Hausball — Baron Wetzlar und sie waren auch dabey — wie auch die Baron Waldstätten — Herr v. Edelbach — Gilowsky der Windmacher — der junge Stephanie et uxor (und Gattin) — Adamberger und sie — Lange und Langin 2c. Ich kann Ihnen ohnmöglich alle hersagen.“

So erfahren wir denn auch, wie Mozart lebte und wie er wohnte. Diese Wohnung war gewiß bescheiden, aber — es war seit einem halben Jahre schon die zweite, und bald mußte er, freilich ohne eigene Schuld, die dritte nehmen. Ueberhaupt finden wir ihn oftmals wechseln mit dem Logis, man ersieht nicht immer aus welchen Anlässen. Aber sicherlich lag dabei etwas Unaufmerksamkeit mit zu Grunde, wie denn überhaupt eine strenge Hausordnung nicht die Sache der beiden Eheleute war. Er hatte andere Dinge zu denken, und was von Ordnungssinn in ihm lebte, ging in seine künstlerische Thätigkeit über, wo sich denn auch, abgesehen von der wunderbaren Gesetzmäßigkeit seiner Production eine musterhafte Ordnung bis auf das Einzelnste des Mechanischen hin erstreckte. Seine Partituren sehen durchweg aus wie Reinschriften, selten ist nur etwas ausgestrichen, fast nie eine Note verwischt. Auch beginnt er bald über seine sämmtlichen Werke einen Katalog zu führen, in dem auf das genaueste alles eingetragen wird mit dem Datum, wann es vollendet ward. Ja später hält er auch das genaueste

Rechnungsführen für nothwendig, er schreibt die Einnahmen auf einem länglichen Stück Papier auf und die Ausgaben in einem Quartbüchlein, welches früher zu englischen Exercitien bestimmt war und noch mehrer übersetzte Briefe enthielt. Da steht denn:

„1. Mai 1784 — zwei Mayblumel 1 Kr.
27. Mai 1784 — Vogel Stahrl 34 Kr."

und daneben eine Melodie mit der Bemerkung: „Das war schön." Der Vogel sang nämlich den Anfang des Rondos aus einem Conzerte, das Mozart kurz vorher componirt und öffentlich gespielt hatte, mit der komischen Veränderung eines Tons. Das hatte Mozart überrascht und vergnügt, und er hatte ihn gekauft. Er liebte ja überhaupt die Thiere sehr, vom Hund Pimperl haben wir schon mehrmals vernommen, und den „Stahrl" hielt er so sehr in Ehren, daß er ihm nach seinem Tode in seinem Garten ein Grabmal und darauf eine Inschrift setzte, die er selbst gedichtet hatte.

Trotz dieser Genauigkeit des Rechnungsbuches, in dem eben die kleinen Aeußerungen eines allzeit fertigen Humors nicht störten, ist dasselbe fast ein Jahr lang fortgeführt worden. Dann übernahm es Constanze und mag es wohl mehr summarisch geführt haben. Wir wissen nichts Genaues von ihrer Haushaltung. Allein man darf sagen, wäre sie in der Wirthschaft von der gleichen Ordnungsliebe und Meisterschaft gewesen wie ihr Mann in seiner Kunst, es möchte wohl um die Haushaltung trotz der Unregelmäßigkeit der Einnahmen und so vieler Störungen besser gestanden sein als es stand. Sogleich am ersten Tage passirte jene reizende Begebenheit, die als Vorbedeutung gelten kann, wie sorglos das ganze Leben dieser Beiden geführt werden sollte. Am Morgen nach der Hochzeit kam der Componist Abbé Stadler, ein Freund Mozarts, in die Wohnung der jungen Eheleute, um der Sitte gemäß seinen Glückwunsch abzustatten. Er fand die Eingangsthür offen, ging in die Küche, in die Zimmer und sah Niemand. Am Ende kommt er unvermuthet in das Schlafzimmer. Da liegt denn das junge Paar im süßesten Schlummer. Stadler weckt sie, und Mozart ladet lachend und sogleich bei der Hand den Freund zum Frühstück ein.

Da gab's aber keine Magd noch sonst ein dienendes Wesen. Es blieb also nichts übrig, als daß Constanze, die nur ihr seidenes Hochzeitskleid zur Hand hatte, am Herde selbst den Kaffee kochte, den sie dann in heiterster Laune miteinander verzehrten. Und ein Anderer war einmal zu Mozart gekommen und hatte ihn mit seiner Frau durch die Zimmer tanzend gefunden. Auf seine verwunderte Frage, ob Constanze Tanzunterricht erhalte, erfuhr er, daß kein Holz da sei, daß ihnen kalt sei und sie sich so erwärmen wollten. Es war Joseph Deiner, der Hausmeister aus einem Gasthause, wo Mozart häufig verkehrte und sich mit diesem Mann leicht ins Gespräch einließ. Er erbot sich jetzt sogleich Holz zu holen, und Mozart versprach es ihm, sobald er wieder Geld habe, gut zu bezahlen. Wir werden diesem treuen Manne noch begegnen.

Solche heitere Begebenheiten, deren letztere freilich viel Jahre später stattfand, charakterisiren den jungen Haushalt in seinem Beginne wie in seinem Fortgange. Sorglosigkeit, Mangel an einer festen Ordnung, oftmals Noth und doch eine glückliche Heiterkeit! Zwar Mozart selbst hatte wohl Sinn für die Regelung auch des praktischen Lebens, ja der ökonomischen Verhältnisse; war er doch aus einem Hause, wo stets eine strenge Ordnung geherrscht hatte. Allein seine Arbeiten sowie überhaupt die ganze Richtung seines Geistes ließen ihn gleicherweise nicht zu einer Anwendung dieser Eigenschaften gelangen, die dann freilich in einer Wirthschaft, welche mit Schulden begann und zeitlebens auf unsichere Einnahmen angewiesen blieb, doppelt und dreifach hätten gesteigert werden müssen. Nun kam aber noch dazu, daß seine Frau durch langwierige Wochenbetten und schwere Krankheiten der Haushaltung oftmals Monate lang entzogen wurde und obendrein noch durch Badereisen und Medizin sogar den größten Theil der Einnahme vorweg nahm. Denn nur selten waren so großmüthige Züge, wie uns einer berichtet wird, daß ein Fleckfieder Rindum, der Mozart nicht kannte, aber von seiner Musik entzückt war, der Frau Constanze, die wegen einer Lähmung am Fuße Bäder von gekochtem Magengekröse nehmen sollte, von freien Stücken anbot, ihr dieselben in seinem Hause solange es nöthig sei zu verschaffen, und

nach Beendigung der Cur nicht zu bewegen war, weder für diese noch für Logis und Kost während einer langen Zeit eine Entschädigung anzunehmen. In der Regel hatte Mozart die ganze Last der Ausgabe selbst zu tragen und bot mit der größten Sorgfalt alles auf, was der Frau, wenn sie krank war, Erleichterung schaffen konnte, selbst wenn ihn die Kosten schwer drückten. Aber was halfen in solchen Fällen seine oftmals bedeutenden Einnahmen? — Im Ganzen war Mozart pecuniär so gut, ja besser gestellt als die übrigen Componisten seiner Zeit, und wenn auch die Verleger und Theaterunternehmer leicht das Hundertfache gewonnen haben mögen von dem, was Mozart für seine Opern erhielt, so traf diese Ungerechtigkeit, die erst die neueste Zeit aufheben sollte, doch nicht ihn allein, und es ist gewiß, daß ein Joseph Haydn sowie auch Mozarts Vater mit seinen Einnahmen wohl ausgekommen wären.

Aber wie stand es bereits jetzt, ein halbes Jahr nach der Verheirathung! „Hochgeschätzte Frau Baronin!" muß er kurz nach jenem lustigen Ball an die Waldstädten schreiben. „Nun befinde ich mich in einer schönen Lage! — Mit Hr. v. Tranner besprachen wir uns letzthin, daß wir eine Prolongation auf 14 Tage begehren wollten; da dieses doch jeder Kaufmann thut, ausgenommen es müßte der indiskreteste Mann von der Welt sein, so war ich ganz ruhig und hoffte bis dahin; wenn ich es auch nicht zu zahlen im Stande wäre, die Summe geborgt zu bekommen! Nun läßt mir Hr. v. Tranner sagen, daß derjenige absolument nicht warten will, und wenn ich zwischen heut und morgen nicht zahle, so wird er klagen. — Nun denken Ew. Gnaden, was das für ein unangenehmer Streich für mich wäre! Ich kann jetzt nicht zahlen, nicht einmal die Hälfte! — Hätte ich mir vorstellen können, daß es mit der Souscription meiner Concerte so langsam hergehen würde, so hätte ich das Geld auf längere Zeit genommen! — Ich bitte Ew. Gnaden ums Himmelswillen helfen Sie mir meine Ehre und guten Namen nicht zu verlieren! — Mein armes Weiberl befindet sich ein wenig unpaß und folglich kann ich sie nicht verlassen, sonst würde ich selbst gekommen sein, um Ew. Gnaden mündlich darum zu bitten."

An demselben Tag ersucht er den Vater, ihm „dem Ramm sein Oboenconcert“ zu schicken, der Oboist des Fürsten Esterhazy wolle ihm 3 Ducaten dafür geben, und 6, wenn er ihm ein neues mache. Zugleich zeigt er aber an, daß sie die letzten Faschingstage eine Compagnie-Masque machen und eine kleine Pantomime aufführen werden, worüber dann nachher berichtet wird: „Meine Schwägerin Aloysia war die Colombine, ich der Harlequin, mein Schwager der Pierrot, ein alter Tanzmeister der Pantalon, ein Maler der Dottore. — Die Erfindung der Pantomime und die Musik dazu war beydes von mir. Der Tanzmeister hatte die Güte uns abzurichten, und ich sag es Ihnen, wir spielten recht artig. Hier lege ich Ihnen die Ankündigung davon bey, welche eine Masque als Klepperpost gekleidet den Masquen austheilte. Die Verse, wenn sie schon Knittelverse sind, könnten besser seyn; das ist kein Product von mir, der Schauspieler Müller hat sie geschmiert.“

Sowenig wurde seine Laune durch die kleinen Nöthe des Lebens gestört. Mozart liebte ja das Tanzen sehr. Er tanzte aber auch sehr schön, besonders Menuett; Vestris war sein Lehrer gewesen, berichtet der Sänger Kelly, den wir noch näher kennen lernen werden. Er hatte übrigens jetzt wohl Ursache heiter zu sein, denn so eben waren ihm wieder Anerkennungen geworden, die ihn zu den schönsten Hoffnungen berechtigten. Er schreibt: „Gestern hat meine Schwägerin Lange ihre Academie im Theater gehalten, worin ich auch ein Concert gespielt habe. Das Theater war sehr voll und ich wurde auf eine schöne Art von dem hiesigen Publikum wieder empfangen, daß ich ein wahres Vergnügen darüber haben muß. Ich war schon weg. Man hörte aber nicht auf zu klatschen — und ich mußte das Rondeau repetiren — es war ein ordentlicher Platzregen. — Das ist eine gute Ankündigung für meine Academie, welche ich Sonntags den 23. März geben werde. — Ich gab auch meine Sinfonie vom Concert spirituel dazu. Meine Schwägerin sang die Aria Non sò d'onde viene. — Gluck hatte die Loge neben der Langischen, worin auch meine Frau war — er konnte die Sinfonie und die Aria nicht genug loben und lud

uns auf künftigen Sonntag alle Vier zum Speisen ein." Ueber das eigene Conzert berichtet er dann: „Ich glaube es wird nicht nöthig seyn Ihnen viel von dem Erfolg meiner Academie zu schreiben, Sie werden es vielleicht schon gehört haben. Genug, das Theater hätte ohnmöglich voller seyn können, und alle Logen waren besetzt. — Das liebste aber war mir, daß Seine Majestät der Kayser auch zugegen war, und wie vergnügt er war, und was für lauten Beifall er mir gegeben; — es ist schon bey ihm gewöhnlich, daß er das Geld, bevor er ins Theater kommt, zur Casse schickt, sonst hätte ich mir mit allem Recht mehr versprechen dürfen, denn seine Zufriedenheit war ohne Grenzen; — er hat 25 Ducaten geschickt."

Das war freilich nicht gerade wenig. Dazu kam die Einnahme, die ein gleichzeitiger Bericht auf 1600 Gulden schätzt. Und doch mußte Mozart, als er mit dem nächsten Briefe dem Vater seine Schuldigkeit für die Opera-Copiatur entrichtet, sich entschuldigen: „Mehr kann ich dermalen nicht entbehren, dieweil ich wegen der Niederkunft meiner Frau viele Unkosten voraus sehe." Immer noch hoffte er, daß der Kaiser, der in einem Concerte nach wenig Tagen, wo Mozart auch gespielt hatte, wieder seinen großen Beifall zu erkennen gab, auch etwas für ihn thun werde. Allein das sollte noch mehrere Jahre dauern. So dachte Mozart zunächst wieder an eine Oper. Er hatte Lorenzo da Ponte kennen gelernt. Diese Bekanntschaft wurde ihm später noch von großer Bedeutung. Da Ponte war damals Theaterdichter. Er mußte für Salieri ein neues Opernbüchel schreiben und hatte dann Mozart ebenfalls eins versprochen. Und dieser schreibt: „Wer weiß nun, ob er dann auch sein Wort halten kann — oder will! — Sie wissen wohl die Herren Italiener sind ins Gesicht sehr artig! — Genug, wir kennen sie! — ist er mit Salieri verstanden, so bekomme ich meiner Lebtage keines." Er bekam auch in der That zunächst keines. Er hatte aber den Vater ersucht, den Abbate Varesco, wenn er wegen der Münchener Oper, bei der ihm Mozart manche Nöthe gemacht, nicht noch böse sei, zu bitten ein neues Buch auf sieben Personen zu schreiben, und wir werden

ihn nun bald in Salzburg, wohin er im Juli reiste, mit der Composition einer komischen Oper beschäftigt finden.

Die Reise nach Salzburg erfüllt nämlich noch immer die Gedanken des jungen Ehepaares. Zwar fürchtet Mozart, daß der Erzbischof ihn arretiren lassen möge, denn ein Pfaff sei zu allem fähig. Allein der Vater beruhigt ihn darüber, und so wird also die Reise festgesetzt. Der Vater freilich, der seine Zustimmung zur Heirath „willig, obgleich unwilligen Herzens“ gegeben hatte, war tief verstimmt, und im Ganzen war ein unheilbarer Riß in das schöne Verhältniß der Beiden gekommen. Er schreibt an die Baronin Waldstädten, als diese ihn kurz nach der Trauung noch zu begütigen suchte: „Als ich ein junger Pursche war, glaubte ich immer, daß diejenigen Philosophen wären, die wenig sprechen, selten lachen und gegen alle Welt eine mürrische Miene machten. Meine eigenen Begebenheiten aber haben mich nun vollkommen überzeugt, daß ich einer bin, ohne es selbst zu wissen: denn da ich als ein wahrer Vater meine Schuldigkeit gethan, ihm in so vielen Briefen über alles die klarsten und begreiflichsten Vorstellungen gemacht, — ich auch überzeugt bin, daß er meine mühsamen Umstände, meine bei einem solchen Alter höchst beschwerlichen Umstände kennt und meine Herabsetzungen in Salzburg einsieht, — da er weiß, daß ich sowohl im moralischen als physikalischen Verstande durch sein Betragen aufgeopfert bin, — so bleibt mir nichts übrig, als ihn (da er es so wollte) sich selbst zu überlassen und Gott zu bitten, daß er ihm meinen väterlichen Segen angedeihen lasse und ihm seine göttliche Gnade nicht entziehe. Ich aber werde meine mir angeborene noch bey diesen Jahren übrige Munterkeit nicht verlieren, sondern immerhin das Beste hoffen.“

Allein er verlor die Munterkeit dennoch und gab der Verbitterung gegen den Sohn in seinem Herzen immer mehr Raum. Doch ließ der Sohn sich nicht irre machen. Jeder Brief spricht die Liebe und Verehrung aus, die er in seinem Herzen gegen den Mann hegte, der ihn bisher durch das Leben geleitet, und er wünscht nichts sehnlicher als durch seine Constanze die volle Versöhnung herbeizuführen. Denn er meint, so liebenswürdig wie er

sein liebes Weiberl fand, müsse sie auch der Vater finden. Zunächst aber mußte das Weiberl ihre besonderen Dinge abmachen. „Sie wollte meiner Schwester gern selbst schreiben", heißt es anfangs Juni, „allein in ihren dermaligen Umständen muß man es ihr schon zu gut halten, wenn sie ein wenig commod, — zu teutsch: gelegen ist. Sie wünscht es sich je eher je lieber; besonders um desto bälder so glücklich zu seyn, Sie und unsere liebe Schwester mit mir in Salzburg zu umarmen. Da ich nicht glaubte, daß aus dem Spaß so geschwind Ernst werden könnte, so verschob ich immer mich auf die Knie niederzulassen, die Hände zusammenzufalten und Sie, mein liebster Vater, recht unterthänig zu Gevatter zu bitten. Da es nun aber vielleicht noch Zeit ist, so thue ich es halt jetzt. Unterdessen (in getroster Hoffnung, daß Sie mir es nicht abschlagen werden) habe ich, seit die Amme den visum repertum eingenommen, schon dafür gesorgt, daß Jemand das Kind in Ihrem Namen hebt, es mag generis masculini oder feminini seyn! es heißt halt Leopold oder Leopoldine!"

In solchen Tagen war es, wo Mozart, der zu Zeiten morgens um fünf Uhr spazieren ritt, stets vorher ein Papier in Form eines Rezeptes vor das Bett seiner Frau zu legen pflegte mit Ermahnungen dieser Art: „Guten Morgen, liebes Weibchen, ich wünsche, daß Du gut geschlafen habest, daß Dich nichts gestört habe, daß Du nicht zu jäh aufstehest, daß Du Dich nicht erkältest, nicht bückst, nicht streckst, Dich mit Deinen Dienstboten nicht zürnst, im nächsten Zimmer nicht über die Schwelle fällst. Spar häuslichen Verdruß bis ich zurückkomme. Daß nur Dir nichts geschieht! Ich komme um 7 Uhr." Als nun ihre Stunde herannahte, blieb Mozart möglichst viel bei seinem Weibchen daheim, und als sie sich vorbereitete, saß er in ihrem Zimmer und arbeitete. Wenn sie nun vor Schmerzen klagte oder irgendetwas bedurfte, so lief er hin, tröstete sie und reichte ihr Hülfe. Dann arbeitete er wieder fort und zwar an dem berühmten Streichquartett in D moll, dem auch Keiner ansehen wird, in welcher Lage, in welcher Gemüthsstimmung es zur Welt kam. Alles ging gut von statten und Mozarts Freude über seinen ersten Sohn war groß. Leider

sollte „der arme dicke fette und liebe Buberl“ schon nach einem halben Jahre sterben.

Vorerst aber ging das Buberl mit nach Salzburg. Die Reise, auf die sich die jungen Eltern so sehr gefreut hatten, schlug freilich nicht zu ihrer Zufriedenheit aus. Schon sogleich beim Abfahren geschah etwas Unangenehmes. Als sie im Begriff waren in den Wagen zu steigen, kam erst noch ein dringender Gläubiger, — er wollte zwar nur 30 Gulden haben, aber auch so viel zu entbehren fiel Mozart damals schwer! Und kurz nach der Rückkehr überraschte ihn ebenso unangenehm jene Forderung von 12 Louisdor, welche er vor fünf Jahren in Straßburg entliehen hatte und längst bezahlt glaubte: er vermochte sie im Augenblicke nicht zu zahlen. In Salzburg selbst aber, wo sie fast drei Monate blieben, fanden sie nicht den Grad von herzlicher Zuneigung, den sie gehofft hatten. Eine äußerliche Annäherung der jungen Frau an Vater und Schwester scheint wohl stattgefunden zu haben. Allein Beide fühlten sich zu diesem Wesen nicht besonders hingezogen. Der Vater war seit der Verheirathung seines Sohnes in pecuniärer Hinsicht sehr zurückhaltend, und so hatte er, was Mozart hoffte, die Schwiegertochter nicht einmal mit einigen der Jugendgeschenke des Sohnes erfreut. Ja er war nicht abgeneigt die junge Frau für eigennützig zu halten, und noch mehr mochte Marianne, die schon als junges Mädchen in der Familie für „interessirt“ galt, sie in ökonomischer Hinsicht mit etwas mißtrauischen Augen ansehen. Von Wolfgang aber war man es ja nicht anders gewohnt, als daß er nicht mit dem Gelde umzugehen wisse. So scheint eben nicht viel Erfreuliches in diesem Besuche gelegen zu sein.

Mozart aber verbrachte seine Zeit auch hier gut. Er hatte, ehe er verheirathet war, „in seinem Herzen das Versprechen gethan, wenn er Constanze als seine Frau nach Salzburg bringen werde, dort eine neue Messe aufzuführen“. Das geschah auch und zwar am 25. August in der Peterskirche. Im Jahr 1785 hat er dann die Stücke dieser Messe zu dem Oratorium „Davidde penitente“ verwendet. Sodann schrieb er mit solchem Eifer an der komischen Oper, die ihm Varesco in der That gemacht hatte, „L'oca del

Cairo“ (Die Gans von Cairo), daß er bereits einen Theil des ersten Actes skizzirt mit nach Wien zurückbrachte. Auch erwies er seinem alten Freunde Michael Haydn, den eine heftige Krankheit seit längerer Zeit arbeitsunfähig machte, nach seiner liebenswürdigen Art einen großen Dienst. Haydn hatte pflicht seines Amtes alljährlich einige Duetten für Violine und Bratsche zu schreiben, und da er sie nun zum bestimmten Termin nicht fertig liefern konnte, ward ihm mit Einziehung des Gehaltes gedroht. Sogleich übernahm Mozart diese Arbeit und schrieb, da er Haydn täglich zu besuchen pflegte, bei ihm mit solchem Eifer, daß die Duetten in kurzer Zeit vollendet waren. Sie wurden dem Erzbischof unter Haydns Namen übergeben, und Mozart hatte sie so gemacht, daß sie seiner wie seines geschätzten Freundes durchaus würdig sind.*

Auf der Rückreise hielt er sich in Linz auf und schrieb dort, weil er im Theater eine Akademie geben wollte und keine einzige Symphonie bei sich hatte, „über Hals nnd Kopf an einer neuen, welche bis dahin fertig sein muß“. Merkwürdiger aber ist, daß er dort ein Ecce homo (Christushaupt), welches großen Eindruck auf ihn gemacht hatte, für seine Frau abzeichnete. Diese bewahrte das Blatt mit seiner Unterschrift: ,,dessiné par W. A. Mozart, Linz le 13. Nov. 1783, dedié à Mme. Mozart son épouse“ auf als einen Beweis, „daß er auch dazu Talent hatte“.

Nach Wien zurückgekehrt wirft sich Mozart nun mit erneutem Bestreben auf jede Art von Composition, die seinen Namen bekannt machen und ihm selbst ein sicheres Brod verschaffen konnte. An der italienischen Oper freilich hatte er, wie immer, auch jetzt mit starken Cabalen zu kämpfen. Wir erfahren das aus einer Begebenheit, die er selbst dem Vater berichtet, und sie mag als ein Beispiel für viele dienen.

Es sollte eine Oper Anfossi's ,,Il curioso indiscreto“ gegeben werden, und Mad. Lange sowie Adamberger, die als deutsche Sänger an der welschen Oper ebenfalls mancherlei Widerstand erfuhren und wußten, daß sie mit Mozarts Arien Glück machten,

* Das sehr schöne Originalmanuscript besitzt Herr E. Heckel in Mannheim.

hatten diesen gebeten, zu ihrem ersten Debüt für sie ein paar Arien zu schreiben. Das that er und berichtet nun: „Die Oper ist gestern zum erstenmal gegeben worden; es gefiel gar Nichts, als die zwei Arien von mir, und die zweite, welche eine Bravour-Arie ist, mußte wiederholt werden. — Nun müssen Sie wissen, daß meine Feinde so boshaft waren, schon vornhinein auszusprengen: Mozart will die Opera des Anfossi corrigiren. Ich hörte es. Ich ließ also dem Grafen Rosenberg sagen, daß ich die Arien nicht hergäbe, ausgenommen, es würde Folgendes sowohl deutsch als welsch dem Opernbüchl beigedruckt:

Verwarnung.

Die beiden Arien, Seite 36 und 102, sind von Herrn Maestro Mozart aus Gefälligkeit für Madame Lange und nicht vom Herrn Meister Anfossi in Musik gesetzt worden. Dieses wird zur Ehre desselben hiermit bekannt gemacht, ohne nur im Mindesten dem Ansehen und dem Rufe des vielberühmten Neapolitaners zu nahe zu treten.

Es wurde beigedruckt und ich gab die Arien her, welche sowohl mir als meiner Schwägerin unaussprechliche Ehre machten. — Und die Herren Feinde sind ganz betroffen! — Nun kömmt eine Tour des Hrn. Salieri, welche nicht so viel mir als dem armen Adamberger Schaden thut. Ich glaube, daß ich Ihnen geschrieben, daß ich auch für den Adamberger ein Rondo gemacht habe. Bey einer kleinen Probe, wo das Rondo noch gar nicht abgeschrieben war, ruft Salieri den Adamberger auf die Seite und sagt ihm, daß der Graf Rosenberg nicht gern sähe, daß er eine Aria einlegte, und er ihm folglich als ein guter Freund rathe, es nicht zu thun. Adamberger, aufgebracht über den Rosenberg und dermalen zur Unzeit stolz, wußte sich nicht anders zu rächen, begieng die Dummheit und sagte: ‚Nun ja, um zu zeigen, daß Adamberger schon seinen Ruhm in Wien hat und nicht nöthig hat, sich erst durch für ihn geschriebene Musik Ehre zu machen, so wird er singen, was darin steht, und sein Leben lang keine Aria einlegen.‘ Was war der Erfolg davon? — Das, daß er gar nicht gefiel, wie es auch nicht anders möglich war! Nun reuet es ihn, aber zu spät, denn wenn er mich heute ersuchte ihm das Rondo zu geben,

so würde ich es nicht mehr hergeben. Ich kann es sehr gut in eine der meinigen Opern brauchen. Das Aergste aber dabey ist, daß die Prophezeihung seiner Frau und von mir wahr geworden ist, nämlich, daß der Graf Rosenberg sammt der Direction kein Wort davon weiß, und daß es nur so ein Pfiff des Salieri war."

Solche Pfiffe sollte dieser Kapellmeister noch mehr und besonders gegen Mozart gebrauchen. Gleichwohl blieb — „denn so viel Politik besaß Salieri" — das äußere Vernehmen zwischen Beiden gut, und Mozart soll oftmals zu ihm gekommen sein mit den Worten: „Lieber Papa, geben Sie mir einige Partituren aus der Hofbibliothek, ich will sie bei Ihnen durchblättern"; und er versäumte dann über deren Studium wohl manchmal das Mittagbrod. So erzählt ein Schüler Salieris nach dessen eigenen Mittheilungen.

Bei diesen Verhältnissen ist es begreiflich, daß Mozart die Oper, die er in Salzburg angefangen, liegen ließ, umsomehr als im Texte, wenn das Ganze brauchbar sein sollte, bedeutende Aenderungen nöthig waren. Er konnte nur hoffen, mit etwas in jeder Hinsicht Ausgezeichnetem an der italienischen Bühne durchzudringen. Die deutsche Oper war infolge von mancherlei Intrigue der Sänger und Schauspieler, bei denen auch wohl Salieri nicht ganz ohne Antheil blieb, leider aufgelöst worden und so Mozart jede Gelegenheit abgeschnitten, der Entführung, die in Wien noch immer mit großem Applaus gegeben wurde, ein zweites Werk an die Seite zu setzen. Ebenso verhielt es sich mit der Kirchenmusik. Kaiser Joseph, der überall nach den Grundsätzen der „Aufklärung" reformiren wollte, hatte die Anwendung der Musik beim Gottesdienst auf den Gemeindegesang beschränkt. Nicht weiter Messen, nicht Instrumentalstücke sollten gemacht werden, die Gemeinde sollte deutsche Choräle singen, und von diesen war Niemand recht erbaut. Freilich war, wie wir schon sahen, allmälig ein gar weltlich sinnlicher Geschmack, ja die ganze welsche Opernmusik selbst auch in die Kirche eingedrungen, und diese Musik schien allerdings mehr dazu geeignet, von der religiösen Andacht zu entfernen als sie zu erzeugen. So konnte Mozart mit Recht behaupten, daß sich dermalen die

gute Kirchenmusik unter dem Dache und fast von Würmern zerfressen befinde. Allein er selbst, gerade er wäre durch seine Kunst wie durch sein Gemüth der Mann gewesen, wenigstens der welschen Flut einen Damm entgegenzusetzen und dem Cultus seiner Kirche auch in der Musik die geziemende Würde wiederzugeben, die ihm erst heute, nach fast hundert Jahren wieder zu werden beginnt.

Es ist erklärlich, daß wo so die Hauptgelegenheit sich die Mittel zum Leben zu erwerben abgeschnitten war, die kleine Familie oftmals Druck empfand. Zwar gab sich Mozart wie immer alle Mühe durch Stunden, Akademien und Subscriptionen auf Werke das Nöthigste herbeizuschaffen, und es floß auch manch schöne Summe in die häusliche Kasse. Denn es war damals unter dem hohen Adel allgemeine Sitte, die Abendgesellschaften durch Musik zu schmücken und dazu vor allem die berühmten Künstler zu laden. So schreibt Mozart dem Vater, daß er vom Fürsten Galitzin für alle Akademien des Winters engagirt sei, und sicherlich zahlten diese Herren dem Künstler, dessen Leistung sie schätzten, nach Gebühr. Freilich geschahen bei solcher Begeisterung für den Künstler auch Geschichten wie die folgende. Ein polnischer Graf hatte bei einer der Sonntagsmusiken, die Mozart in seiner Wohnung zu geben pflegte und die auch Fremden gegen Eintrittsgeld zugänglich waren, außerordentliche Freude an dem Klavierquintett mit Blasinstrumenten, das am 24. März 1784 entstanden war, gefunden und Mozart ersucht, ihm gelegentlich ein Trio mit obligater Flöte zu schreiben. Mozart sagte ihm das „gelegentlich" zu, und der Graf, kaum nach Hause gekommen, schickte ihm hundert halbe Souveränsdor mit einem sehr verbindlichen Billet, in welchem er seine lebhaften Danksagungen für das bei ihm genossene Vergnügen wiederholte. Mozart, der dieses Geld natürlich als ein großmüthiges Geschenk ansah, dankte verbindlichst und sendet, noch großmüthiger, dem Grafen die Originalpartitur jenes Quintetts, — was er sonst nie zu thun pflegte, — rühmte auch mit großer Freude allenthalten den Edelmuth des Grafen. Nach einem Jahre kam dieser wieder und erkundigte sich nach dem Trio. Mozart entschuldigte sich, daß er sich noch nicht aufgelegt gefühlt habe,

etwas des Grafen Würdiges zu componiren. „So werden Sie sich wohl auch nicht aufgelegt fühlen, mir die hundert halben Souveränsdor wiederzugeben, die ich Ihnen dafür vorausbezahlte“, erwiderte dieser. Mozart „unwillig aber edel“ zahlte ihm die Summe zurück, der Graf aber behielt die Partitur des Quintetts, das bald darauf ohne Mozarts Wissen als Quartett für Klavier und Saiteninstrumente in Wien herauskam.

Solche Großmuth vermochte leicht Ebbe in die Hauskasse zu bringen, selbst wenn sie einmal reichlicher gefüllt war. Ein andermal hatte Mozart gerade 50 Ducaten vom Kaiser erhalten. Das erfuhr ein Bekannter, der leichtfertige Clarinettist Anton Stadler, und stellte ihm aufs bewegteste seine Noth vor: er sei verloren, wenn er nicht diese Summe erhalte. Mozart, der das Geld selbst nothwendig brauchte, gab ihm zwei schwere goldene Repetiruhren zum Versetzen, unter der Bedingung, daß er ihm den Zettel bringen und sie zur rechten Zeit einlösen werde. Da dies jedoch nicht geschah, gab ihm Mozart, um die Uhren nicht zu verlieren 50 Ducaten nebst Zinsen, — Stadler behielt das Geld und ließ die Uhren auf dem Leihhaus. Er war ein ausgezeichneter Clarinettist und ein Mensch, der Possen und Spaß zu treiben und sich einzuschmeicheln wußte. So kam es, daß Mozart ihn häufig mit sich zu Tische nahm. Dieses Vergnügen machte er sich überhaupt gern. Wer sich bei ihm zur Mittagszeit einstellte, war sein Gast und um so willkommener, je mehr er aufgeräumt und lustig war. Mozart war froh, wenn seine Gäste es sich bei ihm schmecken ließen. Doch war die Kost des Hauses einfach. Selbst der Vater schreibt, als er in Wien den Sohn besuchte, die Hauswirthschaft sei, was Essen und Trinken betreffe im höchsten Grade ökonomisch, und Mozarts jüngste Schwägerin Sophie Haibl bestätigt, er sei nicht entfernt ein Feinschmecker gewesen und habe auf seinem Tische nie etwas anderes als einfache Hausmannskost gefunden. Trotzdem kam so mancher Gast zu ihm, und es waren darunter, wie dieselbe Schwägerin erzählt, „manche falsche Freunde, Blutsauger ohne sein Wissen, werthlose Menschen, die ihm zu Tischnarren dienten und deren Umgang seinem Rufe schadete“.

Aber Mozart war gern heiter. Wir wissen, wie er die Geselligkeit liebte. Eigentliche Gesellschaften zu geben erlaubten freilich die gesammten häuslichen Verhältnisse nicht; höchstens wurden vor einigen Freunden kleine Musikaufführungen gemacht. Mehr wohl suchte er heitere Erholung, wenn er deren bedurfte, an Belustigungsorten im Freien. „Gemma in Proda, gemma in d'Hötz" (Gehn wir in den Prater, gehn wir zum Plaisir), heißt es in einem der heiteren Canons, deren übrigens viele in ihrem Texte sich auf dergleichen Belustigungen beziehen. Auch ist es erklärlich, daß Mozart offenen Sinn für die freie Natur hatte. War er doch in dem herrlichen Salzburg geboren, und wie schön, wie weit, wie frei ist auch die Umgebung der heitern Kaiserstadt! — Die einzige Passion, die er hatte, war das Billardspiel. Er besaß, was übrigens damals nichts Seltenes war, selbst ein Billard und spielte mit seiner Frau, oft gar allein, manchmal auch mit einem seiner Schüler. Wer eine Vorstellung von der ungemein intensiven Art gewinnt, womit Mozarts Phantasie fortwährend arbeitete, der wird leicht den Grund finden, warum er dieses Spiel so sehr liebte. Es beschäftigte die niederen Functionen seines Geistes, ohne ihn in dem eigentlichen Schaffen zu hindern, vielmehr förderte es das innere Wirken, weil es den Geist frei machte. In Prag entstand so während des Billardspiels jenes unvergleichliche zweite Quintett der Zauberflöte; Mozart spielte, brummte vor sich hin, zog ein Notizbuch aus der Tasche, sah hinein, schrieb etwas, spielte wieder, brummte wieder und arbeitete so im Kopfe das fertig, was bald nachher aufs Papier geworfen seine erstaunten Freunde und die ganze Nachwelt entzückte. Dabei war aber noch der Vortheil, daß dieses Spiel auch dem Körper Bewegung gibt, und deshalb begünstigten die Aerzte diese Neigung des rastlos arbeitenden Künstlers, der ja ohnehin soviel Zeit am Schreibpult zu verbringen hatte. Auch veranlaßte ihn sein Hausarzt, das Schreiben fortan wenigstens stehend abzumachen.

Die Neigung zum Billardspiel mochte ihn freilich dann und wann auch ins Gasthaus führen. War es doch auch dort, wo er aufgefunden wurde, als man in einer Gesellschaft, wo er der Dame des Hauses ein neues Lied versprochen hatte, vergebens auf ihn

wartete. Er hatte in dem Drang seiner Geschäfte oder auch des innern Schaffens Gesellschaft und Lied durchaus vergessen. Jetzt mußte ihm der Bediente eilends Notenpapier holen; er setzte sich hin und schrieb, aber nur die Singstimme, zum Aufschreiben der Begleitung fehlte die Zeit. Dann eilte er in die Gesellschaft, und nach einigen zärtlichen Vorwürfen, gegen die er sich mit seiner gewohnten liebenswürdigen Offenheit vertheidigte, sang die Dame das Lied, das denn auch allgemeines Entzücken hervorrief. — Es ist gewiß, daß er in der einsamen Ecke einer Wirthsstube oftmals einzig für eine Stunde die Ruhe fand, die ihm so großes Bedürfniß war. Hier suchte ihn nicht leicht Jemand, und hier konnte er in Muße arbeiten. Denn seine Arbeit war ja nicht das Schreiben, das kam erst, wenn die eigentliche Arbeit bereits abgethan war, und wurde möglichst lange, oftmals bis zum äußersten Momente hinausgeschoben. Ja manchmal war es kaum noch Zeit, was doch bereits ganz fertig war, nun auch für andere vorhanden zu machen. Dann schrieb er, wie diesmal, nur das was der Sänger oder das Orchester brauchte, und oftmals nicht in Partitur, sondern sogleich in die einzelnen Stimmen. So geschah es einmal mit einer Sonate, die er für sich und die hübsche und muntere Violinspielerin Strinasacchi componirt hatte. Mit der Violinstimme war er noch eben fertig geworden, mit der Klavierpartie nicht. So legte er denn, als das Conzert begann, ein Notenblatt vor sich aufs Pult. Allein der Kaiser, der nahebei in der Loge saß, glaubte mit seiner Lorgnette zu erkennen, daß nichts auf dem Papier stand. Er ließ es sich bringen, und es war so, er hatte richtig gesehen. Mozart freilich durfte sich auf sein Gedächtniß verlassen.

Wie manches der Art mag in dem Summen der lautesten Gesellschaft, im Wirthshause fertig geworden sein! Mozart mußte dasselbe lieben. Man bedenke nur einen Künstler, der mit der wunderbarsten Fähigkeit begabt ist die Eigenthümlichkeiten der Menschen zu beobachten, der wegen seiner feinen Erfassung alles Komischen, zumal der heiteren Schwächen der Menschen unter Freunden wie Feinden wohlbekannt, ja als besonders „schlimm“ bezeichnet war und dem es also ein innerstes Bedürfniß sein mußte

häufig in der Gelegenheit zu leben, wo sich der Mensch unbefangen nach seiner Art und Weise gibt, — dem das Sein im häuslichen Kreise tausend Züge des innern Bewegens der Seele aufdeckte, das Leben in dem freien Treiben der Menschen aber noch tausendfach mehr Anlaß bot, besonders die tragikomische Art der Menschennatur in ihrer ganzen sinnenhaften Beschränkung zu erfassen, — wie sollte einem Solchen der Verkehr an den Orten, wo der Mensch nach des Tages Arbeit sich vergnügt und, indem er „spielt“, erst seine wahre Natur enthüllt, nicht ein ganz besonderes Behagen, ja die reichste Nahrung für Phantasie und Geist gewähren! Wie manche Aeußerung der allerderbsten Sinnlichkeit und auch wohl komischer Bestialität mußte Mozart gesehen haben, ehe er sich das Bild eines Osmin aus all dem Schmutze des Tageslebens zur erheiternden Befreiung des Geistes hervorarbeiten konnte! Wie mancher ehrliche dumme deutsche Hausknecht mußte in seiner ganzen Natürlichkeit, sowie er sich abends beim Biere in kurzer Muße behaglich gehen läßt, sich vor des Componisten Augen gähnend gereckt, dann mit seinen Siegen über die „Stubenmädel“ renommirt haben und dergleichen, ehe Mozart einen Leporello zusammenbrachte!

Aber auch abgesehen davon, — war nicht auch das bloße sinnliche Vergnügtsein einem Künstler wie Mozart nothwendig? Er mußte an Orten sein, wo man sich freut, wo man mit Lust das kurze Erdendasein genießt, und zwar oft und immer. Er mußte ein unbefangen heiteres Leben um sich sehen, und da fragte er nicht immer erst, weß Standes, welchen Charakters die Menschen waren, mit denen er sich freute. Ihm waren sie Menschen, und mit Menschen kann man sich freuen. Bei einem solchen Geiste lag die Gefahr nicht nahe, in einer sinnlich klebenden Behaglichkeit, die den gewöhnlichen Sinn so leicht überfällt, befangen zu werden, noch weniger die Gefahr im Taumel der Sinne unterzugehen. Vielmehr ward ihm jede, selbst die sinnlichste Regung des Lebens Anlaß zur Anwendung jener geistigen Kraft, die ihm so wunderbar eigenthümlich war, der künstlerischen Phantasie. Einem solchen Geiste blühen selbst aus dem Kothe reinste Blumen. Entweder man wolle keine wahrhaft großen Künstler, die das Leben in seiner Fülle und

Tiefe ergreifen und dem menschlichen Geschlecht erst zeigen, was für einen unerschöpflichen Gehalt es hat, oder man lasse ihnen die Luft zu athmen, zu leben, zur Entfaltung ihrer eigentlichen Geisteskräfte! Den Künstler nach dem Maßstabe der herkömmlichen moralischen Lebensregel zu messen, heißt ihm die Lebensluft abschneiden, und nichts ist thörichter als den Weg „entschuldigen", auf dem ein Genius seine Stoffe, seine Gestalten findet. Wer kritisirt den Wandel der Sterne? Er geht nach ewigen Gesetzen. Und ist der Wandel des Genius ein anderer? Er geht auf, er geht unter, so wie die Sterne, — der Mensch möge seine Seele stärken an seinem besonderen Laufe, aber seinen Lauf muß er ihm belassen! — Doch „wozu der Lärm?" Der Leser möge es nachsehen, daß diesmal die Bahn der ruhigen Erzählung verlassen wurde. Aber ist es nicht auch Pflicht des Biographen alles abzuweisen, was das schöne Bild eines großen Künstlers, eines edlen Menschen zu verdunkeln im Stande ist? Und haben nicht manche es sich zur Aufgabe gemacht dergleichen kleine Eigenheiten, mit denen auch ein Mozart dem Menschlichen seinen Tribut zahlte, gerade zur Hauptsache, zum eigentlichen Charakter dieses Mannes zu machen? Nicht blos die Neider und Feinde, deren Mozart selbst so oft zu erwähnen hat, suchten sogleich nach seinem Tode die übelsten Verläumdungen über ihn zu verbreiten, als wenn die häufige häusliche Noth, ja sein frühzeitiger Tod nur Folge eines unordentlichen Lebenswandels gewesen wäre. Die Witwe kaufte zwar jenen infamen Aufsatz in Schlichtegrolls Nekrolog auf, allein die Gerüchte über diese Dinge liefen doch, wie es so zu gehen pflegt, fort in die weiten Lande: die Menge liebt es ja, den Geist, den sie bewundert, zugleich herabzuziehen. Und wir, die wir Mozart aus so manchen eigenen Aeußerungen nun allgemach persönlich genug kennen, wissen wir nicht, wie arbeitsam, wie pflichtgetreu er sein Leben führte? Wenige in ihrem Leben mögen so wie er gearbeitet haben. Und wenn er dann ermüdet von der Arbeit sich eine Ausspannung gönnte oder auch wohl während des Schaffens, um sich zu erfrischen, an die Wand klopfte, damit sein Freund Loibl, der neben ihm wohnte und einen guten Weinkeller besaß, ihm eine

Flasche herübersende, und dieser dann sofort in den Keller schickte — „denn Mozart componirt schon wieder, da muß ich ihm einen Wein schicken", sagte er, — wer wird das tadeln, wer thäte das nicht? Oder wenn er mit Freunden einmal heiter war, — wer liebte es nicht? Bei ihm waren solche Dinge ebensowenig die Hauptsache, wie sie es bei jedem Andern sind. Vielmehr waren all seine Geister bei seiner Kunst, und nur daß er darin nicht Maß zu halten verstand, könnte man tadeln, wenn man nicht gerade diesem unüberwindlichen inneren Schaffensdrange die Fülle wie die Vollendung seiner Werke verdankte. Er mußte eben arbeiten. Hätte ihm auch das Leben Ruhe gelassen, ihm selbst ließ es innen keine Ruhe. Läßt sich wohl mit einem solchen unbezwingbaren Hange zu geistigen Dingen eine Sinnlichkeit vereinen, die den Menschen wirklich beherrscht? Ein „Punscherl" liebte der heitere Maestro, selbst bei der Arbeit. Aber seine Schwägerin, die dies erzählt, bemerkt zugleich, berauscht habe sie ihn nie gesehen. Ja mag er selbst hin und wieder einmal des Guten zuviel gethan haben, wo ist der Thor, der es ihm anrechnete? „Nüchtern ist der Mensch ein Tropf!" und „Nur wenn man getrunken hat, weiß man das Rechte", heißt es bei dem Dichter. Tadelnswerther könnte jene Schwäche sein, daß er zu leicht den Bitten der Nothleidenden Gehör gab, und oftmals mehr, als die Pflicht gegen Frau und Kinder es gestattete. Aber floß sie nicht aus der schönsten Tugend seines Herzens, aus der natürlichen Güte, aus der warmen Mitempfindung, die er mit jeder menschlichen Existenz hatte? Mag er selbst, mögen Frau und Kinder zeitweilig unter dieser allzugroßen Gutherzigkeit gelitten haben, wo sind die Menschen, die sich ihrer rühmen könnten, so wie er sie besessen hat? Sein Herz war weit, sein Sinn groß, und sein Denken und Empfinden hing an dem Edelsten und Höchsten. Was Wunder, wenn er manchmal auf Augenblicke des Lebens vergaß und nach der unwillkürlichen Regung des Herzens handelte!

Und nun zum Schluß stehe hier noch eine Anekdote, die unsern Meister besser charakterisirt als alle Worte über ihn und aus der so recht jene Art seines Herzens hervorleuchtet, die uns an einem

großen Manne vor allem erfreut und fast mehr Segen ausströmt als all sein Schaffen. Als Mozart in Leipzig war, gestattete er nicht allein den Chorsängern, ohne daß sie darauf einen Anspruch hatten, freien Eintritt in sein Concert, sondern er drückte einem Bassisten unter den Thomanern, der ihm besonders gefallen hatte, ohne daß es einer merkte, ein ansehnliches Geschenk in die Hand. Ein alter Klavierstimmer aber, den er um seine Schuldigkeit fragte, stotterte vor Verlegenheit die Worte heraus: „Ihre Kaiserliche Majestät — wollt' ich sagen, Ihrer Kaiserlichen Majestät Herr Kapellmeister — ich bin freilich zu verschiedenen Malen hier gewesen — ich bitte deswegen mir aus — einen Thaler." — „Einen Thaler? Dafür soll ein so guter Mann nicht einmal zu mir kommen!" sagte Mozart und drückte ihm einige Ducaten in die Hand. „Ihre Kaiserliche Majestät", fing der Mann erschrocken an. „Adieu, lieber Alter! Adieu!" rief Mozart und eilte ins andere Zimmer.

Fünfzehnter Abschnitt.

Wiener Kunsttreiben.

1785.

Der Schwimmer will volles Wasser.

Im Anfange des Jahres 1785 ward Mozart die große Freude, daß sein Vater auf einige Monate nach Wien kam. Er hatte den dringenden Einladungen seiner Kinder endlich nicht mehr widerstehen können und wohl ebensowenig seinem eigenen Wunsche, das Thun des Sohnes einmal wieder mit eigenen Augen anzuschauen. Es war dies die letzte Freude, die der würdige Mann, der nun alt geworden war, erlebte, allein es war auch wohl die höchste, denn er sah trotz allem das Ziel seines Lebens erreicht. Er fand in seinem Sohne den größten Künstler seiner Zeit, er konnte sich davon mit eigenen Sinnen überzeugen und erfuhr auch, daß die Mitwelt es erkannte. Dies mußte seinem Herzen Trost sein: es ward ihm der volle Gewinn seines Bemühens zu Theil.

Freilich waren es nur die künstlerischen Dinge, die ihm diese Freude verschafften. Die häuslichen Verhältnisse seines Sohnes sagten ihm nicht besonders zu. Denn ob er gleich das Einkommen mehr als ausreichend — „ich glaube, daß mein Sohn, wenn er keine Schulden zu bezahlen hat, jetzt 2000 fl. in die Bank legen kann", schreibt er — und das Hauswesen geordnet, auch den kleinen halbjährigen Karl gesund, freundlich und wohlauf fand, so scheint ihm doch die junge Frau nicht sonderlich behagt zu haben, wenigstens empfand er keine Neigung auf die herzliche Bitte des Sohnes einzugehen und ganz zu ihm nach Wien überzusiedeln. Es sollte das letzte Mal sein, daß die Beiden einander sahen, und in der Vorahnung, daß ihr Beieinandersein nicht mehr von langer Dauer sein möge, sprachen sie sich recht von Herzen über die Dinge des Lebens aus. Der Sohn war derweilen durch mancherlei

Erfahrungen zum vollen Manne gereift, und wir sehen ihn mehr als je damit beschäftigt über die höchsten Fragen des Lebens nachzusinnen, ja er beginnt die letzten Ziele häufig zu bedenken.

Damals nun war das Interesse Vieler, die mit ernstem Sinn und aus innerem Bedürfen der Erkenntniß einer höheren Wahrheit zustrebten, dem Freimaurerorden zugewendet. Es schien dem erwachteren Geistesleben der Nationen nicht mehr zu genügen, was Schulen und Confessionen an Aufschluß boten, man sehnte sich nach Aufklärung auch über die höchsten Dinge. Die Gespräche von Gott und Unsterblichkeit waren unter den tiefer Denkenden das Allgewohnte, und das Gemüth dieser erweckteren Menschen suchte seine Erhebung und Läuterung in dem feierlichen Austausch der Herzen innerhalb solcher Ordensgemeinschaft. Nicht mancher der ausgezeichneten Männer jener Zeit fehlte diesem Bunde, dessen Geheimniß sich der Welt als jenes aufrichtige Forschen nach der Wahrheit und das Bestreben offenbarte, edlere Bildung und hülfreiche Liebe zu verbreiten. Lessing gehörte dazu, Goethe, Herder, Wieland, und wie hätte ein Mozart, dessen Herz für das Höhere so lauter schlug, dessen Bedürfniß zu helfen, Freundschaft und Liebe zu nehmen wie zu geben so groß war, solchem Bunde fremd bleiben können? Und da derselbe damals obendrein die nationalen Ideen vertrat und die geistreichste und bildendste Unterhaltung gewährte, so war Mozart schon bald nach seiner Ankunft in Wien in den Orden eingetreten. Mit welchem Ernst er demselben zugethan war und wie gerade er es sein sollte, der die genannten Bestrebungen des Ordens am schönsten verherrlichte, werden wir noch sehen. Jetzt war es ihm darum zu thun, auch seinem Vater, den er so sehr liebte, an diesem „Schlüssel zur wahren Glückseligkeit“, wie er es später einmal nennt, Antheil zu verschaffen. Und dieser, der bei aller strengen Kirchlichkeit durchaus den schärfsten Rationalismus und die strengste Kritik gegen Vorurtheile aller Art liebte, war natürlich einem Kreise nicht abgeneigt, in dem er sich Aufklärung über so manche Dinge des praktischen und sittlichen Lebens erwartete. Denn die Mißstände seiner Kirche, besonders des Klosterwesens, gegen das der Orden zugleich haupt-

sächlich zu Felde zog, sah er mit üblen Augen an. Er trat also ebenfalls ein, und es blieb fortan zwischen ihm und dem Sohne ein besonderer Gegenstand der Correspondenz, was sie über die Dinge des Ordens dachten. Diese Briefe müßten von mancher Berreicherung für uns hier sein. Leider hat sie der vorsichtige Vater vernichtet, und so wissen wir auch nicht, wieweit er selbst seine Erwartungen erfüllt gefunden hat.

Es war gerade die Conzertzeit, in der Leopold Mozart nach Wien gekommen war. Eine Akademie drängte die andere, und fast in allen hatte der Sohn zu thun; sein Flügel ward nahezu alle Tage in ein anderes Haus getragen. Sein Spiel wie seine Compositionen entzückten den alten Mann in gleicher Weise, und es ist schön zu lesen, was er an die Tochter schreibt, als er das für Fräulein Paradies componirte Concert gehört hatte: „Ich war in einer so guten Loge, daß ich das Vergnügen hatte, alle Abwechslung der Instrumente so vortrefflich zu hören, daß mir die Thränen in die Augen kamen. Als Dein Bruder wegging, machte ihm der Kaiser mit dem Hute in der Hand ein Compliment und rief: Bravo Mozart! Beim Herauskommen zum Spiel war ihm ohnehin zugeklatscht worden.“ Den tiefsten Eindruck auf ihn machte aber das herrliche Wort J. Haydns, den Mozart sogleich am zweiten Tage nach des Vaters Ankunft zu sich geladen hatte. Er selbst schreibt: „Es wurden drey der neuen Quartetten gemacht, nämlich aus B- A- und C-dur. Sie sind zwar ein bischen leichter als die andern, aber immer vortrefflich componirt. Hr. Haydn sagte mir: Ich sage Ihnen vor Gott und als ein ehrlicher Mann, daß ich Ihren Sohn für den größten Componisten anerkenne, von dem ich nur immer gehört, er hat Geschmack und besitzt die gründlichsten Kenntnisse in der Composition.“ Ein solches Urtheil wußte dieser Mann auch für sich zu würdigen: er hatte nicht vergebens gelebt, nicht vergebens sich abgemüht. Und doch ist zu sagen, daß er auch jetzt noch das volle Wesen seines Sohnes nicht verstand. Die Interessen Beider war in ihrem tiefsten Grunde verschieden. Der Vater mit allen Sinnen auf das praktische Leben und dessen Bestand gerichtet,

kannte nichts Höheres oder doch nichts Näheres als dies. Und der Sohn? — Nun, so sehr er sich um das Leben abmühte — und oft ist es ja rührend, wie er es thut, — er kannte ein höheres Interesse und man muß nicht wähnen, daß er sich nicht dieser höchsten Dinge klar bewußt gewesen sei. Zwar redete er die Sprache von Jedermann, und soweit verstand ihn auch der Vater; allein er redete auch oft eine andere, höhere Sprache, sie war ihm geläufig, ja die gewöhnliche und sie verstand der Vater nicht. Auch ihn trennte die Sonnenhöhe der Genialität so gut von dem eigentlichen Wesen seines Sohnes, wie sie Constanze davon trennte. Gleichwohl fand er wie sie in der zärtlichen Liebe zu dem wunderbaren Menschen eine schöne Befriedigung des Herzens und nahm mit Freuden die kindliche Verehrung hin, die der Künstler, der soviel Tausende in Begeisterung hinriß, ihm, dem einfachen Manne, aus wahrer Dankbarkeit zollte, sodaß hier aufs neue sich ein schönes Bild echt menschlichen Seins und Gebarens entrollt.

Auch in die übrigen Verhältnisse Mozarts that der Vater einen Blick. Er hörte Aloysia Lange in zwei Opern; — „sie spielte beydesmal und sang vortrefflich“ sagt er. Er besuchte auch die Baronin Waldstätten, die damals in Klosterneuburg wohnte. Dann reiste er befriedigt wieder ab. Die persönlichen Verhältnisse seines Sohnes, namentlich dessen Freundeskreis, hatten ihm nicht übel gefallen. Ueber diese selbst wissen wir nun weiter Folgendes.

Das Verhältniß zur Schwiegermutter, das dem Vater soviel Sorge gemacht hatte, war allgemach und gewiß nur durch Mozarts Gutherzigkeit ein besseres geworden. „Mozart bekam unsere selige Mutter immer lieber und selbe ihn auch“, berichtet die jüngste Schwester Sophie Haibl, „dahero Mozart oft zu uns auf die Wieden in einer Eile gelaufen kam, ein Päckgen unter dem Arme trug, worin Kaffee und Zucker war, überreichte es unserer guten Mutter und sagte: ‚Hier, liebe Mama, haben Sie eine kleine Jause‘ (Vesperbrot). Dies freute sie denn wie ein Kind; dies geschah sehr oft. Kurz Mozart kam nie mehr leer zu uns.“ Mit den „Langeschen“ ist er ebenso in ungezwungenem Verkehr, und es scheint den Mann keine Eifersucht gegen Mozart mehr geplagt zu haben.

Wie diesem zu Muthe war, erfahren wir nicht. Er wußte von Schmerzseligkeit und weichlicher Sentimentalität zuwenig, um alten Dingen nachzuhängen. Vielmehr tanzte er, wie wir sahen, lustig den „Harlequin“ mit der „Colombine“ Aloysia Lange. Er war ja jetzt von Herzen glücklich und hatte Kopf und Sinn von andern Dingen voll. Auch half er der Lange, die mit ihrem Manne in recht unglücklichen Verhältnissen lebte, jederzeit mit seiner Kunst aus und sie sang dafür in seinen Conzerten. Zum Umgange Mozarts gehörte ferner jener leichtfertige Anton Stadler, und es läßt sich nur aus dem Umstande, daß auch dieser ein Freimaurer war, begreifen, warum Mozart so unermüdet nachsichtig mit seinem schlechten Handeln und so immerfort hülfreich gegen ihn war.

Ueberhaupt stand Mozart mit den Künstlern nicht schlecht. Zwar reizte er ihrer manchen, wie man meinte, „durch sein Wesen sans souci“, und das Aergerlichste war, daß sein Urtheil stets den Nagel auf den Kopf traf; denn er hatte eben die Sache im Auge und sprach sich unbefangen darüber aus. „Verstellung und Schmeichelei war seinem arglosen Herzen gleich fremd, jeder Zwang, den er seinem Geiste anthun mußte, unausstehlich“, heißt es dort. „Freimüthig und offen in seinen Aeußerungen und Antworten, beleidigte er nicht selten die Empfindlichkeit der Eigenliebe und zog sich damit manchen Feind zu.“ Der Kaiser freilich lachte über die Offenherzigkeit, mit der Mozart auf die Frage, wie ihm die Arie, die der Kaiser selbst componirt hatte, jedoch ohne daß es einer wissen durfte, gefallen habe, geschwind sagte: „Die Arie ist wohl gut, aber der sie gemacht hat, ist noch viel besser.“ Allein nicht mit gleicher Liberalität faßten seine Kunstgenossen und Nebenbuhler seine Urtheile auf. Denn so neidlos diese Urtheile sein mochten, sie schmerzten doch. Von dem Spanier Martin, der damals aller Welt Liebling war, sagte er: „Vieles in seinen Sachen ist wirklich sehr hübsch, aber in zehn Jahren wird kein Mensch mehr Notiz davon nehmen.“ Wie bereitwillig er dagegen war, jede Leistung anzuerkennen, „wenn nur etwas drin war“, zeigt der folgende Brief an den Vater, den er kurz nach dessen Abreise schreibt: „Dann sind dermalen Quartetten heraus von einem

gewissen Pleyel; dieser ist ein Scolar von Jos. Haydn. Wenn Sie selbige noch nicht kennen, so suchen Sie sie zu bekommen; es ist der Mühe werth. Sie sind sehr gut geschrieben und sehr angenehm; Sie werden auch gleich seinen Meister heraus kennen. Gut — und glücklich für die Musik, wenn Pleyel seiner Zeit im Stande ist, uns Haydn zu remplaciren." Und welch unbedeutende Componisten waren diese Pleyel und Martin! Wer nennt heute ihre Namen?

Andrerseits gab es auch wohl Gelegenheiten, wo Mozart seine Laune so recht ausließ. Wie unwillkürlich ihm die komische Darstellung in der Kritik war, verräth folgende vertraute Aeußerung an den Vater: „Wenn der Oboist Fischer zu der Zeit, als wir ihn in Holland hörten, nicht besser geblasen hat, als er jetzt bläst, so verdient er gewiß das Renommee nicht, welches er hat. — Er spielt mit einem Wort wie ein elender Scolar. — Und dann seine Concerte! — von seiner eigenen Composition! Jedes Ritornell dauert eine Viertelstunde — dann erscheint der Held — hebt einen bleyernen Fuß nach dem andern auf und plumpt dann wechselsweise damit zur Erde. Sein Ton ist ganz aus der Nase und eine Tenuta (Aushaltung) ein Tremulant auf der Orgel." — Auch hatte er einmal in Leipzig unter eine Messe, die ihm der alte Doles trotz aller Proteste — „Ist ja all nichts" sagte er, — zur nähern Durchsicht mit nach Hause gegeben hatte, einen andern Text gelegt. „Eine possierlichere Aufführung der Messe hat es wohl nie gegeben", erzählt Rochlitz. „Die Hauptpersonen — Vater Doles mit der Altstimme, die er unter stetem ernsthaftem Kopfschütteln doch so ernsthaft absang; Mozart, immer die zehn Finger voll in den trompeten- und paukenreichen Sätzen, unter ausgelassener Freude ewig wiederholend: Na, gehts nicht so besser zsam? Und nun der arge und doch herrlich passende Text, z. B. das brillante Allegro zum Kyrie Eleison: Hol's der Geier, das geht flink! Und zum Schluß die Fuge Cum sancto spiritu in gloria Dei patris. Das ist gestohlen Gut, ihr Herren nehmt's nicht übel!" — Solche Dinge verschafften dem Meister freilich keine Freunde.

Im persönlichen Verkehr mit seinen Fachgenossen war er

dagegen stets wohlwollend und liebenswürdig, selbst da wo er hätte empfindlich sein können. Sein Herz war über jede kleinliche Empfindung erhaben. Als der Componist Paesiello nach Wien kam, wurde er mit Ehren überhäuft, ja er bekam leicht, was Mozart so sehnlichst wünschte: den Auftrag, eine Oper zu schreiben, und ward selbst vom Kaiser mit Ehren wie mit Schätzen reichlich bedacht. Auch Mozart kam ihm freundlich entgegen, sie verkehrten in gegenseitiger Achtung miteinander und Mozart freute sich, dem damals hoch gefeierten Maestro von einer talentvollen Schülerin seine Compositionen vortragen zu lassen. Paesiello selbst war übrigens ein perfider Intriguant. Ob Mozart das wußte? — Jedenfalls achtete er dessen nicht. Sein Urtheil über Paesiello war: „Man kann dem, der in der Musik nur leichtes Vergnügen sucht, nichts Besseres empfehlen als die Compositionen dieses Meisters.“ — Ebenso zuvorkommend und zugleich persönlich befriedigt war er von Sarti, der ebenfalls damals in Wien auf den Händen getragen wurde. „Wenn Maestro Sarti nicht heute nach Rußland hätte wegreisen müssen“, schreibt er dem Vater, „so wäre er auch mit mir hinaus. Sarti ist ein rechtschaffener braver Mann. Ich habe ihm sehr viel gespielt, endlich auch Variationen auf eine Arie von ihm gemacht, woran er sehr viele Freude gehabt hat.“ Und wie vergalt ihm dieser? — Er schrieb später eine Kritik über Mozarts Quartett in C, in der er empört, daß „Barbaren ohne alles Gehör sich einfallen lassen Musik zu componiren“, ausruft: „Si può far di più per far stonar i professori?“ (Kann man mehr thun um die Musiker detoniren zu machen?) und Fehler über Fehler nachweist, wie sie nur ein Klavierspieler machen könne, der dis und es nicht zu unterscheiden wisse. Und zum Schluß ruft er mit Emphase: „Dirò anch'io come l'immortale Rousseau: De la musique pour faire boucher ses oreilles!“ (Auch ich sage wie der unsterbliche Rousseau: Musik um die Ohren zu betäuben.) — Wer kennt heute Sarti? Aber wir werden sehen, wie witzig Mozart sich rächte und ihn verewigte.

Erfahrungen dieser Art hielten unsern Meister nicht ab wohlwollend gegen jeden Künstler, besonders wenn er jung war, zu

bleiben. „Wie oft theilte er mit ihnen, wenn sie ohne Geld und Bekanntschaft nach Wien kamen, Wohnung, Tisch u. s. w.", sagt ein früherer Biograph, und der junge Componist Gyrowetz erzählt, nachdem er sogleich bei seinem Eintritt in Wien in einer großen Gesellschaft die ausgezeichnetsten Künstler kennen gelernt und wieder ihm vorgekommen: „Der gutmüthigste unter ihnen schien Mozart zu sein; er betrachtete den noch sehr jungen Gyrowetz mit einer so theilnehmenden Miene, als wollte er sagen: Armer junger Mensch, Du betrittst zum erstenmal den Pfad der großen Welt und erwartest mit Bangigkeit von deinem Schicksale die Ergebnisse der künftigen Zeit.' — Aufgemuntert durch dessen Leutseligkeit und Gutmüthigkeit bat er ihn, einen Blick auf seine jugendlichen Arbeiten, welche in sechs Symphonien bestanden, zu werfen und ihm darüber sein Urtheil zu sagen. Mozart als wahrer Menschenfreund willfahrte seiner Bitte, durchsah die Arbeiten, belobte sie und versprach dem jungen Künstler eine dieser Symphonien in seinem Conzerte aufführen zu lassen; die Symphonie wurde im Conzertsaal auf der Mehlgrube durch das vollständige Theaterorchester aufgeführt und erhielt allgemeinen Beifall. Mozart nahm mit seiner angebornen Herzensgüte den jungen Künstler bei der Hand und stellte ihn als den Autor der Symphonie dem Publikum vor."

Allein trotzdem fand unser Meister in Wien auch unter den deutschen Künstlern Feinde und tadelnde Kritiker genug. „Einwendungen, auch Tadel ließ er sich freilich gern gefallen", berichtet Rochlitz, „nur gegen eine einzige Art desselben war er sehr empfindlich, und zwar gegen die, welche ihm gerade am öftersten gemacht wurde, — Tadel wegen allzu feurigen Geistes, wegen allzu feuriger Phantasie. Diese Empfindlichkeit war auch sehr natürlich, denn war dieser Tadel gegründet, so taugte gerade das Eigenthümlichste und Ausgezeichnetste seiner Werke nichts und diese verloren in seinen Augen allen Werth."

Ein unermüdlicher Widersacher und Verkleinerer Mozarts war sein Altersgenosse, der Böhme Leopold Kozeluch, damals einer der ersten Klavierlehrer Wiens, ausgezeichnet durch lächerliche Eitelkeit und bornirten Dünkel. Er liebte es, durch kleinliche Mäkelei

besonders über Haydn sich selbst groß erscheinen zu machen. Als ein neues Quartett dieses Meisters in einer Gesellschaft aufgeführt wurde, stellte er sich zu Mozart und fand bald dies, bald jenes zu tadeln; endlich rief er bei einem kühnen Uebergange aus: „Das hätte ich nicht so gemacht!"; „Ich auch nicht", erwiderte Mozart — „aber wissen Sie warum? — weil weder Sie noch ich auf diesen Einfall gekommen wären." Ein anderes Mal, als dieser „genie-arme" Componist ebenfalls gar nicht mit seinem Tadel zur Ruhe zu bringen war, rief Mozart äußerst heftig: „Herr, und wenn man uns beide zusammenschmelzt, wird doch noch lange kein Haydn daraus." Deshalb verfolgte er Mozart mit seiner Kritik auf Schritt und Tritt: ja er fand die Ouverture zum Don Juan zwar schön aber voller Fehler nud rief bei der zur Zauberflöte mitleidig aus: „Ach, da hat der gute Mozart auch einmal gelehrt thun wollen!"

Solche Erlebnisse, die wir vor allem zum Troste so manches redlich strebenden jungen Künstlers unserer Tage mittheilten, mochten Mozart wohl zuweilen anwidern. Aber was war das alles gegen die Anerkennung, die er von Männern wie Gluck, Dittersdorf und vor allen Haydn fand! Das Verhältniß zu diesem Letzteren gehört zu den schönsten, die je unter Künstlern bestanden sind. Mozart hatte gerade jetzt die sechs Quartette beendigt, die er im Herbste 1782 begonnen hatte. Er widmete sie Haydn, und die Worte, mit denen er dies thut, zeugen von solcher Hochachtung und herzlichen Zuneigung gegen den lieben „Papa", daß sie hier nicht fehlen dürfen:

„Meinem theuren Freunde Haydn.

Wenn ein Vater beschlossen hat seine Söhne in die weite Welt zu schicken, so sollte er sie, meine ich, dem Schutz und der Führung eines hochberühmten Mannes anvertrauen, der durch ein gütiges Geschick unter seinen Freunden der beste ist. So, Mann des Ruhmes und theuerster Freund, bringe ich hier meine sechs Söhne. Sie sind, das ist wahr, die Frucht einer langen und mühevollen Arbeit; allein die Hoffnung, welche mir mehrere Freunde machten, dieselbe wenigstens zum Theil belohnt zu wissen, gibt mir Muth und überredete mich, daß diese Werke mir eines Tages zum Troste gereichen werden. Du selbst, theuerster Freund, bewiesest mir bei Deinem letzten Aufenthalte in

dieser unserer Hauptstadt Deine Zufriedenheit. Dieses Urtheil beseelt mich über Alles, und deßhalb empfehle ich sie Dir und gebe mich der Hoffnung hin, daß sie Dir Deiner Gunst nicht ganz unwürdig erscheinen. Nimm sie also gütig auf und sei ihnen Vater, Führer und Freund. Von diesem Augenblicke an übertrage ich Dir meine Rechte über sie und bitte Dich nur die Fehler, die mir das schonende Auge des Vaters verborgen haben mag, mit Nachsicht zu betrachten und auch trotz derselben Deine großmüthige Freundschaft mir zu bewahren, die ich so sehr hochschätze. Derweilen ich von ganzem Herzen bleibe Dein aufrichtigster Freund W. A. Mozart."

Diese Worte, deren feinere Wendungen sich oft kaum in der Uebersetzung wiedergeben lassen, kamen so recht aus dem Herzen des liebenswürdigen Mannes, ja er meinte, wenn davon die Rede war, es sei nur seine Schuldigkeit gewesen, denn von Haydn habe er gelernt, wie man Quartette schreiben müsse. „Es war gewiß rührend", erzählt ein früherer Biograph, „wenn er von den beiden Haydn und andern großen Meistern sprach: man glaubte nicht den allgewaltigen Mozart, sondern einen ihrer begeisterten Schüler zu hören. Keiner, pflegte er zu sagen, kann Alles, schäkern und erschüttern, Lachen erregen und tiefe Rührung, und Alles gleich gut als — Joseph Haydn." Dabei ist nicht zu vergessen, daß Haydns Ruf damals keineswegs schon die Welt erfüllte. Dies geschah erst nach Mozarts Tode, und die Werke, die heute Jeder kennt und die Jeden entzücken, sind ebenfalls erst nachher geschrieben, zum Theil mit Verwendung der unvergleichlichen Fortschritte, welche die Musik gerade durch Mozart gemacht hatte. Damals war Haydn noch nichts als der tüchtige Kapellmeister des Fürsten Esterhazy, mit dem er jeden Winter nach Wien kam und sich umschaute, was Neues in der musikalischen Welt vorgegangen war. Seine eigenen Sachen waren in Wien noch wenig bekannt und noch weniger beliebt, da selbst der Kaiser mit seiner ganzen Umgebung keinen Geschmack an dieser echten Laune zu gewinnen vermochte. Der Humor sollte sich in der Musik erst später Bahn brechen. Aber Mozart erkannte von Jugend auf in Haydn den ebenbürtigen Geist, und wir sahen oben, wie dieser den jüngeren Genius ehrte. Von den Quartetten aber meinte Haydn, wenn Mozart nur diese und das Requiem geschrieben habe, so würde er unsterblich sein, und von

seinem Klavierspiel versicherte er mit Thränen in den Augen, das könne er in seinem Leben nicht vergessen: „das ging ans Herz.“ So war auch ihr Verkehr miteinander einfach und herzlich, Mozart nannte ihn Papa und sie duzten einander, was bei der großen Verschiedenheit des Alters in damaliger Zeit von doppelter Bedeutung ist.

Das waren die wahren Silberblicke in dem Leben des großen Künstlers, denn hier fand alles in ihm seine Befriedigung, Herz wie Geist, Gemüth wie Phantasie. Aber auch sonst hatte Mozart viel innige und gemüthvolle Beziehungen, und darunter waren die meisten zu dem Adel, der damals in Wien, besonders unter dem weiblichen Geschlechte, von einer ungewöhnlichen Bildung des Herzens wie des Geistes war. Was Weimar an Begeisterung und Verständniß für seine Dichter that, das thaten die Wiener in demselben Grade für ihre Musiker, und zwar stand an der Spitze dieser edlen Kreise der Cirkel, der sich um die edle Gräfin Thun, Mozarts Schülerin, versammelt hatte. Mancher berühmte Reisende jener Zeit hat sich über diese Frau ausgesprochen: sie muß eine herrliche Erscheinung gewesen sein, mit allen Gaben der Natur ausgestattet und von einer seltenen Bildung. Aus dem Ernste ihres Gemüthes floß jene Heiterkeit, die im Verkehre mit Frauen so einzig erfreut. Sie ergötzte den Kreis der bedeutenden Männer, der sich allabendlich zu Musik und jeder Unterhaltung in ihrem Hause versammelte, vor allem durch ihren Humor. Und unter diesen Männern waren manche Freunde und Gönner Mozarts, der Hofrath von Born, Baron Gemmingen, der deutsche Hausvater, den wir von Mannheim her kennen, und Fürst Kaunitz. Der Fürst Karl Lichnowsky, Mozarts Freund und Schüler, war Schwiegersohn dieser edlen Frau. „Und obendrein hat sie drei Grazien von Töchtern, wo jede ein Engel von eigener Gattung ist, lauter unbefangene Unschuld, heiter wie die Morgensonne und voll natürlichen Verstandes und Witzes, den ich so mit Stillschweigen bewundere, wie den Verstand und Witz eines gewissen Mädchens an der Leine“, schreibt Georg Forster, der berühmte Reisende, an Therese Heyne in Göttingen.

Hier, wo die Bildung ihren Kreislauf vollendet und zur Natur zurückgekehrt war, mochte ein Mozart, das Kind der Grazien und der Liebling von Jedermann, — denn so bezaubernd wirkte die Liebenswürdigkeit seines Wesens, daß in seiner Nähe sich Jeder wie von dem Schein der lieben Sonne erhellt und erwärmt fühlte, — hier mochte er sich gar wohl fühlen und auf kurze Stunden den steten Drang und die ewige Noth seines Tagesdaseins vergessen. Auch verstand er es, mit dem ihm wie jeder bedeutenden Natur eigenen Unabhängigkeitssinn sich durchaus frei zu erhalten von einer Unterordnung unter die bloße Standeshoheit. Er war bescheiden und zuthunlich, ohne seiner persönlichen Würde im Verkehre mit den hohen Herren etwas zu vergeben, vielmehr war er liebenswürdig und bequem mit ihnen und ihrer mancher war sein persönlicher Freund. Niemals aber fiel es ihm ein, das hohe unantastbare Vorrecht seines Geistes in trotzig stolzer oder gar übermüthiger Weise geltend zu machen. Er war sich seines Genies vollkommen bewußt und ließ es wirken wie eine stille Macht, der sich der Verstehende freiwillig beugt.

Die reichste Mittheilung geistiger Dinge freilich fand er in dem von Greinerschen Hause, wo Dichter, Schauspieler, Künstler und Gelehrte zusammenkamen: Denis, Blumauer, Alxinger, Georg Forster, der große Schröder, Cimarosa und viele Andere. Die Musiker versammelten sich am meisten in dem Hause der Geschwister Martinez, wo Metastasio der Tochter Marianne zu einer seltenen Geistesbildung und durch Haydn, der als junger Mensch in einem Dachstübchen des Hauses wohnte, und Porpora zu einer ungewöhnlichen musikalischen Tüchtigkeit verholfen und ihr und dem Bruder auch sein großes Vermögen hinterlassen hatte. Mozart, der schon als Knabe in diesem Hause gewesen war, nahm regelmäßigen Antheil an ihren musikalischen Gesellschaften. Ebenso verhielt es sich mit dem Hause des Herrn von Keeß, dessen Frau er eines Abends so lange hatte auf das versprochene Lied warten lassen, und mit dem des „Damendoctors“ von Genzinger, dessen Gattin eine besondere Freundin Haydns war.

In all diesen Gesellschaften war Mozart gern gesehen, denn

stets aufgeräumt und voll guter Einfälle wie er war, hätte er kaum seiner wunderbaren Gaben bedurft, um sich die Herzen Aller zu gewinnen. Aber auch mit diesen war er ja nicht sparsam. Er ließ sich niemals bitten und spielte Jedem vor, der Vergnügen daran fand, ihn zu hören. Und wer hätte das nicht gethan! — Doch gab es auch wohl Leute, die während seines Spieles andere Dinge trieben. „Nichts aber brachte ihn so sehr auf", wird berichtet, „als Unruhe, Getöse oder Geschwätz bei der Musik. Da gerieth der sonst so sanfte, muntere Mann in den größten Unwillen und äußerte ihn sehr lebhaft. Es ist bekannt, daß er einst mitten im Spiel vom Klavier aufstand und die unaufmerksamen Zuhörer verließ! — Zuweilen half er sich aber auch durch satirische Laune. Ein Kunstliebhaber (nicht in Wien) hatte eine Gesellschaft von Honoratioren zu sich geladen. Mozart, der unter Kennern und Liebhabern zu sein glaubte, überließ sich ganz dem Fluge seiner Phantasie. Doch die Zuhörer, die das nicht verstanden, begannen eine lebhafte Conversation. Mozart bearbeitete nun sein Thema mit steigender Heftigkeit und fing dabei an, über sein Publikum unbarmherzig zu schimpfen. Glücklicherweise war ihm dabei die italienische Sprache in den Mund gekommen. Gleichwohl merkten seine Zuhörer, um was es sich handle, und verstummten beschämt. Mozart mußte nun über sein Herauspoltern selbst lachen, er nahm sogleich eine beliebte Melodie auf, variirte sie und entzückte nun seine Zuhörer. Und als er fortging, nahm er den Herrn vom Hause, der in der peinlichsten Verlegenheit gewesen war, mit zu sich, lud noch einige alte Musiker ein, bewirthete sie und spielte ihnen bis tief in die Nacht. Denn vor Kennern war er unermüdlich im Spielen."

Die schönste Befriedigung des Herzens scheint er aber in der der Familie des berühmten Botanikers von Jacquin gefunden zu haben. Dieser hatte drei Kinder. Um den älteren Sohn Joseph sammelte sich die gelehrte Welt, um den lebhaften Gottfried und die liebenswürdige Franziska die heitere junge Gesellschaft. Mozart wohnte längere Zeit in ihrer Nähe auf der Landstraße. Franziska war seine beste Schülerin und auch Gottfried hatte

Stimme. Für beide componirte Mozart mancherlei, wir werden ihnen noch öfter begegnen. Gottfried von Jacquin war es auch, dem das bekannte Bandl-Terzett seinen Ursprung verdankt. Mozart hatte nämlich seiner Frau ein neues Band geschenkt, das diese, als sie mit Jacquin spazieren fahren sollten, anlegen wollte und nicht finden konnte. Sie rief: „Liebes Mandl, wo ist's Bandl?" Der half dann suchen, Jacquin suchte mit und fand es, wollte es aber nicht sogleich hergeben, hielt es hoch in die Höhe und da er ein langer Herr war, konnte es das kleine Ehepaar nicht erhaschen. Bitten, Schelten und Lachen wurden immer lebhafter, bis auch der Hund dem Räuber zwischen die Beine fuhr. Dann lieferte er das Band aus und meinte, die Scene gebe wohl ein komisches Terzett. Mozart erfand sich auch einen Text im Wiener Dialekt dazu und schenkte es seinem Freunde. Ein Pendant dazu ist der Canon „Caro mio Schluck und Druck". Und aus derselben Zeit stammt das herzigste aller Lieder, in dem Dichter und Musiker zum schönsten Bunde sich geeinigt haben, das Veilchen. Für welch reizendes Veilchen mag wohl dieses Lied geschrieben sein? Es ist viel davon phantasirt worden, aber man weiß es nicht.

So wußte Mozart sich und seiner Umgebung das Leben zu verschönen. Jede gesellige Gelegenheit fand ihn bereit, die Freude durch einen Gesang zu erhöhen. Auf diese Art entstand dann mancher Canon, da Mozart diese Form besonders liebte, um seiner komischen Laune Luft zu machen. Es sind ihrer viele weit und breit bekannt, doch nur wenige unter Mozarts Namen. Denn er selbst legte keinen Werth auf die Bewahrung solcher Gelegenheitscompositionen. Die Texte pflegte er sich selbst zu machen, und so derb und auch oft albern sie sind, die Musik erhebt das Ganze in die Region des echten Humors. In dem Jahre, wo wir jetzt in unserer Lebensbeschreibung stehen, kam der Tenorist Nepomuk Peierl, der in Salzburg mehrere Jahre beim Theater gewesen war, nach Wien. Er hatte eine eigenthümliche Aussprache, mit der man ihn gern hänselte, und Mozart schrieb deshalb einen dreistimmigen Canon auf einen Text, der durch diese Sprache eine besonders komische Wirkung machte: Difficile lectu mihi Mars et jo-

nieu, wobei das letzte Wort so gebraucht ist, daß beim Singen cujoni herauskommt. Kaum war derselbe gesungen, als die Sänger das Blatt umwendeten und einen vierstimmigen Canon sangen auf den Text: „O Du eselhafter Peierl! o Du peierlischer Esel! Du bist so faul als wie ein Gaul, der weder Kopf noch Haxen hat, mit Dir ist gar nichts anzufangen, ich seh' Dich noch am Galgen hangen. Du dummer Gaul! Du bist so faul! Du dummer Peierl bist so faul als wie ein Gaul; o lieber Freund — — verzeihe mir! Nepomuk! Peierl! verzeihe mir!" Genießbar wird das freilich erst durch die Musik. Und dergleichen Canons, die eine ungemeine Meisterschaft verrathen, schrieb er oftmals aus dem Stegreif nieder.

Von all diesen Kreisen aber, die Mozart mit seiner Kunst erfreute, war auf ihn selbst keiner von größerem Einflusse als der des Barons van Swieten, oder vielmehr dieser Mann wirkte durch seine individuelle Neigung anregend und bildend auf Mozarts Schaffen. Er war lange Zeit als Gesandter in Berlin gewesen und hatte dort, verstandesmäßig wie er von Natur war, eine besondere Vorliebe für die Musik gefaßt, die sich aus der sächsischen Schule, besonders von Sebastian Bach her nach Berlin hinübergepflanzt hatte. Bach's Söhne Friedemann und Philipp Emanuel waren dort persönlich thätig gewesen und eine Reihe anderer Componisten und Theoretiker wie Kirnberger, Quanz, Fasch hatten die Uebung der mehr contrapunktistischen Tonkunst geschaffen und erhalten. Dort war van Swieten mit Händel wie mit Bach bekannt geworden und brachte deren Werke, die damals nur zum allergeringsten Theile im südlichen Deutschland gekannt waren, mit nach Wien. Er selbst gründete dann eine Art von Verein zur regelmäßigen Uebung dieser Musik und zog vor allen auch Mozart hin. Dieser verkehrte in den ersten Jahren seines Wiener Aufenthalts außerordentlich viel in diesem Hause, spielte Fugen und schrieb, angeregt durch dieselben, selbst eine Menge contrapunktistischer Arbeiten, wozu namentlich die schöne große Fuge des Streichquartetts in G gehört, das im Dezember 1782 fertig wurde. Ja er arrangirte sogar einige Fugen aus Bach's „Wohltemperirtem Klavier" für Streichinstrumente und begann auch eine

diese ...
großartigen Bau seiner Klaviersonaten gründete, in denen sich in **Leid und Lust** des Menschen Allerinnerstes offenbaren sollte. Nichts

wurde. Ja
er arrangi . . . einige Fugen aus Bach's „Wohltemperir-
tem Klavier" für Streichinstrumente und begann auch eine

Klaviersuite. Und es war nicht etwa blos die Lust, seine Kraft an diesen verwickelteren musikalischen Formen zu üben, — wie er in diesem Style zu schreiben verstand, beweisen schon die Salzburger Messen, — sondern es begann sich ihm bereits damals mit dem größeren Ernste, der durch mancherlei herben Kampf mit dem Leben überhaupt in sein Empfinden eindrang, auch etwas von dem besonderen Wesen zu erschließen, das diese Heroen der norddeutschen Tonkunst haben und das sie zu der strengen und herben Redeweise führt, die mit der contrapunktistischen Form verbunden ist. Der Eintritt in den Freimaurerorden bezeichnet das erste bedeutsame Erwachen dieses Ernstes, und so finden wir auch, daß die maurerische Trauermusik für Orchester, die er im Juli 1785 bei dem Todesfall der Brüder Mecklenburg und Esterhazy componirte und zu der ihm ein Cantus firmus (fester Gesang, Choral) gegeben war, in ihrer gesammten Anlage contrapunktisch und von einer großartigen polyphonen Ausführung ist. „Mozart hat nichts geschrieben“, sagt mit Recht O. Jahn, „das durch technische Behandlung und vollkommene Klangwirkung schöner, durch ernstes Gefühl und psychologische Wahrheit tiefer wirkte, als dieses kurze Adagio. Es ist der Ausdruck einer männlich gefaßten Gesinnung, die dem Tod gegenüber dem Schmerz sein Recht läßt, ohne sich durch ihn beugen oder blenden zu lassen.“

Nicht lange vorher, am 20. Mai, war auch die allbekannte Fantasie in Cmoll geschrieben, die so manches Spielers Herz mit der tiefsten Rührung ergreift, weil sie einen trüben, fast schmerzvollen Ernst, der trotz allem Ringen mit dem Leben nicht fertig zu werden vermag, in der schönsten Weise ausspricht. Was mag damals schon von Erkenntniß des tiefen Zwiespaltes, der das Leben durchzieht, in die Seele des heiteren Mannes eingezogen sein! Es stehen die Klänge von Don Juans Gericht vor der Thür. Denn dieser Schmerz vermag sich nicht mehr zur friedlichen Versöhnung zu lösen, — nein er kehrt ungestillt in sich selbst zurück. Es ist diese Fantasie das Fundament, auf das ein Beethoven den großartigen Bau seiner Klaviersonaten gründete, in denen sich in Leid und Lust des Menschen Allerinnerstes offenbaren sollte. Nichts

unter Mozarts Klaviersachen geht so unmittelbar jener Bahn voraus, auf der sein großer Nachfolger so manchen tiefsten Ausdruck seines eigenen Empfindens erreichte. Mozart selbst muß gerade diese Fantasie in einer wunderbaren Weise auf seinem Pedalflügel gespielt haben; denn sein Schüler, der berühmte Arzt Joseph Frank, berichtet von seinem großen Erstaunen über den Vortrag dieses Stückes.

Bei einem so reichen und vielseitigen Betriebe der Musik kann man sich die unerhörte Leichtigkeit und Sicherheit erklären, mit der Mozart produzirte. War ihm schon das seltene Glück zu Theil geworden, sogleich von Jugend an und stets das Richtige thun, das heißt die Gaben üben zu können, die ihm Natur gegeben, ohne daß er erst hin und her mit Versuchen gestört worden wäre, was für ihn passe, so hatte eine lebenslängliche unausgesetzte Anwendung seiner Kräfte ihm eine Herrschaft darüber gegeben, wie sie in der Geschichte der Kunst nicht minder unübertroffen dasteht als seine Begabung. Und dies war Sache seines Fleißes. Mozart war ebenso fleißig wie begabt, wenn anders das Fleiß zu heißen verdient, daß Einer in jedem Augenblicke mit all seinen Sinnen und Gedanken bei seinen Dingen ist. Er hatte Recht, seinem Vetter Fridolin Weber 1787 in Wien ins Stammbuch zu schreiben: „Seyen Sie fleißig — fliehen Sie den Müssiggang!“ Er selbst sann und schuf unausgesetzt, am liebsten aber wenn er in der freien Natur war. Don Juan und Zauberflöte sind fast ganz in einem Garten geschrieben worden. „Und wenn er mit seiner Frau durch schöne Gegenden reiste“, erzählt Rochlitz, „sah er aufmerksam und stumm in die ihn umgebende Welt hinaus; sein gewöhnlich mehr in sich gezogenes und düsteres als munteres und freies Gesicht heiterte sich nach und nach auf, und dann fing er an zu singen oder vielmehr zu brummen, bis er endlich ausbrach: Wenn ich das Thema auf dem Papiere hätte! Und wenn sie ihm etwa sagte, daß das ja wohl zu machen sei, so fuhr er fort: Ja mit der Ausführung — versteht sich! Es ist ein albern Ding, daß wir unsere Arbeiten auf der Stube aushecken müssen!“ — In der Seitentasche des Wagens befand sich übrigens immer Notenpapier.

Auch besaß er zu diesem Zwecke eine alte lederne Tasche, die er sein Portefeuille nannte, worin er seine Werthpapiere aufbewahre. Denn hin und wieder schrieb er einen Gedanken oder irgend ein Stück der Ausführung, das ihm besonders wichtig war, auf. Durchweg freilich durfte er sich auf sein Gedächtniß verlassen.

Auch andere interessante Notizen erfahren wir über dieses Mannes Art zu sein. „Er war immer guter Laune", erzählt Sophie Haibl, „aber selbst in der besten sehr nachdenkend, einem dabei scharf ins Auge blickend, auf alles, es mochte heiter oder traurig sein, überlegt antwortend, und doch schien er dabei an ganz etwas anderem tief nachdenkend zu arbeiten. Selbst wenn er sich in der Frühe die Hände wusch, ging er dabei im Zimmer auf und ab, blieb nie ruhig stehen, schlug dabei eine Ferse an die andere und war immer nachdenkend. Bei Tisch nahm er oft eine Ecke der Serviette, drehte sie fest zusammen, fuhr sich damit unter der Nase herum und schien in seinem Nachdenken nichts davon zu wissen, und öfters machte er dabei noch eine Grimasse mit dem Munde. Auch sonst war er immer in Bewegung mit Händen und Füßen, spielte immer mit etwas, z. B. mit seinem Chapeau, Taschen, Uhrband, Tischen, Stühlen gleichsam Klavier." Der Friseur hatte seine liebe Noth ihn zu frisiren, Mozart saß nie still, alle Augenblick fiel ihm etwas ein, dann sprang er wohl ans Klavier und der Friseur mußte ihm mit dem Zopfband in der Hand nachlaufen. Sogar in der Oper hörte die Thätigkeit seines Geistes nicht auf. Dies nahm, wer seine Art genauer kannte, an der unruhigen Bewegung der Hände, am Blick, an der Art, mit der er die Lippen wie zum Singen oder Pfeifen rührte, gar leicht wahr. So mußte seine Frau, so sehr sie von seinen Verehrern immer angegangen wurde, ihn zur Arbeit anzuhalten, es vielmehr für ihre Pflicht ansehen, ihn öfters davon abzuhalten oder doch ihn zu mäßigen. Und doch bestand die große Arbeitsamkeit, die er in den letzten Jahren seines Lebens zeigte, in nichts anderem, als daß er mehr niederschrieb. Er hatte eben mehr Veranlassung die Dinge, die sein Geist fortwährend erzeugte, auch zum Licht des Tages zu fördern.

Morgens um sechs oder sieben Uhr war er schon auf und schrieb. Und doch war er oftmals erst spät in der Nacht von musikalischen Gesellschaften heimgekommen. Allein er hielt es immer so, den frühen Morgen zum Componiren zu verwenden, und machte darin in späteren Jahren nur die eine Aenderung, daß er der Bequemlichkeit wegen im Bette schrieb. Eines Klaviers bedurfte er nicht dazu: „Er schrieb Noten wie Briefe“, erzählt seine Frau ebenso naiv wie treffend, „und probirte seinen Satz erst wenn er fertig war.“ „Dagegen brachte er auch in seinen Mannesjahren halbe Nächte am Klaviere zu; dies waren eigentlich die Schöpferstunden seiner himmlischen Gesänge. Bei der schweigenden Ruhe der Nacht, wo kein Gegenstand die Sinne fesselt, erglühte seine Einbildungskraft in der regsten Thätigkeit und entfaltete den ganzen Reichthum der Töne, welche die Natur in seinen Geist gelegt hatte. Hier war Mozart ganz Empfindung und Wohllaut, hier flossen von seinen Fingern die wunderbarsten Harmonien! Wer Mozart in solchen Stunden hörte, der nur kannte die Tiefe, den ganzen Umfang seines musikalischen Genies; frei und unabhängig von jeder Rücksicht durfte da sein Geist mit kühnem Fluge sich in die höchsten Regionen der Kunst schwingen.“

So sagt Niemtschek, der uns so manchen schönen Zug von seinem unsterblichen Freunde hinterlassen hat. Und Rochlitz spricht ein Wort, in dem man den großen Dichter komischer Opern wiederfindet: „Wenn er auf dem Fortepiano phantasirte, wie leicht war es ihm da, ein Thema so zu bearbeiten, es hier so possierlich, dort so gravitätisch, nun so halsbrechend und spitz oder so flehentlich und miserabel u. s. w. auftreten oder hervorlauschen oder sich hindurcharbeiten zu lassen, daß er mit seinen Zuhörern — und hatte ein ungünstiges Schicksal ihm die offenbarsten Murrköpfe (nur nicht ganz ohne musikalische Cultur) hingesetzt — machen konnte, was er wollte. Das — gerade das, hat vielleicht vor und nach ihm nie ein Klavierspieler in diesem Maße gehabt. Ich kenne das Spiel der meisten ausgezeichneten Virtuosen auf diesem Instrument seit Mozart (Beethoven nicht); ich habe so vieles Vortreffliche — aber

von jenem unerschöpflichen Witz auch nicht das Aehnliche gehört.“ — „Und dann schien dieser zerstreute Mensch“, heißt es bei Schlichtegroll, „ein ganz anderes, schien ein höheres Wesen zu werden. Dann spannte sich sein Geist, und seine Aufmerksamkeit richtete sich ungetheilt auf den einen Gegenstand, für den er geboren war, auf die Harmonie der Töne.“ — Ebenso sagt Prof. Niemtschek: „Da änderte sich sein ganzes Antlitz, ernst und gesammelt ruhte dann sein Auge; in jeder Muskelbewegung drückte sich die Empfindung aus, welche er durch sein Spiel vortrug und in dem Zuhörer so mächtig wiederzuerwecken wußte.“

Sonst war er ja, wie wir wissen, von Erscheinung unbedeutend. „Er war klein, aber von proportionirtem Körperbau mit kleinen Händen und Füßen, früher mager und erst in den letzten Lebensjahren mehr corpulent. Der Kopf war im Verhältniß zum übrigen Körper etwas zu groß. Das stets blasse Gesicht war nicht unangenehm, aber verrieth nichts Außergewöhnliches, auch die Mozartsche Nase fiel nur in den Jahren, da er mager war, durch ihre Größe auf. Das ziemlich große und gut geschnittene Auge mit schönen Brauen und Wimpern war gewöhnlich etwas matt, der Blick unstät und zerstreut“, so zeichnet Jahn die Erscheinung des Mannes, die der Erschaffung jener drei Werke entgegenging, die als in der dramatischen Kunst epochemachend dastehen und in denen sich nach den verschiedensten Richtungen hin das ansammelte, was Mozart als das Resultat seines Lebens, ja als das Resultat seiner ganzen Zeit in sich trug. Der Meister, von dessen Eigenthümlichkeit wir bereits so manchen charakteristischen Zug vernommen haben, war längst fertig. Jetzt sollte er das erste Werk liefern, das für die ganze gebildete Menschheit geschrieben ist, und mit ihm müssen wir uns wieder mehr den inneren Dingen zuwenden, als es in diesem Kapitel geschehen konnte. Denn es beginnt jetzt die Zeit, in der das Wesen unseres Meisters sich allgemach zu vergeistigen beginnt und so lange mit unermüdlicher Energie dem höheren Leben zustrebt, bis selbst die frische Kraft seines jugendlichen Körpers sich verflüchtigt und vor der Zeit auflöst.

Sechzehnter Abschnitt.

Figaros Hochzeit.

1786.

Unendliche Heiterkeit strahlt aus seinen Augen.

Wir sahen bereits, wie Mozart die Bekanntschaft mit dem kaiserlichen Theaterdichter Lorenzo da Ponte machte und dieser ihm ein neues „Büchel“ zu einer Opera buffa versprach. Da Ponte stand mit Salieri in der allernächsten Verbindung, ja Salieri war der Begründer seiner Stellung in Wien und hatte so den ersten Anspruch auf seine Dankbarkeit. Dieser Mann nun konnte nicht wünschen, daß Mozart den ungemeinen Erfolg seiner Entführung jetzt, nachdem das National-Singspiel aufgehoben worden war, auf die italienische Bühne übertrage, und so zögerte da Ponte mit dem versprochenen Texte. Bald aber traten Ereignisse ein, welche die beiden Italiener vollständig voneinander trennten. Paesiello war, wie wir oben sahen, nach Wien gekommen, vom Kaiser sehr begünstigt und mit der Composition einer neuen Oper beauftragt worden, zu welcher der Dichter Casti, ein Rivale da Pontes und ebenfalls um die durch den Tod Metastasios erledigte Stelle eines Poeta cesareo (kaiserlichen Hofdichters) bemüht, den Text geliefert hatte. Es war „Il Rè Teodoro“ (König Theodor). Die Oper erlangte einen ungemeinen Erfolg, und Paesiello's wie Casti's Namen lebte auf Aller Lippen. Das war für Salieri sehr unbequem. Zwar hatte auch er einen Text da Pontes, den allerdings dieser selbst für sehr unbedeutend hielt, bereits unter Händen, „Il ricco d'un giorno“ (Der Eintagsreiche). Allein er zog es vor, zunächst nach Paris zu gehen, und erntete in der That mit einer neuen Oper „Die Danaiden“ großen Ruhm.

Derweilen war der Lärm des „Rè Teodoro“ etwas verklungen, und jetzt konnte der „Ricco d'un giorno“ vollendet werden. Allein

diese Oper gefiel durchaus nicht. Da Ponte sagt, weil Salieri, ganz auf die Gluckschen Neuerungen bedacht, seine bisherige melodienreiche Weise vergessen habe, Salieri aber meinte wegen des schlechten Textes und schwur, sich eher die Hand abhacken zu lassen als wieder einen Vers von da Ponte zu componiren. Genug, die Beiden entzweiten sich. Salieri wendete sich nun zu Casti, erhielt auch einen Text „Die Grotte des Trofonius" und gewann mit dessen Composition einen gewaltigen Erfolg. Da Ponte seinerseits wandte sich zu dem Spanier Martin und schrieb für ihn den „gutmüthigen Griesgram", der ebenfalls viel Beifall fand. Zugleich aber wendete er sich an Mozart, dessen Genie er schon damals erkannt zu haben behauptete. Er hatte unsern Maestro in dem Hause des Baron Wetzlar, bei dem Mozart einige Zeit gewohnt, kennen gelernt. Wetzlar war ein großer Liebhaber der Musik und einer der eifrigsten Gönner Mozarts. Auch diesmal erbot er sich, als dieser, zwar bereit eine Oper zu schreiben, den Zweifel aussprach, ob man sie auch zulassen werde, in großmüthiger Weise dem Dichter ein anständiges Honorar zu zahlen und äußersten Falles die Aufführung der Oper in London oder Frankreich zu vermitteln. Dies lehnte nun zwar da Ponte ab, allein es sollte doch große Mühe kosten, mit dem Text, den sie gewählt hatten, durchzudringen.

Es war nämlich damals fast über sämmtliche Bühnen Europas ein Lustspiel gegangen, das durch seine soziale Tendenz die Gemüther in Bewegung setzte: „Le mariage de Figaro ou la folle journée" (Die Hochzeit des Figaro oder der tolle Tag). Dieses Stück, das die rücksichtslose Willkür des höheren Adels in der pikantesten Weise geißelte, deshalb in Paris verboten und nach mancherlei Drängen des Publikums endlich doch zur Aufführung gelangt war, hatte auf diese Weise eine gewisse politische Bedeutung gewonnen und war auch in Wien, wie freilich da Ponte sagt, wegen seines „unmoralischen Styls" vom Kaiser bald verboten worden. Gleichwohl hatten die wenigen Aufführungen auch dort alles in Aufregung versetzt, und zumal Mozart war, wohl nicht durch das politische Element, aber desto mehr durch die dramatische Lebendigkeit, die dieses Lustspiel auszeichnet, ungemein angezogen

worden. Da Ponte erzählt, daß Mozart selbst ihm diesen Stoff als Text zu einer Oper vorgeschlagen habe. Denn dieser suchte ja schon längst nach einem passenden „Büchel" und hatte die bereits angefangene „Gans von Kairo" blos wegen der „dummen Gans-historie" liegen lassen und den „Sposo deluso" (Gefoppten Bräutigam) von dem ebenfalls noch Entwürfe vorhanden sind, wahrscheinlich aus ähnlichen Gründen. In Figaros Hochzeit aber schien ihm Leben und dramatische Verwicklung genug vorhanden zu sein, und als da Ponte, der sicherlich ebenso bereits auf dieses Stück aufmerksam geworden war, sich zu einer Bearbeitung desselben bereit erklärte, ward die Sache sogleich ins Werk gesetzt, und bereits im Herbste 1785 finden wir Mozart mit der Composition des Werkes beschäftigt.

Nun berichtet aber der Sänger Kelly, Mozarts Freund, der den Basilio und später den Don Curzio sang, ausdrücklich, der Kaiser selbst habe Mozart den Auftrag gegeben, diese Oper zu schreiben. Wahrscheinlich ist dies dann auch geschehen, als da Ponte die Erlaubniß nachsuchte, den Text bearbeiten zu dürfen. Er hatte dabei wieder mit mancherlei Cabalen zu kämpfen. Der Kaiser selbst trug Bedenken: Mozarts wegen, der zwar ein vortrefflicher Instrumentalcomponist sei, aber erst eine Oper geschrieben habe, an der „nicht allzuviel sei", und des Stückes wegen, das er ja verboten habe. Aber endlich erlangte da Ponte doch die Erlaubniß, und da mag denn der Kaiser, zumal als er einen Theil der Oper gehört hatte, zugleich ausdrücklich den Auftrag gegeben haben, daß Mozart dieselbe vollende. Damit kann immerhin in Einklang gebracht werden, wenn da Ponte berichtet, die Oper sei ganz im Stillen geschrieben worden. Denn als da Ponte um die Erlaubniß einkam, war allerdings bereits ein großer Theil der Musik fertig. Nachher aber schrieb Mozart im kaiserlichen Auftrag und wir finden ihn offen mit dem Intendanten Grafen Rosenberg verhandeln.

Wie sehr mußte unser Meister wünschen, jetzt einmal wieder einer bedeutenden Erfolg zu erringen, der sowohl seinem Ruhm wie seinen häuslichen Verhältnissen in nachhaltig entscheidender Weise

aufhelfe. Denn die 100 Ducaten, die ihm Artaria für die sechs Haydn-Quartetts gezahlt hatte, bedeuteten nicht viel in einer Wirthschaft, die wegen ihrer Unregelmäßigkeit reichlichere Mittel erforderte. Der Sommer hatte keine Akademien gebracht und ebenso nicht viel Lectionen. Auch mußte jetzt alle mögliche Zeit auf die neue Composition verwendet werden, die Scolaren, die sonst bereits um zehn Uhr ihre Plage beginnen durften, wurden sämmtlich auf den Nachmittag bestellt, den Morgen mußte der Maestro zur Arbeit frei haben. Daher begreift es sich, wenn im November wieder ein Zettelchen erfolgte, wie dieses: „Lieber Hoffmeister, ich nehme meine Zuflucht zu Ihnen und bitte Sie mir unterdessen mit etwas Geld beyzustehen, da ich es in diesem Augenblick sehr nothwendig brauche. — Dann bitte ich Sie sich Mühe zu geben, mir sobald als möglich das Bewußte zu verschaffen. — Verzeihen Sie, daß ich Sie immer überlästige; allein da Sie mich kennen und wissen, wie sehr es mir daran liegt, daß Ihre Sachen gut gehen möchten, so bin ich auch überzeugt, daß Sie mir meine Zudringlichkeit nicht übel nehmen werden, sondern mir ebenso behülflich seyn werden als ich Ihnen." — Hoffmeister sandte darauf ganze — 2 Ducaten.

Der Kapellmeister F. A. Hoffmeister war zugleich Verleger, und Mozart hatte ihm, dem maurerischen Bruder, versprochen eine Reihe von Kammercompositionen für ihn zu schreiben, von denen das herrliche Klavierquartett in G-moll — „das Beste was ich in meinem Leben geschrieben", sagt er selbst — im Juli dieses Jahres 1785 den Anfang gemacht hatte. Als aber Hoffmeister klagte, das Publikum finde Mozarts Compositionen zu schwer und wolle sie nicht kaufen, entband dieser ihn freiwillig seines Contractes und die Fortsetzung ward aufgegeben.

Es ist überhaupt schmählich, wie manche Musikalienhändler die Gutmüthigkeit und die Sorglosigkeit Mozarts in jener Zeit mißbrauchten. Sie wußten sich von den meisten seiner Klaviersachen, die er oft nur aus Gefälligkeit für Bekannte zu schreiben pflegte, Abschriften zu verschaffen und druckten dann lustig darauf los. Besonders hatte, erzählt Rochlitz, ein gewisser ziemlich berühmter

Kunsthändler eine Menge solcher Geschäfte gemacht und eine Menge Mozartscher Compositionen gedruckt, verlegt, verkauft, ohne den Meister nur darum zu fragen. Einst kam ein Freund zu diesem. „Da hat der A...... wieder einmal eine Partie Variationen fürs Klavier von Ihnen gedruckt; wissen Sie davon?" — „Nein!" — „Warum legen Sie ihm aber nicht das Handwerk einmal?" — „Ei, was soll man viel Redens machen: es ist ein Lump!" — „Es ist aber hier nicht blos des Geldes, sondern auch Ihrer Ehre wegen." — „Nun, wer mich nach solchen Bagatellen beurtheilt, ist auch ein Lump. Nichts mehr davon!" — Ebenso war ihm mit dem Klavierauszuge der Entführung, den er selbst bei Torricella in Wien herausgeben wollte und schon begonnen hatte, bereits in Augsburg Einer zuvorgekommen. Allein es ist dabei wiederum zu bemerken, daß Mozarts Namen damals keineswegs schon allgemein verbreitet war und daß die Verleger deshalb nicht viel zu zahlen vermochten. Auch waren die damaligen Ohren noch nicht an so ernste gehaltvolle Musik gewöhnt. Ja die Haydn-Quartetts wurden dem Verleger von Italien zurückgeschickt, weil der Stich so fehlerhaft sei. Man hatte die vielen fremden Harmonien, namentlich die so wundervoll scharf dissonirenden Stellen für Stichfehler gehalten. Ebenso rief ein Graf, als seine Leute diese Sachen aufführten, einmal über das andere: „Sie spielen ja falsch!" Und als man ihn vom Gegentheil überzeugte, zerriß er die Noten auf der Stelle. Darum ist es wohl glaublich, daß Hoffmeister zu Mozart sagte: „Schreib' leichter, sonst kann ich nichts mehr von Dir drucken und bezahlen!" worauf Mozart antwortete: „Nun, so verdiene ich nichts mehr und hungere und scher' mich doch den Teufel darum." — Allein er hatte Weib und Kind zu Hause, und für diese galt es zu sorgen.

Das eigenhändige Verzeichniß Mozarts weist in diesem Winter nicht viel Compositionen nach. Im November schrieb er zwei Stücke in die Oper eines Andern, dann die Sonate für Klavier und Violine in C mit dem schönen Adagio und gleich darauf ein Klavierconcert, das er in einem Zwischenacte spielte. Den größten Theil der Zeit aber nahm wohl die Composition des Figaro

weg, der freilich erst unter dem 29. April 1786 als fertig eingetragen steht. Inzwischen fanden nämlich die zeitraubenden Proben statt, die wiederum manche Widerwärtigkeiten mit sich brachten. „Es waren drei Opern auf dem Tapet", erzählt Kelly, „eine von Rhigini, eine von Salieri und eine von Mozart. Sie waren so ziemlich gleichzeitig zur Aufführung fertig, und jeder Componist nahm das Recht für sich in Anspruch seine Oper zuerst aufzuführen, dadurch entstand große Uneinigkeit und es bildeten sich Parteien. Der Charakter der Männer war sehr verschieden. Mozart war auffahrend wie Schießpulver und schwur die Partitur seiner Oper ins Feuer zu werfen, wenn sie nicht zuerst auf die Bühne käme; seine Ansprüche wurden von einer eifrigen Partei unterstützt. Im Gegentheil arbeitete Rhigini wie ein Maulwurf im Dunkeln, um den Vorsprung zu gewinnen. Der dritte Candidat war Hofkapellmeister, ein schlauer gewandter Mann, der besaß was Bacon die Klugheit der krummen Wege nennt, und seine Ansprüche wurden von drei der Hauptsänger unterstützt, welche eine nicht leicht zu besiegende Cabale anzettelten. Jeder von den Operisten nahm an diesen Zwistigkeiten Theil. Ich allein stand auf Mozarts Seite, sehr natürlich, denn er hatte ein Recht auf meine wärmste Theilnahme durch meine Bewunderung seines mächtigen Talentes und meine Dankbarkeit für manche persönliche Gefälligkeit. Endlich wurde der Streit geschlichtet durch den Befehl des Kaisers, Mozarts Oper sogleich zu probiren."

Salieris „Grotte des Trofonius" von Casti war freilich bereits im Oktober gegeben worden, und es ist nicht denkbar, daß die Composition des Figaro schon damals bis zur Probe gediehen war, obwohl da Ponte berichtet, die ganze Oper sei in sechs Wochen geschrieben worden. Manches mag allerdings fertig gewesen sein. Es bestätigt sich aber auch aus einer Anekdote, welche da Ponte mittheilt, mit welchen Cabalen Mozart zu kämpfen hatte und wie schließlich immer der Kaiser durchgreifen mußte. Denn auch Graf Rosenberg der Intendant war „ein abgesagter Feind des Deutschen, der durchaus nichts hören kann, was nicht italiänisch ist". Da Ponte erzählt also: Der Regisseur Bussani (der Sänger, für

welchen die Partie des Bartolo bestimmt war) meldete dem Grafen Rosenberg, daß im Figaro — im dritten Act bei der Hochzeitsfeierlichkeit, während Susanne dem Grafen das Billet zusteckt — ein Ballet angebracht sei. Dieser ließ den Dichter kommen, erinnerte ihn, daß der Kaiser kein Ballet wolle und riß, ohne auf die Einwendungen zu hören, die Scene aus dem Textbuch heraus. Mozart war außer sich, als er diese Neuigkeit erfuhr, wollte den Grafen zur Rede stellen, Bussani prügeln, sich an den Kaiser wenden, die Partitur zurücknehmen, — es kostete Mühe ihn zu beruhigen. In der Generalprobe war der Kaiser zugegen, dem Befehl Rosenbergs gemäß blieb das Ballet fort, Susanna und der Graf machten, während alles still war, ihre nun unbegreiflichen Gesten; erstaunt fragte der Kaiser, was denn das zu bedeuten habe, und befahl, als ihm da Ponte die nöthigen Aufklärungen gegeben hatte, sogleich für ein anständiges Ballet zu sorgen.

Indessen gab der Kaiser, der durch diese Proben wieder an Mozarts Kunst erinnert worden war, ihm gerade in dieser Zeit seine Gunst auch noch auf andere Art zu erkennen. Zur Verherrlichung eines großen Gartenfestes zu Schönbrunn im Februar des neuen Jahres 1786 hatte er eine dramatische Aufführung befohlen, bei der die ausgezeichnetsten Mitglieder des Schauspiels wie der deutschen und der italienischen Oper thätig sein sollten. Stephanie der jüngere, derselbe, von dem der Text zur Entführung bearbeitet worden, hatte das Stück geschrieben. Es war „Der Schauspieldirector“. Frank hat die Concession zu einem Theater in Salzburg erhalten und befindet sich in großer Verlegenheit, ohne Geld die nöthigen Mitglieder sogleich zu engagiren. Es singen ihm nun verschiedene Primadonnen und Sänger Probe, und ebenso spielen verschiedene Schauspieler und Schauspielerinnen ihre Musterstücke. Das ist der einfache Inhalt eines Stückes, aus dem so manche unwürdige Darstellung der Person und Verhältnisse Mozarts gemacht worden ist. Mozart hatte für dieses kleine Singspiel die Musik zu schreiben und componirte zu diesem Zweck eine Ouvertüre, zwei Arien, das berühmte Terzett: „Ich bin die erste Sängerin“, und das Finale. Alles andere, was heute in dieses Stück eingelegt

wird, ist allerdings auch von Mozart, aber für ganz andere Zwecke geschrieben.

Derweilen nahte die Zeit der Aufführung von Figaros Hochzeit. Den 18. April schreibt der Vater an Marianne: „Am 28. geht le nozze di Figaro zum erstenmal in die scena. Es wird viel seyn, wenn er reüssirt, denn ich weiß, daß er erstaunlich starke Cabalen wider sich hat. Salieri mit seinem ganzen Anhange wird wieder suchen Himmel und Erde in Bewegung zu setzen. Duschek sagte mir neulich, daß Dein Bruder so viele Cabalen wider sich habe, weil er wegen seines besonderen Talents und Geschicklichkeit in so großem Ansehen stehe.“ Und Niemtschek berichtet, man erzähle allgemein, daß welsche Sänger aus Haß, Neid und niedriger Cabale bei der ersten Vorstellung sich alle Mühe gegeben, die Oper zu stürzen, sodaß die Sänger durch eine ernste Warnung des Kaisers zu ihrer Pflicht gewiesen werden mußten. Aber ganz im Gegensatz dazu berichtet Kelly, die Oper sei damals so vorzüglich gegeben worden, daß, wie oft und gut er sie auch später habe darstellen sehen, doch jene ersten Wiener Aufführungen davon so unterschieden gewesen seien wie das Licht von der Finsterniß. „Alle ersten Darsteller hatten den Vortheil durch den Componisten selbst unterwiesen zu werden, der seine Ansichten und seine Begeisterung auf sie übertrug. Nie werde ich sein kleines belebtes Antlitz vergessen, wie es leuchtete, erglühend vom Feuer des Genius — es ist nicht möglich das zu beschreiben, so wenig als Sonnenstrahlen zu mahlen“, so sagt er in lebhafter Schilderung.

„Ich erinnere mich“, fährt er dann fort, „wie Mozart im rothen Pelz und Tressenhut bei der ersten Generalprobe auf der Bühne stand und das Tempo angab. Benucci sang Figaros Arie Non più andrai (Nun vergiß leises Flehn süßes Wimmern) mit der größten Lebendigkeit und aller Kraft seiner Stimme. Ich stand dicht neben Mozart, der sotto voce (leise) wiederholt rief: bravo, bravo Benucci; und als die schöne Stelle kam: Cherubino, alla vittoria, alla gloria militar! (zum Sieg, zum Ruhme!), welche Benucci mit Stentorstimme sang, war die Wirkung auf alle, die Sänger auf der Bühne wie die Musiker im Orchester, eine wahr=

haft elektrische. Ganz außer sich vor Entzücken rief alles **bravo! bravo Maestro! viva! viva! viva grande Mozart!** (Bravo, es lebe der große Mozart!) Im Orchester konnten sie kein Ende finden mit Klatschen und die Geiger klopften mit den Bogen auf die Notenpulte. Der kleine Mann sprach in wiederholten Verbeugungen seinen Dank für den enthusiastischen Beifall aus, der ihm auf so außerordentliche Weise ausgedrückt wurde."

Am 1. Mai wurde die Oper zum ersten Male aufgeführt und „nie hat man einen glänzenderen Triumph gefeiert, als Mozart mit seinen Nozze di Figaro", sagt Kelly. Das Haus war gedrängt voll und fast jedes Stück mußte wiederholt werden, sodaß die Oper beinahe die doppelte Zeit währte. Und doch wurde am Schluß das Publikum nicht müde zu klatschen und Mozart herauszurufen. Wie mag ihm da das Herz höher geschlagen haben! — Endlich, endlich war ein Sieg errungen, und ein Sieg wider die Welschen! „Bei der zweiten Aufführung von der Opera Deines Bruders", schreibt der Vater, „sind fünf Stück und bey der dritten Aufführung sieben Stück repetirt worden, worunter ein kleines Duett dreimal hat müssen gesungen werden." Wie schade, daß der Vater die eigenen Briefe Mozarts über diese Vorgänge vernichtet hat!

Allein die Freude sollte wiederum von keiner langen Dauer sein. Schon nach den ersten Aufführungen hatte man mit feiner Berechnung dem Kaiser den Rath gegeben, das Dacapo-Rufen zu verbieten, und Kelly erzählt, wie Joseph nach diesem Verbote in einer Probe zu einigen Sängern trat und sagte, er glaube ihnen dadurch eine Wohlthat erwiesen zu haben, denn das beständige Wiederholen müsse ja für sie ermüdend und höchst lästig sein. Ja, habe Nancy Storace, die Sängerin der Susanna, erwidert, es ist uns allerdings sehr lästig, und Benucci und Mandini (Graf Almaviva) haben durch eine Verbeugung ihre Zustimmung ausgedrückt; er aber habe dreist zum Kaiser gesagt: „Glauben Ew. Majestät ihnen das ja nicht, sie alle wünschen, daß man ihnen Dacapo rufe, ich wenigstens kann es von mir bestimmt versichern", — worauf der Kaiser lachte.

So war die italienische Partei thätig, den Figaro von der Bühne zu verdrängen. Eine solche Concurrenz hatte selbst ein Salieri zu fürchten, ob er gleich fest in der Gunst des Kaisers wie des Publikums stand. Allgemach würde sich, so dachte er, der Geschmack beider an den tieferen Gehalt dieser Musik gewöhnen und die beliebte welsche Weise matt finden, sodaß ihnen bald für ihre Musik Niemand mehr ein Stück Brod geben werde. Und doch sollten noch mehr als ein Menschenalter später Rossini und seine Trabanten glänzen! Man that also von Directions wegen dafür, daß die Oper, die bei solch enormem Beifall nicht ohne weiteres entfernt werden konnte, wenigstens nicht gar zu oft und namentlich nicht zu rasch hintereinander gegeben werde. Sie erschien denn auch in diesem Jahre nur neunmal auf dem Repertoir. Das war freilich viel gegen gewöhnliche Opern und nur noch eine Oper, der genannte Griesgram von Martin, hatte ebensoviel Aufführungen in diesem Jahre. Allein man legte die Aufführungen des Figaro möglichst weit auseinander, und als nun im November wiederum eine Oper von Martin, die „Cosa rara“ (deutsch: Lilla oder Schönheit und Tugend) einen unglaublichen Erfolg errang und sowohl beim Publikum wie beim Kaiser den Figaro in Schatten stellte, konnte man ihn in der That zunächst ganz beseitigen. Er kam dann auch die nächsten Jahre nicht wieder zur Aufführung

Wie mußte dies unsern Meister, der sich bewußt war, ein Meisterwerk geschrieben zu haben, das alle jene Opern hundertfach überragte und das auch bereits die vollste Anerkennung gefunden, in tiefster Seele kränken! — Er hatte sich nachhaltigen Ruhm und zugleich einen sichern Erfolg für seine materielle Stellung davon versprochen, und mit vollem Recht, und jetzt sah er sich gegen die seichte Spielerei der Welschen zurückgesetzt, der verhaßten Welschen, die obendrein im Ueberflusse schwelgten, derweilen er mit Bedrückung, ja mit Noth zu kämpfen hatte. Wiederum war das leidige Stundengeben sein Loos, und sehr wehe thut das Wort, das er in diesen Tagen zu Gyrowetz sprach, der so eben nach Italien zu gehen dachte. „Sie glücklicher Mann!“ sagte Mozart; „ach könnte ich mit Ihnen reisen, wie froh wäre ich! Sehen Sie, da muß ich itzt

noch eine Stunde geben, damit ich nur etwas verdiene.“ Auch die meisten Compositionen dieser Zeit weisen auf das bloße Bedürfniß des Unterrichts hin, bis im Herbst wieder etwas für die Akademien, deren Mozart im November vier gab, geschrieben ward. Wie begreiflich ist es, daß er jetzt lebhafter als je daran dachte, Wien ganz zu verlassen und nach London zu gehen, zumal gerade damals sein Schüler Thomas Attwood, der Freund Kelly und die Geschwister Storace ihm die schönsten Hoffnungen machten. Und als ihn nun seine Frau im Oktober mit dem dritten Kinde beschenkt hatte, einem Knaben, der wieder den Namen Leopold erhielt, aber schon im nächsten Frühjahre starb, schrieb Mozart seinem Vater, daß er in der zweiten Hälfte des Faschings eine Reise durch Deutschland nach England zu unternehmen beabsichtige, wenn dieser sich entschließen könne für die Zeit der Abwesenheit, da Constanze ihn begleiten werde, die beiden Kinder mit den „Menschern“, wie in Wien die Mägde heißen, natürlich gegen volle Entschädigung zu sich ins Haus und unter seine Aufsicht zu nehmen. Allein davon wollte der Vater durchaus nichts wissen. „Ich habe ihm tüchtig geschrieben und versprochen die Continuation meines Briefes mit nächster Post ihm zu schicken“, heißt es hart genug in einem Briefe an die Tochter; „der gute ehrliche Silhouettenmacher Hr. Müller hatte Deinem Bruder den Leopoldl gelobt, folglich hat er erfahren, daß das Kind bey mir ist, welches ich ihm niemals geschrieben hatte; also kam ihm oder vielleicht seiner Frau der gute Einfall. Das wäre freilich nicht übel — sie könnten ruhig reisen — könnten sterben — könnten in England bleiben — da könnte ich ihnen mit den Kindern nachlaufen — oder der Bezahlung, die er mir für Menscher und Kinder anträgt u. s. w. Basta! meine Entschuldigung ist kräftig und lehrreich, wenn er es benutzen will.“

Das mochte nun gerade auch nicht erbaulich sein für den schwer geplagten Mozart, und der Vater meint, er werde sobald keinen Brief von ihm erhalten, ob er ihm gleich „ganz liebreich“ alles vorgestellt habe. Allein schon nach wenig Tagen lief ein Schreiben Wolfgangs ein, woraus die Tochter abnehmen werde, daß ihn seine Antwort ganz beruhigt habe. Und doch mochte es den Sohn em-

pfindlich berühren, daß er den Vater so gegen sich und seine Frau eingenommen sah, zumal dieser für die Tochter, die seit zwei Jahren verheirathet war, und für ihren Buben die liebevollste, ja eine fast rührende Theilnahme beweist. So kam denn mancherlei zusammen, Mozart recht in der Seele trübgestimmt zu machen. Nach England ging er freilich auch diesmal nicht. Er wollte erst feste Zusicherungen haben. Allein sein Auge blieb fortan nach außen gerichtet. Wie froh mußte er also sein, als ihm auch wirklich von außen her eine Erleichterung kam — von Prag.

Man hatte hier, wo die Entführung bereits allgemein beliebt war, auch sogleich den Figaro auf die Bühne gebracht und das Entzücken dieser musikbegeisterten Böhmen über solch ein Werk war gränzenlos. Zudem hatte Mozart dort nahe Freunde an dem Künstlerpaare Duschek. Schon im Jahre 1777 waren diese musikalischen Eheleute, die damals großen Rufs genossen, nach Salzburg gekommen und mit Mozarts bekannt geworden. Die junge lebhafte Frau, die mit Wolfgang von gleichem Alter war und wie er die Neigung besaß, sich über die Leute aufzuhalten, hatte einen gewissen Eindruck auf ihn gemacht und er hatte ihr damals eine herrliche Arie geschrieben. Seitdem waren die Familien stets miteinander im Verkehr geblieben. Im Frühjahr 1786 kamen Duscheks nach Wien und waren daher Zeugen der Cabalen, mit denen Mozart vor der Aufführung seiner Oper zu kämpfen hatte. Sie hatten dann hernach in Prag das Beste davon erzählt und so die Aufführung veranlaßt. „Figaro wurde im Jahre 1786 von der Bondinischen Gesellschaft auf die Bühne gebracht", berichtet Niemtschek, „und gleich bei der ersten Vorstellung mit einem Beifall aufgenommen, der nur mit demjenigen, welchen die Zauberflöte nachher erhielt, verglichen werden kann. Es ist die strengste Wahrheit, wenn ich sage, daß diese Oper fast ohne Unterbrechen diesen ganzen Winter gespielt ward und daß sie den traurigen Umständen des Unternehmers vollkommen aufgeholfen hatte. Der Enthusiasmus, den sie beim Publikum erregte, war bisher ohne Beispiel, man konnte sich nicht genug daran satt hören. Sie wurde bald von einem unserer besten Meister, Kucharz, in einen guten Klavier-

auszug gebracht, in blasende Partien, ins Quintett für Kammermusik, in teutsche Tänze verwandelt, kurz Figaros Gesänge wiederhallten auf den Gassen, in den Gärten, ja selbst der Harfenist auf der Bierbank mußte sein Non più andrai (Dort vergiß) tönen lassen, wenn er gehört sein wollte."

So war es nicht zu verwundern, wenn das Orchester und eine Gesellschaft großer Kenner und Liebhaber, wie der Vater an Nannerl berichtet, dem Componisten der Oper einen Einladungsbrief zuschrieben und eine Poesie sandten, die über ihn gemacht worden war. Und diese Aufforderung ließ sich Mozart nicht zweimal machen. Er dürstete nach Anerkennung draußen in der Fremde, um den Wienern zu zeigen, daß er ihrer nicht bedürfe. Jetzt hatte er einen Enthusiasmus für seine Musik und eine herzliche Theilnahme für seine Person zugleich gefunden. Er eilte nach Prag. Seine Frau begleitete ihn. Im Januar (1787) langten sie an. Der Vater meinte, daß sie bei Duschek, dessen Frau damals auf einer Kunstreise nach Berlin abwesend war, wohnen würden. Allein es war ihnen eine größere Ehre zugedacht. Graf Thun, „einer der edelsten Cavaliere und Kenner der Musik", hatte Mozart eingeladen, sein Gast zu sein, er hatte ihm, wie berichtet wird, Wohnung, Kost und alle Bequemlichkeit in seinem Hause angeboten. Wie wirkte dies Alles auf Mozarts Gemüth, das noch so eben tief niedergedrückt worden war! Seine Seele kam wieder in die schönen Schwingungen, die wir mit dem Worte Freude bezeichnen. Damals war es, wo er an seinen Freund Gottfried von Jacquin folgenden langen Brief schrieb, der uns über diesen ersten Aufenthalt in Prag am besten unterrichtet:

„Liebster Freund! Endlich finde ich einen Augenblick an Sie schreiben zu können; — ich nahm mir vor gleich bey meiner Ankunft vier Briefe nach Wien zu schreiben, aber umsonst! nur einen einzigen (an meine Schwiegermutter) konnte ich zusammenbringen, und diesen nur zur Hälfte — meine Frau und Hofer mußten ihn vollenden. Gleich bei unserer Ankunft hatten wir über Hals und Kopf zu thun, um bis 1 Uhr zur Tafel fertig zu werden. Nach Tisch regalirte uns der alte Graf Thun mit einer Musik, welche

von seinen eigenen Leuten aufgeführt wurde und gegen anderthalb Stunden dauerte. Diese wahre Unterhaltung kann ich täglich genießen. Um 6 Uhr fuhr ich mit dem Grafen Canal auf den sogenannten Breitfeldischen Ball, wo sich der Kern der Prager Schönheiten zu versammeln pflegt. Das wäre so etwas für Sie gewesen, mein Freund! ich meyne, ich sehe Sie all den schönen Mädchen und Weibern nach — — laufen glauben Sie? — nein nachhinken. Ich tanzte nicht und löffelte nicht. Das erstere, weil ich zu müde war, und das letzte aus meiner angebornen Blöde; ich sah aber mit ganzem Vergnügen zu, wie alle diese Leute auf die Musik meines Figaro, in lauter Contretänze und Teutsche verwandelt, so innig vergnügt herumsprangen; denn hier wird von nichts gesprochen als — Figaro, keine Oper besucht als Figaro, und ewig Figaro; gewiß große Ehre für mich.

Nun wieder auf meine Tagordnung zu kommen. Da ich spät vom Ball nach Hause gekommen und ohnehin von der Reise müde und schläfrig war, so ist nichts natürlicher auf der Welt, als daß ich sehr lange werde geschlafen haben; und gerade so war es Folglich war der ganze Morgen wieder sine linea (ohne Note); nach Tisch darf die hochgräfliche Musik nie vergessen werden, und da ich eben an diesem Tage ein ganz gutes Pianoforte in mein Zimmer bekommen habe, so können Sie sich leicht vorstellen, daß ich es den Abend nicht so unbenutzt und ungespielt werde gelassen haben; es gibt sich ja von selbst, daß wir ein kleines Quatuor in caritatis camera (und das schöne Bandl hammer a) unter uns werden gemacht haben, und auf diese Art der ganze Abend abermal sine linea wird vergangen seyn; und gerade so war es. Nun zanken Sie sich meinetwegen mit Morpheus; dieser ist uns beiden in Prag recht günstig; was die Ursache davon seyn mag, das weiß ich nicht; genug, wir verschliefen uns beide sehr artig. Doch waren wir im Stande schon um 11 Uhr uns beym Pater Unger einzufinden und die k. k. Bibliothek und das allgemeine geistliche Seminarium in hohen niedern Augenschein zu nehmen. — Nachdem wir uns die Augen fast aus dem Kopf geschauet hatten, glaubten wir in unserm Innersten eine kleine Magenarie zu hören;

wir fanden also für gut zum Grafen Canal zur Tafel zu fahren. Der Abend überraschte uns geschwinder, als Sie vielleicht glauben, genug, es war Zeit zur Opera. Wir hörten also Le gare generose. Was die Aufführung dieser Oper anbelangt, so kann ich nichts Entscheidendes sagen, weil ich geschwätzt habe; warum ich aber wider meine Gewohnheit geschwätzt habe, darin möchte es wohl liegen. Basta, dieser Abend war wieder al solito (wie gewöhnlich) verschleudert.

Heute war ich so glücklich einen Augenblick zu finden, um mich um das Wohlsein Ihrer lieben Eltern und des ganzen Jacquinschen Hauses erkundigen zu können. Ich hoffe und wünsche von Herzen, daß Sie sich alle so wohl befinden mögen, wie wir beiden uns befinden. Ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, daß (obwohl ich hier alle möglichen Höflichkeiten und Ehren genieße und Prag in der That ein sehr schöner und angenehmer Ort ist) ich mich doch recht sehr wieder nach Wien sehne, und glauben Sie mir, der Hauptgegenstand davon ist gewiß Ihr Haus. Wenn ich bedenke, daß ich nach meiner Zurückkunft nur eine kurze Zeit noch das Vergnügen genießen kann in Ihrer werthen Gesellschaft zu seyn und dann auf so lange — und vielleicht auf immer dieses Vergnügen werde entbehren müssen, dann fühle ich erst ganz die Freundschaft und Achtung, welche ich gegen Ihr ganzes Haus hege. — Nun adieu! Ich bitte Ihren würdigen Eltern meinen Respect zu melden und Ihren Herrn Bruder für mich tausendmal zu embrassiren. Ihrer Fräulein Schwester küsse ich tausendmal die Hände, mit der Bitte auf Ihrem neuen Pianoforte recht fleißig zu seyn, — doch diese Ermahnung ist unnütz, denn ich muß bekennen, daß ich noch nie eine solche Schülerin gehabt, welche so fleißig und soviel Eifer gezeigt hätte wie eben sie, — und in der That, ich freue mich recht sehr wieder darauf ihr nach meinen geringen Fähigkeiten weiter Unterricht zu geben. — Nun aber wäre es doch Zeit zu schließen? Nicht wahr? schon längst werden Sie sich das denken. — Schreiben Sie mir bald — aber bald, und sollten Sie vielleicht zu träge dazu seyn, so lassen Sie den Salmann kommen und dictiren Sie ihm den Brief; doch es geht nie so vom Herzen,

wenn man nicht selbst schreibt. Nun — ich will sehen, ob Sie so mein Freund sind wie ich ganz der Ihrige bin und ewig seyn werde. P. S. Mittwoch werde ich hier den Figaro sehen und hören, wenn ich nicht bis dahin taub und blind werde. — Vielleicht werde ich es erst nach der Opera."

Dieser Brief gibt eine Vorstellung von dem heiteren Treiben, das Mozart in Prag umwogte. Von der einen fröhlichen Gesellschaft ging es in die andere, und immer war Musiziren der Mittelpunkt des Vergnügens. Bei der Aufführung seiner Oper, die ihm zu Ehren stattfand, wurde er von dem gefüllten Hause mit endlosem Jubel empfangen. Er selbst war von dieser Vorstellung, besonders von den Leistungen der ausgezeichneten Kapelle so entzückt, daß er dem Kapellmeister Strobach in einem „sehr gut geschriebenen Brief" seinen Dank aussprach, daß seinem Werke durch die geschickte Ausführung ein solcher Beifall bereitet worden sei. Dieser versicherte denn auch, daß er sammt seinem Personal bei der jedesmaligen Vorstellung so sehr ins Feuer gerathe, daß er trotz der mühsamen Arbeit mit Vergnügen von vorn wieder anfangen würde.

Auch zwei Conzerte gab Mozart bald darauf. „Nie sah man das Theater so voll Menschen", berichtet Niemtschek, „nie ein stärkeres einstimmiges Entzücken als sein göttliches Spiel erweckte. Wir wußten in der That nicht, was wir mehr bewundern sollten, ob die außerordentliche Composition oder das außerordentliche Spiel; beydes zusammen bewirkte einen Totaleindruck auf unsere Seelen, welcher einer süßen Bezauberung glich! Aber dieser Zustand lösete sich dann, als Mozart zu Ende der Akademie allein auf dem Pianoforte mehr als eine halbe Stunde phantasirte und unser Entzücken auf den höchsten Grad gespannt hatte, in laute überströmende Beyfallsäußerung auf." — Und ein anderer Zuhörer, Stiepanek, berichtet: „Zum Schluß der Akademie phantasirte Mozart auf dem Pianoforte eine gute halbe Stunde und steigerte dadurch den Enthusiasmus der entzückten Böhmen aufs höchste, sodaß er durch den stürmischen Beifall, welchen man ihm zollte, sich gezwungen sah, nochmals an das Klavier sich zu setzen. Der Strom dieser neuen Phantasie wirkte noch gewaltiger und hatte zur Folge, daß

er von den entbrannten Zuhörern zum dritten Male bestürmt wurde. Mozart erschien, und innige Zufriedenheit über die allgemeine enthusiastische Anerkennung seiner Kunstleistungen strahlte aus seinem Antlitz. Er begann zum dritten Mal mit steigender Begeisterung, leistete was noch nie gehört worden war, als auf einmal aus der herrschenden Todesstille eine laute Stimme im Parterre rief: ‚Aus Figaro!‘ worauf Mozart in das Motiv der Lieblingsarie Non più andrai einleitete, ein Dutzend der interessantesten und künstlichsten Variationen aus dem Stegreif hören ließ und unter dem rauschendsten Jubel diese merkwürdige Production endigte.“

Was wohl damals tief in seinem Innern vorgegangen sein mag? — Als Knabe hatte er geweint, wenn er recht sehr gelobt wurde. Jetzt fühlte er seine Bedeutung, und bewundernde Anerkennung war ihm Gewohnheit, fast schuldiger Tribut geworden. Und doch zog gerade in dieser Stunde, wo ihn die Begeisterung in den höchsten Wellen umwogte, durch seine Seele jenes leise Gefühl der Wehmuth, das allen tiefen Naturen eigen ist. Denn so groß er die Macht seines Könnens fühlte, ja sie aus ihrer Wirkung auf die Menschen deutlich erkannte, desto mehr wurde er, der mit seiner Seele am Höchsten hing und das, was unendlich über all diese Dinge hinausgeht, tiefer fühlte als all seine Umgebung, von der Hinfälligkeit alles Irdischen, von den unübersteiglichen Schranken, die unserer Natur gesetzt sind, ergriffen. Wo früher die innere Bescheidenheit ihm Thränen entlockt, erzeugte jetzt die stille Ergebung in das Walten des Ewigen eine tiefe Wehmuth. Niemand um ihn her mochte das ahnen. Aber ihm war gerade in dieser höchsten Steigerung seiner Kraft auf diesem Gipfelpunkte seines Lebens zum ersten Male der Gedanke gekommen, daß das auch einmal aufhören könne, und wir werden ihn jetzt bald auf den Staffeln dieser erschütternden Erfahrung in die Tiefen des Innern hinabsteigen und aus der Quelle, wo Freud und Leid zusammenfließen, das Werk schöpfen sehen, in dem das Leid der Menschenherzen sich mit dem sprudelnden Leben der Freude zu einem Bilde vereinigt, in welchem die „lächelnde Wehmuth“ den Grundton bildet. Doch bevor wir diese

Spuren weiter verfolgen, die zu Mozarts tiefstem Innern führen, thut es noth, daß wir einen Rückblick auf das Werk werfen, in dem die ganze Heiterkeit seines bisherigen Lebens sich wie in einem Spiegelbilde zusammenfaßt. Der Beifall des Figaro veranlaßte die Bestellung des Don Juan. Denn als Mozart in der Freude seines Herzens äußerte, für ein Publikum, daß ihn so verstehe und ehre wie die Prager, würde er gern eine Oper schreiben, nahm der Theaterdirector Bondini ihn beim Wort und schloß mit ihm einen Contract, daß er für den Anfang der nächsten Saison gegen das übliche Honorar von 100 Ducaten eine Oper componiren solle. Das war denn der Don Juan, und nur zu einem solchen Werke konnte der Figaro führen.

Figaros Hochzeit war die erste vollgültige komische Oper höheren Styls. Sie war es durch die Tiefe, mit der die Charaktereigenthümlichkeiten der Menschen erfaßt, und durch die Feinheit und Sicherheit, mit der sie gezeichnet sind. Und das ist Mozarts Werk, denn Beaumarchais' Gestalten sind durchweg andere und entbehren des reichen innerlichen Lebens, das jede Figur Mozarts zu einem wahren Menschenbilde macht.

Der Text der Oper ist bekannt genug. Man hat ihn frivol genannt, und gewiß, er ist es. Beaumarchais schildert die Rücksichtslosigkeit des sinnlichen Genießens, das sich der Adel seiner Zeit erlaubte, mit der ganzen Schärfe und Rücksichtslosigkeit, die ihm seine Tendenz auferlegte. Daß er selbst von der Lüsternheit, von der hier das ganze Liebesleben durchdrungen ist, nicht frei erscheint, daß er mehr politische Absicht als sittliche Erhebung zeigt, entzieht eben seinem Stücke den dauernden poetischen Werth. Doch ist zu bewundern, mit welch sicherer Hand hier ein Sittengemälde der Zeit und in welch reichem und echt dramatischem Leben es entworfen ist. Und dieses war es, was Mozart anzog. Die politische Tendenz lag ihm fern, selbst wenn dergleichen überhaupt musikalisch wäre. Und daß nun dieses Leben, sowie es sich in dem Lustspiele darstellt, von einer Anschauungsweise durchdrungen war, welche uns, die wir durch die schweren Kämpfe eines Jahrhunderts ernster und strenger geworden sind, etwas frivol erscheint, war für

Mozart kein Grund es abzuweisen. Er wählte dieses Stück nich wegen dieser Eigenschaft, sondern eher trotz derselben. Uebrigens erschien ihm das ganze Treiben auf dem gräflichen Schlosse durchaus nicht so schlimm wie uns heute, wo wir die Sache bei Lichte besehen. Denn war schon an und für sich die Zeit, der Mozart angehörte, durch ihre gesammte Auffassung einem unbefangenen sinnlichen Leben mehr ergeben, so herrschte besonders in der Auffassung liebender Zuneigungen ein ungleich freierer, leichterer Sinn als heutzutage. Nur in den höheren Regionen der Gesellschaft war dieser zur Frivolität, zur offenbaren Unsittlichkeit emporgewuchert. In den bürgerlichen Kreisen war die Sache durchaus naiv und darum von eigentlicher Verdorbenheit sowenig die Rede wie heute. Karoline Flachsland, die Braut des ernsten Herder, las den neuen Amadis und fand ihn sehr ergötzlich. Ebenso fiel es keiner Mutter ein, ihrer Tochter die Bücher zu entziehen, in denen damals der Tagesordnung gemäß die sinnlichen Dinge entweder wie bei Goethe mit reinem Sinn oder auch wie bei Schlegel und Andern mit Lüsternheit oder gar mit Frivolität abgehandelt wurden. Ist es denn heute bei unsern „Novellen" anders? Und sind unsere Frauen, unsere Mädchen darum verdorben?

So war nun auch Mozart durchaus ein Kind seiner Zeit. Er sah in dem fröhlichen Wien hundert Verhältnisse um sich her, die wir heute wenig loben würden. Dergleichen war in jener Zeit, wo das Bewußtsein von der Würde des Menschen, das eine lange schlechte Zeit im Volke erstickt hatte, kaum wieder aufzuleben begann, noch etwas Gewöhnliches, und Mozart war kein Sittenrichter. Sein Sinn war auf die Erzeugung des Schönen und des lebendigen Bildes des Lebens gerichtet, und sein Großes liegt darin, daß er das menschliche Leben in seiner Naivetät erfaßte und mit reinem Sinn darstellte.

Im Jahre 1784, als seine Schwester den Herrn von Berchtold zu Sonnenburg heirathete, schrieb er an sie einen Brief, der uns über seine Art, diese Dinge zu betrachten, bessere Auskunft gibt als alle unsere Ausführungen. Man findet ihn in „Mozarts Briefen".

Bei einer solchen Auffassung konnte es Mozart nicht schwer werden, das übermüthige Leben der ganzen Oper in einer Naivetät zu geben, die uns nichts Arges denken läßt, und selbst wo die Leidenschaft mit Ausschweifung auftritt wie bei dem Grafen, wird alles Störende, das die Frivolität des französischen Lustspiels hat, bei Mozart völlig durch die Wahrheit getilgt, mit der alles dies auf die kräftigen Regungen der Natur selbst gegründet wird, die in diesem Falle nur als irregeleitet erscheint. Die schelmische Anmuth des losen Pagen aber ist ebenso natürlich und anziehend, wie die bräutliche Gluth der neckischen Susanna, die in der Gartenarie ihr sehnsuchtsvolles Herz ausschüttet. Beide erwärmen uns im Innersten und erfreuen uns als das Bild des wirklichen, ewig sprudelnden Lebens. Weiter aber ist, wo die Begehrungen so weit gehen, daß wir sie als Unart und sogar mehr erkennen, Mozarts natürliche Liebenswürdigkeit durchaus geneigt, dergleichen als Schwäche zu betrachten und nicht gar so streng zu nehmen. Wie er im wirklichen Leben leicht über die Fehler und Unebenheiten derer hinwegglitt, die ihn umgaben, und mit der unerschöpflichen Güte seines Herzens stets Frieden und Freude um sich zu erhalten wußte, so haucht uns auch all die Musik des Figaro, die den Unarten, Intriguen und der Frivolität der handelnden Personen zur Seite geht, mit einer Liebenswürdigkeit und innern Harmonie entgegen, die mit all dem Ungehörigen, was da etwa geschehen mag, leicht versöhnt. Ja wir sehen im Grunde gar nicht, was da vorgeht, oder beachten es doch nicht, weil wir uns durch den Zauber der Töne wie in eine höhere Welt entrückt fühlen. Diese höhere Welt aber ist in Mozarts Innerem wirklich da.

Es ist nicht Leichtsinn, nicht eigene Lust an diesen Dingen, was unsern Meister so frei, so heiter damit spielen läßt. Es ist ganz etwas Anderes. Schon in der Entführung sahen wir, wie er sich für die plumpe Rohheit, die in die zarten Fäden seiner eigenen Innennatur störend hineingetappt hatte, nicht anders rächt als daß er einen Osmin schafft. Jetzt war seine Erfahrung um vieles reicher. Er hatte über die Brutalität seines Erzbischofs und den Mangel an zarterem Gefühl, der ihm in seiner eigenen

Liebessache widerfahren war, hinaus in dem überreichen Treiben der Hauptstadt jede Art der menschlichen Leidenschaft kennen gelernt und auch selbst durch Neid, Bosheit und Cabale viel gelitten. Alles das spiegelt sich nun in dem Leben seiner Oper in mannichfachster Weise wieder. Des Grafen hochgeborne Rücksichtslosigkeit, der Gräfin schwärmerische Trauer, Figaros Allerwelts-Spitzbüberei, Susannens Schlauheit, — was davon hatte Mozart in den hohen Häusern, wo er ein- und ausging und sogar oft der Vertraute des Einen oder des Andern wurde, wohl nicht gesehen? — Er besaß ein scharfes Auge für das menschliche Treiben und hatte wie Niemtschek sagt, „oftmals auch einen versteckten Charakter bereits mit dem ersten Blicke ausgeholt". Basilios Perfidie und Intrigue, Marcellinens altjüngferliche Heirathsgelüste, des Pagen Näschereien, — was wohl wäre ihm in der fröhlichen Kaiserstadt von damals entgangen?

Aber nicht dies war die Hauptsache. Dies sahen auch Andere und stellten es auch wohl dar. Zudem war die Reihe der ausgezeichneten Dramen, die damals über Wiens Schaubühne gingen, hierfür eine Schule: dies konnte Mozart bei einem Lessing, einem Goethe, einem Shakspeare lernen. Aber was er nicht erst von ihnen zu lernen hatte, was er mit ihnen von Natur aus theilte, war jener Blick, der auf den Grund des Lebens schaut und nun im Stande ist, all das Treiben, das Andern als Schlechtigkeit, ja als Verbrechen erscheint, als sich selbst bestrafende Thorheit zu erfassen und zu belächeln. Ja diese wunderbare Heiterkeit, die den ganzen Figaro durchweht, ist das, wodurch Mozart selbst diese Heroen des Dramas überragt. Die ganze Stimmung der Oper ist von einer solch wahrhaft wonnig freien Art, daß wir uns im Innersten mit dem Leben versöhnt fühlen, denn das Treiben, das uns im gewöhnlichen Leben so oft anstößt oder gar empört, wird hier mit solcher Laune verspottet, daß man in der That davon frei wird. Und doch fühlt der Hörer wiederum die innerste Theilnahme hindurch, die der Erschaffer dieser Musik für alles Menschliche hat: der Meister, der die Thorheiten so recht bloßstellt, schließt sich selbst nicht von dem Spott und Gelächter aus, das

hier über alle menschliche Begehrung losbricht. Er ist kein Tadler, er überhebt sich nicht und stellt sich nicht über die Fehler der Andern. Er steht selbst so recht mitten darin, zeigt die eigenen Schwächen, schämt sich seiner Menschlichkeit nicht, und eben diese Liebenswürdigkeit ist es, die den Figaro so über alles anziehend macht und auch uns in Wahrheit über uns selbst erhebt.

Von da aus aber führte der unverrückbare Gang der Dinge unsern Meister in die tieferen Tiefen des Lebens, in das Grauen der Schuld, und wir wollen sehen, wie er von dort den Weg zur Versöhnung fand.

Siebzehnter Abschnitt.

Don Juan.

1787.

Todesahnung wirft einen schwarzen Schatten in sein Leben.

Wir haben von dem endlosen Jubel berichtet, mit dem Mozart in Prag empfangen und bei jeder Aeußerung seines Könnens von neuem überschüttet wurde. In der That damals fühlte er sich auf der Höhe seines Lebens. Alle bisherigen Erfolge glichen nicht diesem einen, in dem die bewundernde Erregung einer echt musikalischen Stadt sich zu einem mächtigen Strome sammelte, der brausend alles in sich verschlang. Ein nicht enden wollendes Beifallsrufen des Publikums, das sich in seinen besten Theilen ergriffen und über sich selbst hinaus, ja wahrhaft zum Höchsten erhoben fühlte, hatte den noch immer jugendlichen Meister, nachdem er bereits den ganzen Abend gespielt, dreimal hintereinander an das Instrument gerufen, aus dem die entzückenden Töne sich ergossen, und jedesmal spielte er mit steigernder Begeisterung, sein Geist schwang sich auf, seine Seele entzündete sich zum höchsten Können, helles Licht strahlte vor seinem Geiste und immer mehr spannte sich seine Phantasie zur Erzeugung der herrlichsten Bilder an. Da mit einem Male, als er in diesem Gefühle höchsten Könnens sich dem Ewigen wie leibhaftig nahe gerückt fühlte, erbleichte er in seiner Seele, das Bild des Todes trat vor ihn hin, und schaudernd kehrte er in sein Inneres zurück: er hatte den Anfang und das Ende der Dinge geschaut.

Von dieser Zeit an sehen wir ihn mehr, als sich mit seinem Wesen zu vertragen scheint, nachdenklich und mit den Vorstellungen von der Endlichkeit der Dinge beschäftigt. Zwar hört er nicht auf sich nach wie vor frisch zum Leben zu bekennen. Hatte er doch auch jetzt weniger als je mit materieller Noth zu kämpfen. Der

Prager Aufenthalt hatte ihm neben der Ehre reichlichen Gewinn und die belebende Aussicht auf neuen Ruhm und neuen Gewinn gebracht. Und dennoch bleibt seine Seele, nachdem er im Februar nach Wien zurückgekehrt und sofort mit seinem Freunde da Ponte an das neue Werk gegangen war, von dem Schleier eines tiefen Ernstes umhüllt, der aus den äußeren Umständen seines damaligen Lebens nicht zu erklären ist. Denn auch die Mißgunst seiner Feinde und der Mangel an Anerkennung war ja durch die Prager Erfahrungen zehnfach aufgewogen. Zwar aus den Versen, die ihm der berühmte Bassist Fischer damals in das Stammbuch schrieb:

„Dort singen Lippen Honig,
Wo doch des Neides Feuer glimmt",

und aus denen seines Salzburger Jugendfreundes, des Arztes Barisani: „Deine Kunst, um welche dich der welsche Componist beneidt und wie er kann und mag, verfolgt", — erfahren wir, wie sehr er selbst und seine Freunde ihn von den Italienern zurückgedrängt glaubten. In der That war damals in Wien alles voll von Martins Cosa rara, und sogar auf dem Gebiete der deutschen Oper stellte Dittersdorf's drastisch-komischer „Doctor und Apotheker" bald selbst die Entführung für einige Zeit in Schatten. Allein sicher war es etwas ganz Anderes, tiefer Gehendes, was Mozarts Seele damals so umfing, daß er am 4. April 1787 einen Brief schreiben konnte wie den folgenden an den Vater. Er wußte jetzt, was der Tod bedeute, und suchte in seinem Innersten nach einem Verständniß dieser neuen Erfahrung. Ob er sie gefunden? — Vernehmen wir ihn selbst:

„Diesen Augenblick höre ich eine Nachricht, die mich sehr niederschlägt, — umsomehr als ich aus Ihrem Letzten vermuthen konnte, daß Sie sich Gott Lob recht wohl befänden. — Nun höre ich aber, daß Sie wirklich krank seyen! Wie sehnlich ich einer tröstenden Nachricht von Ihnen selbst entgegen sehe, brauche ich Ihnen doch wohl nicht zu sagen, und ich hoffe es auch gewiß, — obwohlen ich es mir zur Gewohnheit gemacht habe, mir immer von allen Dingen das Schlimmste vorzustellen. Da der Tod (genau zu nehmen) der wahre Endzweck unsers Lebens ist, so habe

ich mich seit ein paar Jahren mit diesem wahren, besten Freunde des Menschen so bekannt gemacht, daß sein Bild nicht allein nichts Schreckendes mehr für mich hat, sondern recht viel Beruhigendes und Tröstendes! Und ich danke meinem Gott, daß er mir das Glück gegönnt hat, mir die Gelegenheit (Sie verstehen mich) zu verschaffen, ihn als den Schlüssel zu unserer wahren Glückseligkeit kennen zu lernen. Ich lege mich nie zu Bette, ohne zu bedenken, daß ich vielleicht (so jung als ich bin) den andern Tag nicht mehr seyn werde; und es wird doch kein Mensch von Allen, die mich kennen, sagen können, daß ich im Umgang mürrisch oder traurig wäre; und für diese Glückseligkeit danke ich alle Tage meinem Schöpfer und wünsche sie von Herzen jedem meiner Mitmenschen. Ich habe Ihnen in dem Briefe, so die Storace eingepackt, schon über diesen Punkt bey Gelegenheit des traurigen Todfalles meines liebsten, besten Freundes, Grafen von Hatzfeld, meine Denkungsart erklärt — er war eben 31 Jahr alt, wie ich — ich bedaure ihn nicht — aber wohl herzlich mich und alle die, welche ihn so genau kannten wie ich. Ich hoffe und wünsche, daß Sie sich während ich dieses schreibe, besser befinden werden; sollten Sie aber wider alles Vermuthen nicht besser seyn, so bitte ich Sie bey [Freimaurerzeichen] . . mir es nicht zu verhehlen, sondern mir die reine Wahrheit zu schreiben oder schreiben zu lassen, damit ich so geschwind als menschenmöglich ist, in Ihren Armen seyn kann; ich beschwöre Sie bey Allem, was — uns heilig ist. Doch hoffe ich bald einen trostreichen Brief von Ihnen zu erhalten, und in dieser angenehmen Hoffnung küsse ich Ihnen sammt meinem Weibe und dem Carl 1000 Mal die Hände und bin ewig

Ihr gehorsamster Sohn W. A. Mozart."

Er war gefaßt auf alles, was ihm das Leben noch bringen konnte. Und wennauch gerade in dieser Zeit die Wolke der trübsten Melancholie zuweilen seine Seele umdämmerte, — in lieblichstem Glanze, ja um so unendlich heller brach dann die Sonne der Freude wieder aus dem Schleier hervor, und wohl nirgend schöner als in dem reizenden Andante in Amoll an der Stelle, wo aus dem Nebeldufte der leisen Wehmuth, die über dem Ganzen liegt,

das Dur hervortritt. Dieses allbekannte Klavierrondo wurde wenig Wochen vor jenem Briefe geschrieben.

Aber jetzt kam ein jäher Schmerz über seine Seele. Der geliebte Vater starb wirklich und zwar, nachdem er sich nochmals auf kurze Zeit erholt hatte. Ein rascher Tod endete am 28. Mai sein opferreiches Leben, das 67 Jahre gewährt hatte. „Ich benachrichtige Sie", schreibt Mozart an seinen Freund Jacquin, „daß ich heute als ich nach Haus kam, die traurige Nachricht von dem Tode meines besten Vaters bekam. — Sie können sich meine Lage vorstellen!" Freilich war er nicht ganz ohne Sorgen gewesen. Das Quintett in Gmoll, das am 16. Mai fertig geworden, verräth manches von den tiefen Bewegungen seiner Seele, es steht sogar in diesem Sturme des leidenschaftlichen Schmerzes, in dem Ausdruck einer innern Verzweiflung fast einzig unter Mozarts Werken da. Allein dieser Trauerfall kam ihm doch wie ein Gewitterschlag. Ebendeshalb reinigte er auch wiederum die Luft, sodaß die Compositionen der nächsten Zeit heitersten Sonnenschein zeigen. Wir wissen übrigens, daß Mozarts Schaffen im allgemeinen unabhängig von seinen Gemüthsstimmungen war, und es zeugt von einer Harmonie des Innern, wie sie nur aus dem Ahnen von dem tieferen Zusammenhang der Dinge, aus der stillen Ergebung in das ewige Walten fließen kann, daß Mozart auch bereits im April bei aller Mißstimmung seines Innern eine Composition zu schreiben vermochte, wie das glückselig spielende Quintett in Cdur. Ist es schon von Natur des Künstlers Gabe durch die Thätigkeit der schaffenden Phantasie die „Schrecken des Lebens" zu überwinden, so kam bei Mozart jetzt noch jene tief innerliche Art dazu, wie er dem Sinn des Lebens nachforschte und so wirklich zur schönsten Versöhnung und innern Freiheit gelangte.

Wie fleißig er jetzt schon am Don Juan arbeitete, erfahren wir nicht. Aber sicher war schon sehr Vieles fertig, wenigstens in seinem Kopfe, als er im September nach Prag kam. Wenig Tage vorher war jener Dr. Barisani, der ihn zwei Jahre vorher an einem tödtlichen Fieber behandelt und auch sonst das aufmerksamste Auge auf seine Gesundheit hatte, unvermuthet und sehr jung

gestorben. Mozart schrieb unter die Verse dieses Freundes in sein Stammbuch: „Heute am 3. September dieses nehmlichen Jahres war ich so unglücklich diesen edlen Mann, liebsten, besten Freund und Erretter meines Lebens ganz unvermuthet durch den Tod zu verlieren. — Ihm ist wohl! — — aber mir — uns — und Allen die ihn genau kannten — uns wird es nimmer wohl werden — bis wir so glücklich sind ihn in einer bessern Welt — wieder — und auf nimmer scheiden — zu sehen.“ Wie lebten in Mozarts Seele die Ideen der Unsterblichkeit, die jene ganze Zeit erfüllten und ihm nach Maurergrundsätzen auch dem Tode des Vaters gegenüber innere Zuversicht und Ruhe gaben!

Jetzt war all sein Sinnen und Denken auf die neue Oper gerichtet. Dieser Gegenstand hatte ihn im Innersten erfaßt. Zwar war es diesmal da Ponte, der den Stoff entdeckt hatte. Wenigstens erzählt er selbst, daß er, der wohl erkannt, wie das Unermeßliche von Mozarts Genie ein vielseitiges und erhabenes Gedicht verlange, ihm den Don Juan vorgeschlagen habe. Ob er wohl ahnte, welche Bedeutung in dieser Wahl lag? Ihn bestimmten gewiß nur die Fülle von lebendigen Scenen, die der Geist der romanischen Völker um diesen Liebesheroen geschaart hatte, und das heitere frische Sinnenleben, ja die Frivolität, die seinem eigenen Wesen nicht fehlte. Allein Mozart, mit dem Blick des Genius, erkannte sogleich, was ihm hier geboten wurde. Und mag nun da Ponte in seinen Memoiren mit „ergötzlichem Renommiren“ berichten, wie er den Text verfertigt, — gewiß hat an dem Geist, der darin weht, ja auch an manchem Einzelnen der Gestaltung wie gewöhnlich Mozart selbst bedeutsamen Antheil. Da Ponte hatte damals übernommen zu gleicher Zeit ein Gedicht für Salieri, eins für Martin und eins für Mozart zu schreiben. Erstaunt stellte ihm Kaiser Joseph vor, daß er damit nicht durchkommen werde. „Vielleicht nicht“, antwortete da Ponte, „aber ich werde es versuchen. Nachts werde ich für Mozart schreiben und rechne auf Dantes Hölle; morgens für Martin und lese den Petrarca; abends für Salieri, und Tasso wird mir nahe sein.“ Darauf habe er sich an die Arbeit gemacht, eine Flasche Tokaier und eine Dose mit Tabak

aus Sevilla vor sich, die schöne sechzehnjährige Tochter seiner Wirthin, von der viel geredet wird, als begeisternde Muse neben sich, habe den ersten Tag die ersten Scenen des Don Juan, zwei Scenen zum „Baum der Diana“ und mehr als die Hälfte des ersten Acts vom „Tarare“ geschrieben und in 63 Tagen die beiden ersten Opern ganz, die letzte zu zwei Dritteln vollendet.

Anders sicher machte es Mozart. Nichts von Wein und nichts von Mädchen! — Die Kunst war die Muse, die ihn begeisterte, und besonders erquicklich waren seine Zustände in diesem Sommer nicht. Als er dann aber nach Prag kam, um im Beisein der Sänger selbst die Oper zu vollenden, umfloß ihn wieder das heitere Leben seiner Freunde, und die Bewunderung der Kenner gab seiner Phantasie den höchsten Schwung. „Unter seinen Freunden war er dann vertraulich wie ein Kind“, erzählt Niemtschek, „voll munterer Laune, diese ergoß sich dann in den drolligsten Einfällen. Mit Vergnügen denken seine Freunde in Prag an die schönen Stunden, die sie in seiner Gesellschaft verlebten; sie können sein gutes argloses Herz nie genug rühmen; man vergaß in seiner Gesellschaft ganz, daß man Mozart den bewunderten Künstler vor sich habe.“ Und wie arbeitete nun dieser! — Wo er ging und stand, waren seine Gedanken bei der Composition, und in jeder Situation vermochte er auch seine Sachen niederzuschreiben. Auch mag er in dieser Zeit, wo ihn den Tag über so manches Geschäft und so manches Vergnügen in Anspruch nahm, mehr als je auch die Nacht zum Schreiben verwendet haben. Wird doch bereits bei Figaros Hochzeit berichtet, daß er das zweite Finale in zwei Nächten und einem Tag geschrieben habe; während der Zeit habe er ununterbrochen gearbeitet, im Laufe der zweiten Nacht sei er von einem Unwohlsein ergriffen worden, das ihn aufzuhören zwang, als nur noch wenige Seiten zu instrumentiren waren. Sicherlich hatte er sich auch jetzt wieder Zeit zum Niederschreiben gelassen. Lag ihm doch daran, so lange wie möglich die Macht über seine Compositionen zu behalten, und das ging nur, solange sie blos in seinem Kopfe lebten. Standen sie erst auf dem Papiere, so änderte er nichts mehr. So mochte ihn auch jetzt die Zeit wie

sein eigener Geist drängen, manchmal bis zur vollen Erschöpfung zu schreiben, und diese Momente waren es, wo er inmitten der höchsten Glückseligkeit, die das Schaffen gewährt, die Schranken unserer Existenz und damit nach seiner großen Art das Ende aller Dinge tiefer fühlte, ja zur lebendigen Anschauung jener Mächte kam, die in dem zweiten Finale seiner Oper so furchtbar mahnend walten. In solchen Stunden fühlte er den Riß, der alles Irdische durchzieht, — er gewann die tiefste Empfindung des Tragischen und mit ihr wieder jene unbeirrbare Schätzung der reinen Lebenslust wie jenes unübertroffene Verständniß des Komischen. Und alles dies mischte sich in jener Oper zu einem Ganzen, wie es in der Kunst bis dahin nicht gesehen worden. Aus diesen nächtlichen Stunden des Grausens, mit dem er die Schuld des gesammten Daseins, den endlichen Untergang aller Dinge vorempfand, und aus den sonnigen Tagen der heitersten Lebenslust, wie sie ihn jetzt in Prag umspielte, erwuchs auch ihm jener seltene Zustand, dem man den Namen Humor gegeben hat, jene Stimmung der Seele, wo das Auge lachend in Thränen steht. Erst die Reihe der Erfahrungen, die auch diesem Manne, der in seinem Herzen schon soviel erfahren, noch vorbehalten waren, brachte ihm auch jenen höheren Bestand des Geistes, in dem selbst Freude und Schmerz, Lachen und Weinen sich zur Einheit versöhnen. Er sollte die Tiefen der menschlichen Empfindung durchmessen und, nachdem er sie durchmessen hatte, in sich selbst den schönen Frieden finden, den er der Welt in den unsterblichen Werken der letzten Lebensjahre hinterließ. Jetzt sehen wir ihn noch echt menschlich zwischen den Freuden des Lebens und den Schrecken des Todes mitteninne gestellt und bald hierher bald dorthin schwanken, — und von jeder Schwankung, die in seinem wie in jedem Menschenherzen vorgeht, gab er ein Bild, das in jedem Menschenherzen verständlich wiederklingt.

Wir fahren in dem äußern Berichte fort.

Der Impresario hatte ihm der damaligen Sitte gemäß freie Wohnung eingeräumt. Er wohnte auf dem Kohlmarkt bei den „drei Löwen“. Da Ponte aber logirte im Hinterhofe des Gasthauses „zum Platteis“, sodaß sich Dichter und Componist mit-

einander aus den Fenstern bequem unterhalten konnten. Schon auf der Reise hatte Mozart nach seiner Weise wieder manches vollendet, auch ohne daß wohl aus der Seitentasche des Wagens viel Notenpapier hervorgeholt zu werden brauchte. Constanze war jetzt vor allem bemüht jede Störung von ihrem geliebten Manne fern zu halten, denn sie wußte, wie sein Inneres arbeitete. Galt es doch die Welschen wie die Deutschen mit einem Schlage zurückzudrängen, und doch mehr noch als der Ehrgeiz wirkte die Macht des Stoffes, den ein glücklicher Zufall in die Hände des Genius gespielt hatte. Er empfand den Werth des Lebens, den Werth der Freude jetzt erst in vollem Maße, und seine Seele strömte reiches Genießen aus. Da Ponte war bei ihm. Das war ein Mann, der das Leben verstand. Wir erfahren es aus seinen Memoiren, die von denen Casanova's nicht so gar sehr verschieden sind und uns beim Durchlesen recht lebhaft vor die Seele führen, wie so ganz anders geartet das Wesen und das Leben unseres Meisters war als dieser Männer, die im Grunde nur leichtsinnige Abenteurer sind und von den höheren Zielen menschlichen Bestrebens nichts kennen. Auch Mozart hatte Sinn für die Fülle des Daseins, für die Kraft des Genießens, die in solchen Leuten lebt, und deshalb behagte ihm ihr Umgang, ohne daß seine eigentliche Seele sich mit ihnen berührte. Zu ihnen gehörte ferner Luigi Bassi, für den der Don Juan geschrieben ward. Auch dieser muß vollen kräftigen Lebenssinn gehabt haben, er wird von den Zeitgenossen als eine echte Künstlernatur geschildert und noch nach fast 40 Jahren schreibt Jemand dem tauben Beethoven über ihn auf: „Ein feuriger Italiener!“ Signora Bondini, das Zerlinchen, Teresa Saporiti, die Donna Anna, und Signora Micelli als Elvira dienten ebenfalls zur persönlichen Erheiterung in jenen Tagen; denn der Componist verstand es durch Liebenswürdigkeit die Darsteller bei guter Laune zu erhalten. Daraus hat man dann allerhand Liebesabenteuer zusammengefabelt, deren buntes Leben in die Oper eingeflossen sein soll.

Dem allem widerspricht nun zwar, was Mozart selbst wenig Tage nach der Aufführung des Don Juan an seinen vertrauten

Freund Jacquin schreibt: „Nun, liebster Freund, wie befinden Sie sich? Ich hoffe, daß Sie sich alle so wohl und gesund befinden mögen wie wir; am vergnügtseyn kann es Ihnen, liebster Freund, wohl nicht fehlen, da Sie alles besitzen, was Sie in Ihren Jahren und in Ihrer Lage nur wünschen können! besonders da Sie nun von Ihrer vorigen etwas unruhigen Lebensart ganz zurückzukommen scheinen. Nicht wahr, Sie werden täglich mehr von der Wahrheit meiner kleinen Strafpredigten überzeugt? — Ist das Vergnügen einer flatterhaften launigen Liebe nicht himmelweit von der Seligkeit unterschieden, welche eine wahrhafte vernünftige Liebe verschafft? Sie danken mir wohl gar öfters so in Ihrem Herzen für meine Belehrungen! Sie werden mich noch ganz stolz machen! — Doch, ohne allen Spaß — Sie sind mir doch im Grunde ein bischen Dank schuldig, wenn Sie anders der Frl. N. würdig geworden sind, denn ich spielte doch bey Ihrer Besserung oder Bekehrung nicht die unbedeutendste Rolle."

Allein wir wollen eine solche Widerlegung nicht. Es ist erfreuend zu sehen, wie Mozart sich damals tief in die Freuden jedweder Geselligkeit eintauchte. Warum sollte er nicht? Es war das einzige Mittel den gewaltig arbeitenden Geist auf kurze Zeit auszuspannen und zu erfrischen. Ja in der Regung der Lust erstanden seiner Phantasie jene lebendigen Bilder des Lebens, die der Don Juan entfaltet. Auf den Schwingen der Freude zieht das Ideal in unsere Brust, wir kennen des Meisters eigenthümliche Art. Er mußte Leben um sich sehen, um Leben zu schaffen. Auf dem Weingarten Duschek's spielte er mit seinen Freunden Kegel, während er an dem steinernen Gartentisch seine Partitur ausschrieb. Am Abend vor der Aufführung war er wie gewöhnlich in heiterster Gesellschaft und erregte den Kreis seiner Freunde durch Scherze und Albernheiten, die gar nicht ahnen ließen, daß hinter diesem Spiel der Ernst eines hohen Geistes thronte. Und noch war die Ouvertüre nicht fertig. Endlich, es war fast elf Uhr nachts, ermahnt ihn seine treue Constanze den Freuden ein Ende zu machen und die Ouvertüre aufzuschreiben. Er ging in sein Zimmer und begann bei einem Glase Punsch diese Arbeit, die ihm so gar lästig

war. Und weil es ihn dabei eben langweilte, — denn das eigentliche Schaffen war längst vorüber, er hatte seinen Freunden bereits drei fertige Ouvertüren vorgespielt und sie hatten sich einstimmig für die jetzige entschieden, — so mußte ihm die Frau wieder Geschichten erzählen. Es waren die Märchen von Aladdins Wunderlampe, vom Aschenputtel und solch liebliche Volkspoesie, welche die Phantasie anmuthig beschäftigt und den Geist frei macht. Der phantasievolle Künstler wurde davon auch auch jetzt angenehm erregt und mußte oft bis zu Thränen lachen. Darum ging es einige Stunden mit dem Schreiben rasch von statten. Endlich aber überwältigte ihn, der von der Arbeit wie von der Freude, von des Lebens Fülle ermüdet war, bald der Schlaf und er bat Constanze ihn nur einige Stunden ruhen zu lassen. Da schlief er denn so fest, daß sie es nicht über sich zu gewinnen vermochte ihn sobald zu wecken. Allein auf sieben Uhr morgens waren die Abschreiber bestellt, und sie mußten die Partitur haben, wenn die Aufführung am Abend stattfinden sollte. Mozart ward wirklich fertig, wenn auch der Beginn der Oper sich um etwas verzögerte und die Blätter noch naß auf die Pulte kamen. Dann aber spielte das tüchtig geschulte Orchester die Ouvertüre frisch vom Blatt weg und zwar in der Begeisterung für den Meister und seine Werke so vortrefflich, daß er selbst während der Introduction, beim Auftreten Leporellos, zu den nächsten Geigern sagte: „Es sind zwar viele Noten unter die Pulte gefallen, aber es ist doch recht gut von statten gegangen.“

Dies Alles zeigt den Meister, dessen Seele voll ist von seiner Sache, und wir würden uns über solch unerhörte Begebenheit wahrhaft „verkreuzigen“, wenn dieser Mann uns nicht an Wunderdinge längst gewöhnt hätte. Allein trotz all dieser Beweise, wie sehr sein Geist nur auf das Eine, Hohe seiner Kunst gerichtet war und gleich einer lodernden Gluth all den Dunst des sinnlichen Lebens aufzehrte, in dem die Mitgenießenden stecken bleiben mochten, meinte er immer noch nicht genug gethan zu haben, um die Fülle des Lebens, die dieses Werk bieten sollte, in ihrer Schönheit und Kraft darzustellen. Ja er, der seines Könnens sonst so zweifellos gewiß war, er selbst war zweifelhaft, ob denn diesmal auch das

Rechte getroffen, das Genügende geboten sei. Der künstlerischen Gestaltung freilich konnte er nicht fehlen, es muß aber ihm selbst am Ende das was er schrieb, nicht gehaltvoll genug erschienen sein. Denn bereits nach den ersten Proben that er auf einem Spaziergange an den Orchesterdirector Kucharz im Vertrauen die seltsame Frage, was er von der Oper halte, ob sie wohl gleichen Beifall finden werde wie der Figaro, von dem sie doch so ganz und gar verschieden sei. Dieser beruhigte ihn dann, daß die Musik schön und originell sei und daß er an dem Erfolge nicht zweifle: die Prager würden ja alles, was von ihm komme, mit Begeisterung aufnehmen. Mozart erwiderte, daß ihn das Urtheil eines solchen Kenners beruhige; er habe sich aber auch keine Mühe und Arbeit verdrießen lassen, um für Prag etwas Vorzügliches zu leisten, und man solle nicht glauben, daß ihm seine Kunst so leicht geworden sei: Niemand wohl habe soviel Mühe auf das Studium der Componisten verwendet als er, und es gebe nicht leicht einen berühmten Meister, den er nicht fleißig studirt habe.

Auch bei den Proben gab er sich alle Mühe die Ausführung dieser Musik, die er selbst später für schwer erklärte, möglichst gut zu machen. Dem Don Juan-Bassi soll er das berühmte „Reich' mir die Hand, mein Leben" fünfmal componirt haben. Zerline konnte sich nicht entschließen, in dem Momente, wo Don Juan sie ins Nebengemach trägt, gehörig aufzuschreien. Schon mehrmals war die Stelle vergebens wiederholt worden. Da ging Mozart selbst auf die Bühne, ließ von vorn anfangen und packte nun, als der verhängnißvolle Moment kam, die Sängerin unerwartet so derb an dem Arm, daß sie erschrocken aufschrie. „So ist's recht", sagte er dann lachend, „so muß man aufschreien!" Auch tanzte er dem Don Juan seine Partie vor, weil dieser mit dem Schritt des Menuets nicht recht fertig werden konnte. In gleicher Weise praktisch und liebenswürdig verfuhr er mit dem Orchester. In der erstarrenmachenden Kirchhofsscene waren die Worte des Comthurs ursprünglich nur von Posaunentönen begleitet. Diese Stelle wollte nun den Bläsern gar nicht gelingen. Mozart ging hin, um ihnen zu erklären, wie sie blasen sollten. Da sagte einer im Aerger:

„Das kann man so nicht blasen, und von Ihnen werde ich es auch nicht lernen.“ — „Gott bewahre mich, daß ich Sie die Posaune lehren wollte“, lachte Mozart und änderte die Stimme sogleich, indem er dann noch Holzbläser hinzufügte. Aber auch durch seine geistige Begabung erregte er die hingebende Achtung dieser Leute. Im zweiten Finale fehlten die Trompeten- und Paukenstimmen. Ohne die Partitur vor sich zu haben, schrieb sie Mozart sogleich aus dem Gedächtniß auf und bemerkte den Spielern eine Stelle, wo entweder vier Takte zu viel oder zu wenig sein würden. Das fand sich denn auch richtig. Alle Mitwirkenden waren also diesmal mehr als willig, sie waren begeistert.

Um Mitte Oktobers, als alles im vollen Gange des Probirens war, kam Prinz Anton von Sachsen mit seiner Gemalin, der Erzherzogin Maria Theresia, durch Prag. Ihnen zu Ehren ward bei festlich beleuchtetem Hause Figaro's Hochzeit gegeben. Mozart dirigirte selbst und erntete den gewohnten Beifall. Zur Vermälung dieses hohen Paares war in Wien jener „Baum der Diana“, den da Ponte zu gleicher Zeit mit dem Don Juan gedichtet hatte, gegeben worden, und Martin hatte mit dieser Composition neuen Ruhm gewonnen. Mozart sann auf schreckliche Rache gegen diese welschen Rivalen, und wie gewöhnlich verfiel er auf die geistreichste Idee. Martins Cosa rara war damals allbekannt und beliebt, und vor allem lebte eine Melodie des ersten Finales in Jedermanns Munde. Sie gehört zu der Scene, wo den begünstigten Liebhabern die Geliebten auch zugesprochen werden, während die lüsternen Andern das leere Nachsehen haben. Mozart verwendete diese Melodie, indem er sie nach der Sitte der Zeit für die Bläser arrangirte, als Tafelmusik zu der Stelle, wo der hungrige Leporello seinen Herrn fröhlich tafeln sieht, und parodirte sie so aufs treffendste. In gleicher Weise verfuhr er mit einer „Favoritarie“ aus Sartis „Wo zwei streiten, freut sich der Dritte“, über welche er damals bei des Maestro Anwesenheit in Wien ihm zu Ehren Variationen geschrieben hatte. Die Textesworte

Wie ein Schäflein, das zur Schlachtbank geht,
Wirst Du blökend wandern durch die Stadt —

waren ebenfalls damals allbekannt und paßten in komischer Weise zu der Situation Leporellos, der an den Tischen herumschnopert, ob nicht ein Brocken für ihn zu erwischen sei. Die Schelmerei wird noch verstärkt durch die humoristische Art, wie Mozart die Stelle so recht tafelmusikmäßig instrumentirt hat. Doch nach gewohnter Weise gutmüthig bricht er dem Stachel, der in diesem Verfahren der Rache lag, die Spitze ab, indem er am Schluß der Schmauserei sich selbst parodirend mit ins Spiel bringt. Denn hier verwendet er jenes „Dort vergiß leises Flehn“, das die Prager mit so ungemeinem Sturme begrüßt hatten und zu hören nicht müde wurden, in gleicher Weise komisch und sprach obendrein in den Worten Leporello's: „Dies da kenn' ich nur zu gut“ zugleich aus, was in dem Augenblicke jeder Prager mit Jubel empfand.

Hier rücken wir nun noch einen Brief an G. von Jacquin ein, der vor nicht langer Zeit ans Tageslicht gekommen ist und manch interessantes Einzelne mittheilt:

„Prag, den 15. Oct. 1787.

Liebster Freund!

Sie werden vermuthlich glauben, daß nun meine Oper schon vorbey ist — doch da irren Sie sich ein bischen. Erstens ist das hiesige theatralische Personale nicht so geschickt wie das zu Wien, um eine Oper in so kurzer Zeit einzustudiren. Zweitens fand ich bei meiner Ankunft so wenige Vorkehrungen uud Anstalten, daß es eine blosse Unmöglichkeit gewesen seyn würde, sie am 14te als gestern zu geben; — Man gab also bei ganz illuminirten Theater meinen Figaro, den ich selbst dirigirte.

Bei dieser Gelegenheit muß ich Ihnen einen Spaß erzählen. — Einige von den hiesigen ersten Damen (besonders eine gar hocherlauchte) geruhten es sehr lächerlich, unschicklich und was weiß ich alles zu finden, daß man der Prinzessin den Figaro, den tollen Tag (wie sie sich auszudrücken beliebten) geben wollte; — Sie bedachten nicht, daß keine Oper in der Welt sich zu einer solchen Gelegenheit schicken kann, wenn sie nicht beflissentlich dazu geschrieben ist; daß es sehr gleichgiltig sey, ob sie diese oder jene Oper geben,

wenn es nur eine gute und der Prinzessin unbekannte Oper ist; und das letzte wenigstens war Figaro gewiß, — kurz die Rädelführerin brachte es durch ihre Wohlredenheit so weit, daß dem Impressario von der Regierung aus dieses Stück auf jenen Tag untersagt wurde. — Nun triumphirte Sie! — hò vinta (ich habe gesiegt) schrie Sie eines Abends aus der Loge, — Sie vermuthete wohl gewiß nicht, daß sich das hò in ein sono (ich bin besiegt) verändern könne! — des Tags darauf kam aber le noble — brachte den Befehl Seiner Majestät, daß wenn die neue Oper nicht gegeben werden könne, Figaro gegeben werden müsse! — Wenn Sie, mein Freund, die schöne, herrliche Nase dieser Dame nun gesehen hätten! — O es würde Ihnen so viel Vergnügen verursacht haben, wie mir! —

Don Giovanni ist nun auf den 24ten bestimmt. —

Den 21. — er war auf den 24. bestimmt, aber eine Sängerin, die krank geworden, verursachet noch eine neue Verzögerung; da die Truppe klein ist, so muß der Impressario immer in Sorgen leben und seine Leute so viel möglich schonen, damit er nicht durch eine unvermuthete Unpäßlichkeit in die unter allen kritischen allerkritischste Lage versetzt wird, gar kein Spektakel geben zu können! —

Deswegen geht hier alles in die lange Bank, weil die Recitirenden (aus Faulheit) an Operntagen nicht studiren wollen und der Entrepreneur (aus Furcht und Angst) sie nicht dazu anhalten will, aber was ist das? — — ist es möglich? — was sehen meine Ohren, was hören meine Augen? — ein Brief von — — ich mag mir nur meine Augen fast wund wischen — er ist — hol mich der Teufel † Gott sei bei uns † doch von Ihnen; — in der That; wäre nicht der Winter vor der Thüre, ich würde den Ofen einschlagen.

Da ich ihn aber dermalen schon öfters brauche und in Zukunft noch mehr zu brauchen gedenke, so werden Sie mir erlauben, daß ich die Verwunderung in etwas mäßige und Ihnen nur in wenig Worten sage, daß es mich außerordentlich freut Nachrichten von Ihnen und Ihrem so werthen Hause zu erhalten. —

Den 25ten — heute ist der eilfte Tag, daß ich an diesem

Briefe kritzle; — Sie sehen doch daraus, daß es an gutem Willen nicht fehlt — wenn ich ein bischen Zeit finde, so male ich ein Stückchen weiter daran — aber lange kann ich halt nicht dabei bleiben — weil ich zu viel anderen Leuten — und zu wenig — mir selbst angehöre; — daß dies nicht mein Lieblingsleben ist, brauche ich Ihnen schon wohl nicht erst zu sagen. —

Künftigen Montag, den 29., wird die Oper das erstemal aufgeführt; — Tags darauf sollen Sie gleich von mir Rapport bekommen, — wegen der Arie ist es (aus Ursachen die ich Ihnen mündlich sagen werde) schlechterdings unmöglich Sie Ihnen zu schicken. —

Was Sie mir wegen der Kathel schreiben, freut mich recht sehr, daß sie wohl auf ist, und sich mit den Katzen in Respect mit den Hunden aber in Freundschaft zu erhalten weiß; — wenn sie Ihr Papa (dem ich mich bestens empfehle) gerne behält, so ist es schon so viel als wenn sie nie mein gewesen wäre; — Nun leben Sie wohl; — ich bitte Dero gnädigen Frau Mama in meinem Namen die Hände zu küssen, der Frl. Schwester und H. Bruder mich bestens zu empfehlen und versichert zu sein daß ich stets sein werde

Ihr wahrer Freund und Diener
W. A. Mozart m. p."

Wie mag nun die Aufnahme gewesen sein? Scherze wie jene letzten verstanden die Prager aufs beste, es war ja zugleich die liebenswürdigste Schmeichelei von der Welt für sie selbst. Aber sie verstanden auch den Ernst und Gehalt der Oper. Am 29. Oktober fand die erste Vorstellung statt. Das Theater war zum Erdrücken voll. Als Mozart am Directionsplatz erschien, ward er mit endlosem Klatschen und dreimaligem Tusch empfangen. Man hatte der Oper mit der höchsten Spannung entgegengesehen. Jetzt löste sich alles in gränzenlosen Jubel auf: rauschender Beifall begleitete jede Nummer bis zum Schluß der Oper. Die Aufführung wird als eine vorzügliche gepriesen. Denn wenn auch keine Künstler ersten Ranges vorhanden waren, so wurden doch wieder alle von jener Begeisterung getragen, die aus der Verehrung für den großen

Maestro und aus dem Jubel der theilnehmenden Menge hervorging und wohl im Stande war, selbst mittlere Talente zu ausgezeichneten Leistungen anzuspannen. Dazu kam Mozarts Leitung, die stets belebend und jetzt wahrhaft zündend auf das Orchester wirken mußte, und dieser Gang und Rhythmus des Ganzen ist es, was jeder dramatisch-musikalischen Aufführung erst die höchste Wirkung verleiht.

So war der gehoffte Erfolg erreicht. Ganz entzückt schrieb der Theaterdirector Guardasoni sogleich an den Textdichter, der bereits wieder in Wien war, die bezeichnenden Worte: „Es lebe da Ponte, es lebe Mozart! Alle Theaterdirectoren, alle Sänger sollen sie preisen; solange sie leben, weiß man nie was Theatermisère ist." Einfach und bescheiden aber ist wie gewöhnlich die Aeußerung Mozarts. Er schrieb nach einigen Tagen an Jacquin: „Liebster, bester Freund! Ich hoffe, Sie werden mein Schreiben erhalten haben. Den 29. Oct. ging meine Opera Don Giovanni in Scene, und zwar mit dem lautesten Beyfall. Gestern wurde sie zum viertenmal (und zwar zu meinem Benefice) aufgeführt. Ich gedenke den 12ten oder 13ten von hier abzureisen, bey meiner Zurückkunft sollen Sie also die Arie gleich zu singen bekommen. NB. unter uns: ich wollte meinen guten Freunden (besonders Bridi und Ihnen) wünschen, daß Sie nur einen einzigen Abend hier wären, um Antheil an meinem Vergnügen zu nehmen. — Vielleicht wird sie in Wien doch aufgeführt? ich wünsche es. — Man wendet hier alles Mögliche an, um mich zu bereden, ein paar Monate noch hier zu bleiben und noch eine Oper zu schreiben; ich kann aber diesen Antrag, so schmeichelhaft er ist, nicht annehmen."

Weiter wußte der Mann nichts über ein Werk zu sagen, das eine Welt in sich bergend die ganze Welt mit seinem Ruhm erfüllen sollte. Wir hier aber sind genöthigt, von diesem Werke eingehender zu reden, als sich mit unsern Zwecken zu vereinigen scheint. Allein eben unser Zweck, das Leben Mozarts zu schreiben, nöthigt uns zum Verweilen bei diesem Werke. Denn der Don Juan steht unmittelbar neben den höchsten Schöpfungen der Kunst, und zwar nicht allein wegen seiner äußeren Vollendung, sondern mehr noch wegen

der tiefen Enthüllungen des menschlichen Innern, wegen der großartigen Anschauung des Lebens. Aber so köstlich es sein mag, die Fülle dieses Werkes in die Seele einzuschlürfen und sich von den Wogen dieses Geistes schaukeln und höher und höher heben zu lassen, so schwer ist es mit kahlen Worten auch nur anzudeuten, welch hochgeartete Auffassung der menschlichen Dinge in dem Manne gelebt haben muß, der mit vollkommener Freiheit und Sicherheit die Gestalt eines Don Juan und das ganze Element zeichnete, in dem eine solche Erscheinung groß werden kann. Der Don Juan Mozarts ist Mensch durch und durch. Er ist nicht ein Ungeheuer, das rücksichtslos genießend alle Bande der Ordnung zerreißt. Er ist ein menschlich fühlendes Wesen, mit der Theilnahme, mit der vollen Empfindung für Menschenglück und Menschenleid. Aber er ist von einer grausam gütigen Natur mit einer Fülle der Kraft ausgestattet worden, die des gewöhnlichen Maßes spottet. Er ist von Natur zum Helden angelegt, und er ist es. Mag der Drang seines Wesens sich mehr zum Sinnlichen neigen, mehr zum nächsten Genuß als zur idealen That, — der thatkräftige Mensch sucht die höheren Ziele auf dem Wege der Befriedigung der eigenen Triebe. Das Gefühl der sinnlichen Kraft gibt diesem Manne zunächst die Sicherheit und Kühnheit, die wir persönlichen Muth nennen. Weiter aber gibt ihm zu dieser mehr sinnlichen Tugend, auf der immerhin vorzugsweise der persönliche Respekt beruht, sein geistiges Vermögen, das sich nicht in Reflexionen zersplittert, sondern in seinem ganzen lebendigen Dasein sich concentrirt, jene Sicherheit und Ueberlegenheit im Genuß der Welt, die das stricte Gegentheil vom Alltagsmenschen und Philister ist. Jedoch sie gibt ihm auch jenen Uebermuth, jene Selbstüberhebung, die den endlichen Fall herbeiführt.

Die Freiheit, mit der Mozart in diesem Stücke das nächste Recht der Natur predigt, ist als eine Lebensäußerung der Zeit allen bedeutenden Geistern derselben eigen. Daß Mozart mit dieser Forderung des Menschen, sich seiner natürlichen Gaben nach Lust zu bedienen, nur auf dem Gebiete des Privatlebens verweilt und nicht wie Rousseau, Goethe, Schiller, Beethoven auf das soziale und politische Gebiet sich ausdehnt, raubt dem Don Juan nichts

von seiner Bedeutung. Denn galt es nach Goethes Wort zunächst ein „eigen Herz“ zu haben, so konnte die Berechtigung auch der bloßen Naturregungen, auf denen doch am Ende auch das geistige Thun beruht, zunächst nicht laut genug gepredigt werden. Ruft doch noch um das Jahr 1800 der 30jährige Beethoven aus: „Kraft ist die Moral der Menschen, die sich vor andern auszeichnen, und sie ist auch die meinige!“ Und das Gleiche thut Don Juan. Ihm ist von Natur das volle Maß der Kraft gegeben worden, er will sie nützen diese Kraft, er will leben und sollte es sein Untergang sein. Drum entfernt er zunächst mit jener rücksichtslosen Entschiedenheit, die nur der wirklichen Kraft eigen ist, jedwedes Hinderniß, das ihn in der Uebung und Befriedigung derselben hemmt. Ja selbst ein Menschenleben schont er nicht, wenn es ihm angreifend in den Weg tritt. Er fühlt, hinter ihm steht ein Recht, das Recht der Natur, das sich in den Regungen unserer Sinne ausspricht, er weiß, daß alle Verhältnisse, sie mögen sein welche sie wollen, auf dieser natürlichen Grundlage ruhen.

Nun aber überhebt sich dieser Mann seiner Kraft. Er übersieht, daß so gewiß das Recht seiner Natur ist, doch dasselbe Recht überall anderswo herrscht. Er übersieht, daß auf diesem Fundamente sich auch jene sittlichen Verhältnisse aufbauen, die nach denselben Gesetzen wie die Natur selbst geordnet, im Grunde eine zweite, eine höhere Natur darstellen. Gegen Schwächlinge und Philister, welche einfältige Menschensatzung an die Stelle der ewigen Ordnung der Dinge setzen, gegen solche freilich mochte er seine Trümpfe ausspielen. Denn selbst in dem Uebermuth seines Begehrens fühlte er eine großartige Naturkraft, das Ewige der Naturgesetze schützend hinter sich. So verletzt es Niemanden und schadet ihm nicht selbst, wenn er nach der alten Komödie hier einen Diener der Gerechtigkeit hänselt, weil er die ganze Hinfälligkeit dieser Ordnung erkennt, oder dort eines Mädchens Jugend oder einer Frauen Ehre nicht schont, weil sie selbst seiner Sinnlichkeit sich entgegenbeugend nur demselben Gesetze folgen, dem er huldigt. Allein jetzt mit einem Male stößt sein übermüthiges Begehren auf jene höhere Ordnung der Dinge, — er, der Einzelne, will keck in den Bestand von

Verhältnissen greifen, die den Boden jenes ewigen Rechts nicht verlassen, vielmehr dieselbe Natur, die in ihm als bloße sinnliche Regung waltet, zur Sittlichkeit erhöht haben. Donna Anna und ihr Vater, der Comthur, sind ebenfalls Mächte wie Don Juan und ebenbürtige, und sobald er mit ihnen in Conflict kommt, muß er zerschellen.

Wäre das nun in Mozarts Oper alles einfach so, wie wir es eben ausgesprochen haben, so könnte man immer nicht leugnen, daß dies eine schöne und bedeutende Idee und von einer gewissen Tiefe darstellte. Es wäre immer ein lebendig dramatischer, ja ein wirklich tragischer Stoff und genügend, um bei würdevoller Darstellung manche Tiefen unseres Innern aufzuwühlen. Aber Mozart hat tiefer gegriffen, und die eigenthümliche Färbung, die er dem Don Juan gegeben hat, stellt dieses Werk neben die höchsten Schöpfungen der dramatischen Kunst und läßt in der Großartigkeit seiner Anschauung nur einen Hamlet, nur einen Faust neben sich bestehen. Mozart rechnet so einfach nicht. Seine Verhältnisse sind nicht so schlechtweg moralisch, er kennt etwas Höheres als dieses, und obgleich der Untergang des Helden mit einem Ernste, einer Gewalt dargestellt ist, die durchaus keinen Zweifel darüber aufkommen läßt, daß hier die innerste Ueberzeugung von der Gerechtigkeit seines Untergangs herrscht, so ist doch die Lust und Freude, womit der Held in der ganzen Fülle seiner Natur dargestellt ist und das ganze Stück hindurch so hinreißend lebendig vor unsern Augen lebt, daß wir sogar in der Scene des Gerichts dieses Bild nicht vergessen und trotz allem Schauder mit Entzücken den Trotz begrüßen, den er auch im äußersten Moment noch dem richtenden Weltgesetz entgegensetzt, — diese Lust an dem Helden selbst ist so vorwiegend, daß selbst sein Untergang sich nicht ganz dem Schillerlichte entziehen kann, das über dem Ganzen liegt. Selbst in diese Schreckensscene dringt, so meint man, etwas von dem Schimmer des ironischen Lächelns hinein, mit dem der Weltgeist all dies Sündigen und dieses Strafen betrachtet. Und diese schillernde Färbung, in die alles, selbst das Allerernsteste eingetaucht ist, macht den Don Juan zu einer so außerordentlichen Erscheinung auf dem

Gebiete der Kunst. Sie ist es, welche die Höhe der Anschauung verräth, mit der Mozarts Genius dem Leben entgegentrat und es umbildend veredelte. Er wußte genau, im gemeinen Leben herrschen diese Gesetze der Sittlichkeit, nach denen hier selbst ein Don Juan „abgewandelt“ wird. Er selbst handelte ja in seinem praktischen Dasein nicht anders. Allein seine Kunst hatte ihm höhere Gesetze erschlossen als diese moralischen. Er hatte die Schönheit geschaut, er hatte seine Seele dieser ewigen Göttin gewidmet und sie hatte ihm dafür eine Ordnung der Dinge eröffnet, die in der That ewig ist wie die Wahrheit selbst. Im Besitze dieses Schauens konnte er wohl die moralischen Regeln, die das Treiben der Menschen ordnen, mit sanfter Ironie als klein und vergänglich belächeln und leisen Spott darüber ergehen lassen, wie sie sich miteinander abmühen und doch nicht zum Besitze eines Dauernden gelangen. Er sah selbst in diesen mächtigen Beziehungen und Gesetzen, die Don Juans Unthat enthüllte, doch nur ein vorübergehend wechselndes Gebot. Er sah andrerseits das Ewige in dem Fundamente, auf das der Held des Stückes selbst in seinem Uebermuth sich gründet, und es konnte nicht fehlen, daß dieses Recht der Natur, so sinnlich sie sein möge, doch schließlich den Sieg davontragen muß. Don Juan fällt, aber er fällt für eine Idee, die er ja selbst im letzten Momente nicht aufgibt. Und mag auch diese Idee blos das Recht der nächsten Existenz heißen, sie ist die Grundlage alles menschlichen Thuns und Treibens, das Fundament alles Schaffens, und sie siegt. Und weil sie ihrer innersten Natur nach siegen muß, so hat Mozart, der seinen Stoff im Kerne faßte, nicht versäumt den Verstehenden diesen Sieg von vornherein ahnen zu lassen, indem er seinen Helden selbst in den ausgelassensten Momenten mit solch göttlicher Heiterkeit darstellt, daß wir über das Unrecht seines Thuns ganz hinausgehoben werden und innerstes Behagen, ja ein heiteres Lächeln uns das Ungehörige dieses ganzen Treibens kaum zum Bewußtsein kommen läßt. So ist auch nach all der Furchtbarkeit der letzten Scene ein Schlußchor von mehr heiterer Art, wie ihn Mozart zu freilich trivialen Worten schrieb, nur deshalb nicht am Platze, weil er eben — überflüssig ist.

Freilich steht diese Heiterkeit, in der hier wie im Figaro der Menschen Treiben als thörichte Schwachheit geduldet erscheint, hoch über der Weise jenes Figaro. Denn obgleich auch diesem Don Juan seine Schwachheit mit Gleichmuth nachgesehen oder mit Heiterkeit ignorirt wird, so perlt doch in dem Auge dessen, der dieses Werk erschuf, zugleich eine Thräne darüber, daß die menschliche Natur, so göttlich sie sich dünkt, so immerfort in Beschränktheit sich selbst verliert. Und diese Theilnahme an dem Leid, das aus solcher Anlage fließt, gibt der Heiterkeit des ganzen Stückes wiederum jene Wärme, die uns so wohlthuend anhaucht. Gerade in dieser Hinsicht geht der Don Juan weit über den Figaro hinaus und gibt, wo dieser blos komisch ist, den wahren Humor in seiner lächelnden Wehmuth. Hier ist es, wo sich die Tiefe der Mozartschen Natur und jene wunderbare Fähigkeit enthüllt, an den menschlichen Dingen auf das innerlichste Antheil zu nehmen und, indem er sie in ihrer Wahrheit darstellt, Ausgleichung jeder schmerzlichen Spannung zu bereiten. Hier wird, was im Figaro als bloße Liebenswürdigkeit erscheint, „mit der er, im Innersten glücklich, wenn er nur den edlen Regungen seines Herzens nachgeben konnte, leicht und gern über die Fehler und Schwächen der Menschen hinwegglitt", zu jenem Zuge der Menschenliebe, die den höchsten Werth jeder großen Natur ausmacht. Was aber im Don Juan erst als Ansatz erscheint, jene Thräne, mit der Mozart aus tiefster Erfassung des Lebens über das Elend des Daseins weint, das wird in dem letzten Werke, als ihn das Leben selbst seinen tieferen Sinn hatte verstehen lassen, zur theilnehmenden Linderung, ja zur wahren Beglückung. Wir werden sehen, dieser Mann hatte sich zu einer höheren Existenz durchgerungen, er hatte das Leben in sich selbst überwunden, und ruhige Zuversicht und Tröstung fließt am Ende seiner Tage von seinen Lippen.

Aber auch jetzt erscheint schon als das Grundelement, aus dem ihm eine Anschauung erwuchs, mit der er über den Don Juan das Lächeln der Wehmuth ausbreitete, jene unvertilgbare Liebe zu allem was Mensch heißt, jene sichere Ueberzeugung, daß nur der das Dauernde kennt und verehrt, der es in den Menschen auf-

sucht und liebt. Und brauchten wir eines äußeren Beweises dafür, daß dieser Zustand allgemach begann, seine Seele ganz und gar zu erfüllen, wir würden auf das Wort hinweisen, welches ihm sein Freund Jacquin nicht lange vorher ins Album geschrieben hatte: „Wahres Genie ohne Herz ist Unding — denn nicht hoher Verstand allein, nicht Imagination, nicht beide zusammen machen Genie, — Liebe! Liebe! Liebe! ist die Seele des Genies!“ So unbeholfen des guten Freundes Ausdrücke gewählt sind, hallt nicht aus ihnen wider, was Mozart, was die ganze damalige Zeit empfand, die liebevolle Erschließung der Herzen gegeneinander, der heiße Drang, das Ewige, das eine befangene Kirchenlehre so lange hoch an den Himmel versetzt hatte, im eigenen Innern, im nächsten Herzen wieder zu suchen? Spricht nicht aus ihnen die liebende Umfassung des Menschen, weil nur aus seinem Auge des Ewigen Licht erglänzt, nur aus des Menschen Brust sein tiefstes Tönen widerhallt?

Dieses Wort ist genug, um uns Mozarts eigentliches Meinen auch bei diesem Werke zu erweisen und zugleich die Spur seiner ferneren Entwicklung zu zeigen. Wir fahren erzählend fort.

Auch diese Arbeit hatte Mozart mit seinem Herzblut genährt. Wie durch einen leichten Schleier schimmert eine lebendig warme Wirklichkeit durch diese Musik hindurch. Schon das Grausen der innersten Natur, wenn sie durch eigene Schuld den Bestand der schönsten Verhältnisse, wenn sie das Glück der Menschen zerstört sieht, klingt in den Tönen des Gerichtes wie eine Stimme aus Mozarts innerster Seele hervor. Und wenn es auch nicht wahr ist, was das Gerücht erzählte, daß eine junge Frau, die Mozarts Schülerin war, von ihrem Manne in einem Anfall wahnsinniger Eifersucht mit einem Messer schwer verletzt wurde, weil Mozart mit ihr in Liebesverkehr gestanden sei, — denn der Vorfall sowie der Selbstmord des Mannes, der sogleich nach dieser entsetzlichen That stattfand, sind nach amtlichen Notizen erst nach Mozarts Tode geschehen, — so ist doch sicher, daß er selbst in dem bewegten lebhaften Wien mancherlei der Art gesehen hatte und selbst seiner lebhaften Natur gemäß in Beziehungen gestanden war, die durch

die Gefahr der Zerstörung sittlicher Verhältnisse den ganzen Ernst seiner Seele wachriefen. Aber nur Andeutungen mögen es gewesen sein: mehr bedarf der Genius nicht, um in den inneren Zusammenhang hineinzuschauen. Ein da Ponte freilich und sein Freund Casanova müssen bis auf den Schlammboden solcher Dinge hinabsteigen, um sie zu erkennen, und schädigen dabei ihre eigene Seele. Ein Mozart erblickte bereits auf dem ruhigen Wasser der Freude schwimmend die Gefahren, die in der Tiefe gerade der holdesten Leidenschaft am meisten ruhen. Er schaute durch das klare Naß bis auf den Grund, wenn ihn einmal sein lebhaftes Begehren, seine überaus rege Phantasie in jene innige Berührung mit dem andern Geschlecht gebracht hatte, die den ganzen Menschen wachruft und all seine Geister in schaffende Bewegung setzt. Bedurfte doch ein Schiller nur des einfachen Wasserschäumens, wie es unter dem Mühlrade sich kraust, um den dampfenden Gischt des Meerstrudels in seiner ganzen Großartigkeit darzustellen! Und sollte ein Mozart mehr von der inneren Bewegung, von den Strudeln, die im Menschenherzen vorgehen, haben schauen müssen, um die leidenschaftlichen Verirrungen zu zeichnen, die ihm so einzig gelungen sind?

So ist nichts verkehrter, als wenn man alle die Dinge, die im Don Juan mit solcher Wahrheit dargestellt sind, in Mozarts Leben wieder aufsuchen will. Der Dichter lebt nicht, was er dichtet, wenigstens nicht in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes und nicht in der Umständlichkeit erlebt er alles das, was seine Kunst mit der Wahrheit der Natur darstellt. Er erfährt in seinem Innersten die Hauptdinge und das genügt ihm, um das Bild bis ins Einzelnste auszuführen. Ueberall dann in den Gebilden seiner Phantasie erkennt man die sichere Wirklichkeit wieder, ja man glaubt sie mit Händen greifen zu können und bedauert, daß bei Mozart nicht wie bei Goethe ein Anhalt für solche Neugierigkeit in der näheren Kenntniß des Lebens gegeben ist. Allein die Quellen des Geschehenen fließen für den verstehenden Sinn reichlich genug. Und fürwahr, wenn man die Wahrheit sieht, mit der vor allem eine Elvira gezeichnet ist, so ist kaum anders zu denken, als daß hier eine Erscheinung des wirklichen Lebens, die dem Erschaffer des

Don Juan begegnet war und sein Herz in Gluth oder vielmehr seine dichterische Phantasie in Bewegung versetzt hatte, der künstlerischen Gestaltung zu Grunde liegt. Ja man ist versucht, aus dieser Gestalt in Tönen die wirkliche Gestalt wieder aufzubauen, — sosehr wähnt man dieses Wesen in Leben und Farbe leibhaftig vor sich zu sehen. Braun muß sie gewesen sein, braun von Augen und braun von Haar, nicht weil Elvira Spanierin ist, sondern wegen der eigenthümlichen Gluth, die aus all ihren Weisen spricht und die keine der Gestalten Mozarts in solchem Grade besitzt; — schlank und elastischen Wuchses, zu jeder Darstellung dessen, was sie innerlich bewegt, in seltenem Grade geschickt; denn die Leidenschaft, die all ihr Singen verräth, muß sich auch im Körper, in Haltung, Bewegung und jeder Gebärde ausgeprägt haben: — ferner phantasievoll, kunstbegabt, lebendig schöpferischen Geistes, — wie hätte sie sonst vermocht, einen Don Juan zu lieben, einen Mann, an dem nichts oder — alles liebenswerth erscheint, je nachdem Sinne und Phantasie ein Ideal aus ihm machen oder nicht; — von stolzer, geistvoller Art und hinreißend strömender Rede, — man denke an die Töne des letzten Terzetts, wie eindringlich ihre Stimme ist; und vor allem in ihrer Leidenschaft von dem ganzen Zauber des lebendigen Lebens! — Aber um die feinen Lippen des geschlossenen Mundes spielte jener Zug, der etwas Anderes verräth als die unnennbare Güte des Herzens, die uns das rechte Weib so über alle Maßen werth und unantastbar macht. Und fürwahr es bedurfte nicht jenes „Un piccolo grifo raso“ (ein kleines glattes Hundsgesicht), mit dem einmal eine übermüthige Primadonna den unscheinbaren Maestro beschenkt hatte, dem sie doch für so manchen Dienst Dank genug schuldig war, um Mozart zu erinnern, daß ihm aus dem Herzen seiner Constanze ein unendlich reicherer Himmel entgegenlache als aus der dunklen Leidenschaft einer schönen Südländerin. Und von diesem bräutlichen Glück, das er, der längst Verheirathete, stets bei seiner Constanze fand und welches sich uns in der schönsten Weise in seinen Reisebriefen enthüllen wird, gibt es auch im Don Juan ein Bild, das die zaubervolle Gartenarie der Susanne fast noch überstrahlt. Mit seiner Seele feinsten Or-

ganen lechzt er zu den Sternen hinauf, um den holden Genuß der Liebe zu erflehen, und die reinste Regung aller Sinne spricht aus den Tönen, mit denen Zerline in jenem „Wenn du fein artig bist“ ihrem zerschlagenen Masetto für die nächste Stunde das schönste Glück zusagt, damit er nur seiner Schmerzen und seines eifersüchtigen Kummers los werde. Wer hat je solche Töne der süßesten Lust gesungen, wer in solcher Wahrheit laut und herrlich ausgesprochen, was jeder gern verschweigt, die Hoffnung der holdesten Liebesgewährung! Und doch hat das alles die höchste Reinheit, und jedem fällt zu seiner innigen Befriedigung nur ein, wie wonnig es ist Mensch zu sein. Mozart war es und im schönsten Sinne. Auch dieses Werk hat es uns bewiesen, und wir scheiden von ihm nur, um den tiefen Lebensgehalt, den es bietet, in noch reicherer ja in verklärter Weise in den nachfolgenden Werken wiederzufinden.

Achtzehnter Abschnitt.

Die Reise nach Leipzig.

1788–89.

„Zur rechten Zeit durchbricht der Sonne Licht
Die finstre Nacht, und sie muß sich erhellen.“

Als Mozart trotz des außerordentlichen Erfolgs, den er mit dem Don Juan in Prag gehabt, die Composition einer zweiten Oper wer weiß aus welchem Grunde ausschlug, wandte man sich an Joseph Haydn, der damals noch in Esterhaz in Ungarn lebte und schon manche Oper geschrieben hatte, von der viel Rühmens geschehen war, mit der Bitte eine derselben für den nächsten Carneval nach Prag zu senden. Haydn hielt etwas auf seine dramatische Musik. Schon im Jahre 1781 hatte er an Artaria geschrieben: „Mons. Le-Gros, Directeur des Concert spirituel, schreibt mir ungemein viel Schönes von meinem Stabat mater, so alldort viermal mit großem Beyfall produzirt wurde. Die Herren wunderten sich sehr, daß ich in der Singcomposition so ausnehmend gefällig wäre, ich aber wunderte mich gar nicht, indem sie noch nichts gehört haben. Wenn sie erst meine Operette L'isola disabitata (Die wüste Insel) und meine letzt verfaßte Opera La fedeltà premiata (Belohnte Treue) hören würden! Denn ich versichere, daß dergleichen Arbeit in Paris noch nicht ist gehört worden, und vielleicht ebensowenig in Wien; mein Unglück ist nur, daß ich auf dem Lande lebe.“ Und im Jahre 1784 meldet er von seiner „Armida“, sie sei mit lautem Beifall aufgeführt und man erkläre sie für sein bestes Werk. Gleichwohl antwortet er jetzt dem Provinzialoberverwalter Roth in Prag, der ihm wohl auch den Erfolg des Don Juan gemeldet hatte, in einer Weise, die ihn wie Mozart in das schönste Licht stellt. Er schreibt:

„Sie verlangen eine Opera buffa von mir. Recht herzlich gern, wenn Sie Lust haben, von meiner Singcomposition etwas

für sich allein zu besitzen. Aber um sie auf dem Theater in Prag aufzuführen, kann ich Ihnen diesfalls nicht dienen, weil alle meine Opern zu viel auf unser Personale gebunden sind und außerdem nie die Wirkung hervorbringen würden, die ich nach der Localität berechnet habe. Ganz was anders wäre es, wenn ich das unschätzbare Glück hätte, ein ganz neues Buch für das dasige Theater zu componiren. Aber auch da hätte ich noch viel zu wagen, indem der große Mozart schwerlich Jemanden anderen zur Seite haben kann. Denn könnt ich jedem Musikfreund, besonders aber den Großen, die unnachahmlichen Arbeiten Mozarts so tief und mit einem solchen musikalischen Verstande, mit einer so großen Empfindung in die Seele prägen, als ich sie begreife und empfinde, so würden die Nationen wetteifern ein solches Kleinod in ihren Ringmauern zu besitzen. Prag soll den theuren Mann festhalten, — aber auch belohnen; denn ohne dieses ist die Geschichte großer Genien traurig und giebt der Nachwelt wenig Aufmunterung zum ferneren Bestreben, weswegen leider! so viel hoffnungsvolle Geister darnieder liegen. Mich zürnt es, daß dieser einzige Mozart noch nicht bey einem kayserlichen oder königlichen Hofe engagirt ist. Verzeihen Sie, daß ich aus dem Geleise komme: ich habe den Mann zu lieb."

Welch köstliche Worte! So wissen gleiche Geister einander zu schätzen. — Auch erfährt man hieraus von neuem, wie sehr Wien in der That Mozart vernachlässigte. Es wollte von seinen wundervollen Quartetten nichts wissen und ließ sich selbst den Figaro entziehen. Aber jetzt war der Ruhm, den der große Künstler in der Provinz errungen, bereits in die Hauptstadt gedrungen, und da im Publikum das Gerücht immer lauter wurde, Mozart wolle Wien ganz verlassen, nach England gehen und dort die Mittel gewinnen, die ihm seine geliebte Kaiserstadt so ungerecht versagte, da überdies kurze Zeit vorher, am 15. November, der Altmeister Gluck sein thatenvolles großes Dasein mit dem Tode beschlossen hatte, so fiel es dem Kaiser doch endlich ein, daß auch für Mozart etwas geschehen müsse. Aber anstatt ihm nun, wie es sich gebührt hätte, Glucks Stelle und sein Gehalt, das 2000 Gulden betrug, zu

verleihen, ernannte er ihn zu seinem Kammermusikus und gab ihm ein Gehalt von — 800 Gulden. Das Decret wurde am 7. Dez. 1787 ausgestellt. Mozart war wenig mit diesem Gehalt zufrieden, um dessen Betrag der Kaiser gerade den, den er am wenigsten hätte fragen sollen, den allmächtigen Kammerdiener Strack, der Mozarts Musik nicht liebte, gefragt hatte, und that wohl Recht, wenn er später, als er der Steuern wegen die Höhe seiner Einnahmen angeben mußte, neben die Zahl in die Liste einschrieb:

„Zu viel für das, was ich leiste,
Zu wenig für das, was ich leisten könnte."

Denn seine Aufgabe war, für die Redouten in den Sälen der Hofburg die — Tanzmusik zu schreiben. Er, dessen Genius so eben noch bewiesen hatte, was er vermochte, der so eben erst wieder das volle Bewußtsein seines Könnens erlangt hatte, mußte Tänze schreiben! Das war kaiserlicher Auftrag. Er erfüllte ihn pflichtgetreu und schrieb sogleich im ersten Fasching eine Reihe von Walzern, Menuetts und Contretänzen, die freilich keinen besonderen musikalischen Werth haben, aber durch frische Melodik und belebende Rhythmik daran erinnern, daß Mozart die Faschingslust und vor allem das Tanzen selbst liebte und verstand.

Ihm lag natürlich zunächst nichts Anderes im Sinne, als auch in Wien seine neue Oper zur Aufführung zu bringen, und eine solche Anordnung des Kaisers wäre ihm vielleicht lieber gewesen als die armselige Anstellung. Denn an den Auftrag zur Composition einer neuen Oper, der doch so gar nahe gelegen wäre, dachte der Kaiser bei Mozart nicht, derweilen er in derselben Zeit einem Dittersdorf hintereinander mehrere solche Aufträge gegeben hatte. Mozarts Musik entsprach eben nicht seiner Neigung, da er schon nach der Aufführung des Figaro gegen Dittersdorf geäußert hatte, Mozart pflege in seinen Theaterstücken die Sänger mit seinem vollen Accompagnement zu übertäuben, die leichten und gefälligen Melodien Martins sagten seinem Geschmacke ungleich mehr zu. Aber auch an eine Aufführung der bereits geschriebenen Oper war zunächst nicht zu denken. Da stand Salieri im Wege. Dieser hatte im Juni desselben Jahres in Paris seinen „Tarare"

auf die Bühne gebracht und mit demselben, weil Beaumarchais einen Text geschrieben hatte, der durch Handlung, Decoration und Costüme sowie durch politische Anspielungen viel Anziehendes hatte, einen bedeutenden Beifall gewonnen. Diese Oper, ob sie gleich ein Gemengsel der widersprechendsten Elemente war, hatte dem Kaiser gut gefallen und er befahl da Ponte, daß er sie italienisch bearbeite, damit sie zur Vermälung des Erzherzogs Franz gegeben werde. Sie wurde dann auch in der Musik vielfach geändert, denn es galt zunächst Martins „Baum der Diana“, der zu gleicher Zeit, wie der Don Juan in Prag, in Wien die Gemüther entzündet hatte, zu verdunkeln, und so konnte es Salieri nicht wünschenswerth sein, eine neue Oper von Mozart, dessen Figaro bei ihm noch in erschreckendem Andenken stand, vorher aufführen zu lassen, zumal das Publikum durch den Enthusiasmus der Prager auf diese Erscheinung sehr gespannt war. Am 8. Januar wurde dann der „Axur“ — so war der Tarare umgetauft worden — als „Freispectakel“ aufgeführt und gewann trotz seiner seltsamen Neuerungen durch rasch wiederholte Vorstellungen den Beifall des Publikums wie besonders des Kaisers, als dessen Lieblingsoper sie bezeichnet wird. Sie ward in diesem einen Jahre neunundzwanzig Mal aufgeführt.

Mozart derweilen mochte die Wiener mit Tänzen unterhalten oder „seinen patriotischen Gefühlen durch ein Lied auf den Türkenkrieg Luft machen“, durch das „teutsche Kriegslied“: Ich möchte wohl der Kaiser sein, das er am 5. März für den beliebten Komiker Baumann in der Leopoldstadt schrieb. Vier Tage später aber steht jenes kleine Adagio in Hmoll verzeichnet, in dem ein Schmerz lebt, der uns die innerste Seele bewegt, eine tiefe, ja düstere Melancholie wie das Weinen der Seele. Und doch wieder wie wirkt beseligend und tröstend als ein Lichtschein von oben das Dis, das ganz am Schlusse so unvergleichlich schön eintritt! — Ja, Mozart war einer von den Menschen, denen die Sonne nie ganz verschwindet. Mag sie auch für Zeiten hinter den schwärzesten Wolken sich verbergen, er weiß, sie ist doch da und wird zur rechten Zeit wiederkehren.

Auch die häusliche Noth begann jetzt aufs neue zu steigen. Eine Akademie, für die im Fasching ein Concert geschrieben wurde, vermochte ihr nicht abzuhelfen. Endlich aber befahl der Kaiser doch die Aufführung des Don Juan. Er war mit dem Erfolg seines Kammercompositeurs in Prag sehr zufrieden und brannte, wie da Ponte sagte, vor Verlangen, die Oper zu hören. Mozart erhielt, wie aus der Theaterrechnung 1788—89 hervorgeht, 225 fl., da Ponte „für Componirung der Poesie zur Opera il Don Giovanni“ 100 fl. Allein das half ihm wenig. Denn die Oper, als sie am 7. Mai zuerst gegeben wurde, — gefiel nicht. „Alle Welt“, erzählt da Ponte, „Mozart allein ausgenommen, war der Ansicht, das Stück müsse umgearbeitet werden. Wir machten Zusätze, änderten mehrere Stücke, und zum zweiten Male: Don Juan gefiel nicht! Dies hinderte den Kaiser aber nicht zu äußern: ‚Dieses Werk ist himmlisch; es ist noch schöner als die Hochzeit des Figaro: aber es ist kein Bissen für meine Wiener.‘ Ich erzählte Mozart diese Worte, der mir, ohne sich irre machen zu lassen, antwortete: ‚Laßt ihnen nur Zeit, ihn zu kosten!‘ Er irrte sich nicht. Auf seinen Rath ließ ich den Don Juan so oft als möglich aufführen; mit jeder Darstellung steigerte sich der Erfolg.“

Don Juan ward in diesem Jahre fünfzehnmal aufgeführt. Mozart hatte nur zwei Arien, die berühmte der Elvira: „Mich verläßt der Undankbare“, die des Ottavio: „Ein Band der Freundschaft“ und ein komisches Duett zwischen Leporello und Zerline hinzucomponirt. Sie sind sämmtlich Meisterstücke, gehören aber alle drei nicht eigentlich in den Don Juan. Auch scheinen sie keinen besonderen Eindruck auf die Wiener gemacht zu haben. Die ganze Erscheinung dieser Oper war ihnen eben ungewöhnlich. Allein überall war von derselben Rede und überall wurde darüber hin und her gestritten. Auch Haydn befand sich damals in Wien und ward eines Abends in einer großen Gesellschaft beim Grafen Rosenberg, in welcher die bedeutendsten Künstler und Kenner Wiens sich in der verschiedensten Weise über die Mängel und Gebrechen des Don Juan aussprachen, endlich auch um seine Meinung gefragt. Er antwortete: „Ich kann den Streit nicht ausmachen; aber das

weiß ich, daß Mozart der größte Componist ist, den die Welt jetzt hat."

Ob das wohl die Kritiker zur Ruhe brachte? — Schwerlich. Allein auch sonst hatte Mozart keinen Vortheil von der bedeutsamen Anerkennung dieses Mannes, er erhielt keinen Auftrag vom Kaiser und keinen Gewinn von den Aufführungen. Er war damals in einer sehr drückenden Lage, die ihn sogar an der Arbeit hinderte. Der einzige Freund in der Noth war in diesen Monaten wie auch weiter bis ans Ende des Lebens sein Ordensbruder, der Kaufmann Puchberg, ein Mann, dessen Andenken werth ist fortzuleben, weil er in der That mit treuer Uneigennützigkeit an unserem Meister gehandelt hat. Mozart vermochte dieses edle Handeln mit nichts zu erwidern als mit der Liebe seines Herzens und hin und wieder mit einer Composition für die Musikabende in Puchbergs Hause. Diesmal hatte er für ihn das reizende Trio in Edur geschrieben. In dem Schuldenverzeichniß, das nach Mozarts Tode angefertigt wurde, steht Puchberg mit 1000 Gulden, die ihm übrigens später ausgezahlt worden sind.

Am 17. Juni 1788 schrieb Mozart an ihn folgenden Brief, der den vollen Einblick in seine traurigen Verhältnisse und zugleich in seine Denkungsart gewährt:

„Verehrungswürdigster O.-B.
Liebster bester Freund! —

Die Ueberzeugung, daß Sie mein wahrer Freund sind, und daß Sie mich als einen ehrlichen Mann kennen, ermuntert mich, Ihnen mein Herz ganz aufzudecken, und folgende Bitte an Sie zu thun.

Ich will ohne Ziererey nach meiner angebornen Aufrichtigkeit zur Sache selbst schreiten.

Wenn Sie die Liebe und Freundschaft für mich haben wollten, mich auf 1 oder 2 Jahre mit 1 oder 2 tausend Gulden gegen gebührende Interessen zu unterstützen, so würden Sie mir auf Acker und Pflug helfen! — Sie werden gewiß selbst sicher und wahr finden, daß es übel, ja ohnmöglich zu leben sey, wenn

man von Einnahme zu Einnahme warten muß! — Wenn man nicht einen gewissen, wenigstens den nöthigen Vorrath hat, so ist es nicht möglich, in Ordnung zu kommen — mit nichts macht man nichts.

Wenn Sie mir diese Freundschaft thun, so kann ich 1mo (da ich versehen bin) die nöthigen Ausgaben zur gehörigen Zeit folglich leichter entrichten, wo ich jetzt die Bezahlungen verschieben, und dann eben zur unbequemsten Zeit meine ganze Einnahme oft auf einmal hinausgeben muß; 2do kann ich mi sorgenloserem Gemüth und freyerem Herzen arbeiten, folglich mehr verdienen.

Wegen Sicherheit glaube ich nicht, daß Sie einigen Zweifel haben werden. — Sie wissen so ungefähr wie ich stehe, und kennen meine Denkungsart. Wegen der Souscription (auf neue Werke) dürfen Sie keine Sorge haben; ich setze die Zeit nur um einige Monate mehr hinaus; ich habe Hoffnung, auswärtig mehrere Liebhaber zu finden als hier.

Nun habe ich Ihnen in einer Angelegenheit, die mir sehr wichtig ist, mein Herz ganz sehen lassen. — Nun sehe ich mit Sehnsucht einer Antwort, aber wirklich einer angenehmen Antwort entgegen und ich weiß nicht — ich kenne Sie einmal als den Mann, der so wie ich, wenn er anders kann, seinen Freund, aber wahren Freund gewiß unterstützt. — Wenn Sie vielleicht sobald nicht eine solche Summe entbehren könnten, so bitte ich Sie, mir wenigstens bis morgen ein paar hundert Gulden zu leihen, weil mein Hausherr auf der Landstraße so indiscret war, daß ich ihn gleich auf der Stelle (um Ungelegenheiten zu vermeiden) auszahlen mußte, welches mich sehr in Unordnung gebracht hat.

Wir schlafen heute das erstemal in unserm neuen Quartier, allwo wir Sommer und Winter bleiben; — ich finde es im Grunde einerley, wo nicht besser, ich habe ohnehin nicht viel in der Stadt zu thun, und kann, da ich den vielen Besuchen nicht ausgesetzt bin, mit mehrerer Muße arbeiten; und muß ich Geschäfte halber in die Stadt, welches ohnehin selten genug geschehen wird,

so führt mich jeder Fiaker um 10 kr. hinein; um das ist auch das Logis wohlfeiler, und wegen Frühjahr — Sommer — und Herbst angenehmer, da ich auch einen Garten habe.

Das Logis ist — in der Währingergasse bei den 5 Sternen Nr. 135. Nun nehmen Sie meinen Brief — als das wahre Zeichen meines ganzen Vertrauens gegen Sie, und bleiben Sie ewig mein Freund, wie ich sein werde bis ins Grab

Ihr wahrer innigster Freund

W. A. Mozart.

P. S. Wann werden Sie wieder bei Ihnen eine kleine Musique machen? Ich habe ein neues Trio geschrieben."

Puchberg schrieb unter den Brief: „Den 17. Juny 1788 200 fl. gesendet." — Das mochte denn die momentane Verlegenheit ein wenig abwenden. Und in diesen Wochen der Unruhe und Bedrängniß hatte er die Symphonie in Es geschrieben, den sogenannten „Schwanengesang", über welche ein Meer von Wohllaut ausgegossen ist. „Liebe und Wehmuth tönen in holden Geisterstimmen", sagt Th. A. Hoffmann in seinen „Phantasiestücken", „die Nacht geht auf im hellen Purpurschimmer, und in unaussprechlicher Sehnsucht ziehen wir den Gestalten nach, die freundlich uns in ihre Reihen winkend in ewigem Sphärentanze durch die Wolken fliegen."

Die Bewunderung vor der Künstlergröße dieses Mannes steigert sich, wenn man bei diesen Worten an die Klagen des obigen Briefes denkt, an den Wunsch mit sorgenloserem Gemüthe, mit freierem Herzen arbeiten zu können! — Es ist als habe die irdische Noth nur stets das unvergängliche Theil in diesem Manne reiner hervorgetrieben. Denn welches Bewußtsein der Würde und Kraft des menschlichen Seins spricht aus der stolzen Pracht der Einleitung! Welches Selbstgefühl, welche frohe Thatkraft aus dem Allegro! Und wenn auch durch die Zaubertöne des Andante hin und wieder ein leiser Klang der Wehmuth zieht, wie liegt doch im Hintergrunde jener Herzensfrieden, der aus der Erkenntniß eines ewigen Waltens fließt, wie in den letzten Sätzen eine beseligende Freude, ja ein übersprudelnd frohes Leben, als wenn dieses Dasein niemals getrübt worden wäre!

Dieses Meisterstück einer Zeichnung der frohen Regung aller Kräfte, sowie es aus des Lebens Tiefen fließt, steht am 26. Juni 1788 in dem eigenhändigen Verzeichniß eingetragen. Am 27. erfolgt dann wieder ein Brief an Puchberg, aus dem zu ersehen ist, daß die Bedrängniß in den letzten Tagen keineswegs nachgelassen, sondern viel schwarze, schwarze Gedanken gebracht hatte, die er sich mit Gewalt ausschlagen mußte. Er schreibt:

„Verehrungswürdigster O. B.

Liebster, bester Freund!

Ich habe immer geglaubt, dieser Tage selbst in die Stadt zu kommen, um mich bei Ihnen wegen Ihrer mir bewiesenen Freundschaft mündlich bedanken zu können. Nun hätte ich aber nicht einmal das Herz, vor Ihnen zu erscheinen, da ich gezwungen bin Ihnen frey zu gestehen, daß ich Ihnen das mir Geliehene ohnmöglich sobald zurückzahlen kann und Sie ersuchen muß mit mir Geduld zu haben! — Daß die Umstände dermalen so sind und Sie mich nach meinem Wunsch nicht unterstützen können, macht mir viele Sorgen! — Meine Lage ist so, daß ich unumgänglich benöthigt bin Geld aufzunehmen. — Aber Gott, wem soll ich mich vertrauen? Niemanden als Ihnen, mein Bester! — Wenn Sie mir nur wenigstens die Freundschaft thun wollen, mir durch einen andern Weg Geld zu verschaffen! — Ich zahle ja gern die Interessen, und derjenige, der mir lehnte, ist ja durch meinen Charakter und meine Besoldung glaub ich gesichert genug. Es thut mir leid genug, daß ich in diesem Fall bin, ebendeßwegen wünschte ich aber eine etwas ansehnliche Summe auf einen etwas längeren Termin zu haben, um einem solchen Falle vorbeugen zu können. — Wenn Sie, werthester Bruder, mir in dieser meiner Lage nicht helfen, so verliere ich meine Ehre und meinen Credit, welches das einzige ist, welches ich zu erhalten wünsche. Ich baue ganz auf Ihre echte Freundschaft und brüderliche Liebe, und erwarte zuversichtlich, daß Sie mir mit Rath und That an die Hand gehn werden. Wenn mein Wunsch in Erfüllung gehet, so kann ich frey Odem schöpfen, weil ich dann im Stande seyn werde, mich in Ordnung zu bringen und auch darinnen zu erhalten. — Kommen

Sie doch zu mir und besuchen Sie mich, ich bin immer zu Hause; — ich habe in den 10 Tagen, daß ich hier wohne, mehr gearbeitet, als im andern Logis die 2 Monate, und kämen mir nicht so oft so schwarze Gedanken (die ich mir mit Gewalt ausschlagen muß), würde es mir noch besser von Statten gehen, denn ich wohne angenehm — bequem — und — wohlfeil. — Ich will Sie nicht länger mit meinem Gewäsch aufhalten, sondern schweigen und hoffen.

Ewig Ihr verbundener Diener, wahrer Freund u. O. B.
W. A. Mozart."

Wo bleibt hier der Leichtsinn, den man diesem Manne in der Behandlung der ökonomischen Dinge vorgeworfen hat! — Wahrlich, wem es so darum zu thun ist, seine Ehre auch nach dieser Seite hin zu wahren, wer so mit ernstem Willen bemüht ist, seine Verhältnisse in Ordnung zu halten, damit weder ihm noch seinem Hause Unehre erwachse, der verdient einen andern Namen als leichtsinnig. Und doch fühlt sich Mozart, wie man aus den letzten Worten sieht, bei Leuten, die mit geschäftsmäßiger Sorgfalt ihre Sachen im Gange zu erhalten wissen und in ähnliche Verlegenheiten nicht leicht gerathen, etwas unsicher. Es demüthigt ihn, selbst dem Freunde gegenüber, mit solchen Dingen vor ihn zu treten, die freilich mit etwas wenig Geschäftsverstande leicht zu verhindern, aber einem Mozart abzuwehren kaum möglich waren. Nur daß sein Sinn so durchaus auf die höheren Dinge gerichtet war, ließ selbst sein bestes Bestreben, die gemeinen Dinge, auf denen doch der äußere Bestand unseres Lebens ruht, in Ordnung zu bringen, scheitern, und dies mögen Andere tadeln. Vielmehr erscheint das redliche Bemühen, das aus alle diesem hervorgeht, bei diesem Manne so verehrungswürdig, daß man gern vergißt, wie wenig es ihm mit dem bloßen guten Willen gelingen konnte, seine Verhältnisse in Ordnung zu erhalten. Es folgt jeder Mensch dem Gesetze, das die Natur ihm eingeboren, und nur auf diesem Wege thut er das Rechte. Mozarts ganzes Wesen war auf das künstlerische Schaffen gerichtet. Diesem Drange folgte er, — und ob mit Erfolg? — In allen andern Dingen genügt bei solchen Naturen

der gute Wille, um sich frei zu erhalten von jedwedem Tadel. Denn es ist nicht der Erfolg, was in sittlichen Fragen entscheidet.

In jenen zehn Tagen der häuslichen Ruhe, wo er mehr gearbeitet hatte als sonst in zwei Monaten, war also die herrliche Esdur-Symphonie fertig geworden. Aber die Frische der Natur, die Mozart jetzt nach Behagen in seinem Garten genoß, sollte die Schaffensgeister trotz aller äußeren Bedrängniß noch tiefer erregen. Nach wiederum vier Wochen, am 25. Juli, ward die Gmoll-Symphonie als fertig in das Register eingetragen. Die Gmoll-Symphonie! Dieser Triumph der orchestralen Kunst! — Aber hier sieht man auch, mit welch selbstbewußter Energie, ja wie fast trotzig der große Sinn des Künstlers gegen die Lebenshinderungen ankämpft. Es ist auch hier, als wenn diese Noth des Alltagslebens, die ihn schier zu erdrücken drohte, erst recht das Bewußtsein der Mächte in ihm wachriefe, die den Menschen über alle diese Dinge emporheben, sodaß er mit dem Blick der Sonne die Weite des Erdenlebens überschaute und über Noth wie Freude erhaben die ewig schaffende Gewalt in sich verspürte. Welche Siegesgewißheit liegt in diesen Molltönen! Da ist kein Klagen, kein Jammern. Das Selbstbewußtsein steigert sich oft genug zum herzerquickenden Trotze gegen die Gewalten, die den Geist herabziehen wollen in den Staub des niedern Erdenbedürfens. Dieses Menuet, wie es in seinen wenigen Takten eine Welt der unermüdlich anstrebenden Kraft enthält! Und wie gar im Finale Alles in einen stolzen kraftmäßig sprudelnden Lebensübermuth ausbricht!

Aber wieder kaum mehr als zwei Wochen später, am 10. August, steht auch die Jupitersymphonie fertig da und beweist, daß selbst über jenes trotzige Anstreben hinaus noch ein höherer Zustand möglich ist, der völlige Sieg der bessern Natur. Ein majestätischer Siegesjubel liegt in diesem Allegro. Und welch unsäglich frohes Genießen jeder Gabe des Lebens in den Zauberklängen des Andante! Da ist's wirklich, als wenn alle Nachtigallen des Lebens schlügen, als wenn alles, was die Menschenseele in Freud und Leid bewegt, harmonisch ineinander klänge. Und wiederum schaut dann der Blick über der Erde ungemessene Weiten und erkennt

die nicht endende Fülle der gegeneinander strebenden Mächte, die das Leben bewegen, die Dinge schaffen und ordnen. Und wiederum wird dieses Bild in majestätischer Macht und Fülle dargestellt, aber diesmal mit den eigensten Mitteln unserer Kunst, die keine der Schwestern aufzuweisen hat. Das Finale ist ein Werk der Polyphonie, in dem die Wunder der Kunst aufgehäuft sind als wäre es ein Spiel. Mit cyklopischer Macht hantiert hier der Meister mit den Felsblöcken der größten contrapunktischen Schwierigkeiten. Und doch ist ihm all dieses nur Symbol des unermeßlich reichen Bildes, das ihm das Leben gegeben, es ist Nachbildung der Mächte, die bis in die tiefsten Tiefen hinein sich zu bekämpfen scheinen und endlich doch sich miteinander versöhnen, ja gerade durch den ungeheuren Zwiespalt erst recht vermögen das Rechte und Dauernde zu schaffen.

Hier zuerst zeigt Mozart den Tiefblick seiner deutschen Natur. Hier sind die auf den Grund der Dinge gehenden Anschauungen des germanischen Geistes. Und wie sich von selbst versteht, schließt sich der Meister hier auch eng an die Redeweise an, die dieser Geist des Germanen auch in der Tonkunst sich für sein Denken erfunden hatte. Er greift zur strengen Polyphonie. Aber wie anders belebt erscheinen bei ihm diese Mächte, die in den Themen gegeneinander streben, als bei den altdeutschen Meistern! Man sieht, er kennt den großen Händel und erinnert sich der Bachschen Fugen. Aber er kennt auch das Leben, und während jene abstract bleiben, werden seine Motive ein Abbild der lebendigsten Kräfte, sowie sie die Wirklichkeit durchdringen und beleben, und es ist dieses Tonbild, das die Allbewegtheit des Menschenlebens bis in seine Tiefen durchschauen läßt, eine Schule aller jener Künstler geworden, die eben das Leben selbst darzustellen trachteten, vorab der dramatischen.

Es war eben in dieser Zeit, wo Mozart wieder auf Händel aufmerksam geworden war und durch die Bearbeitung von „Acis und Galathea“, die er für die Musikaufführungen van Swietens gemacht hatte, mit der Art dieses Meisters nahe vertraut geworden war. In Mannheim freilich, als er noch ein Jüngling war, dem sich kaum erst des Lebens Freude zu erschließen begann, war er noch aus einer Probe fortgegangen, in welcher der „Messias“ auf-

geführt wurde, — weil sie vorher ein Magnificat des Abbé Vogler gemacht hatten, das fast eine Stunde dauerte. Aber jetzt hatten sich ihm durch mancherlei Erfahrung auch die tieferen Dinge erschlossen. Er, eine reiche Künstlernatur, die sich um das äußere Sollen wenig gekümmert hatte, war durch den Ernst der Wirklichkeit selbst von dem Werth der sittlichen Mächte überzeugt worden und begriff nun wohl auch besser die Geistesrichtung dieses musikalischen Repräsentanten der Nordgermanen, dessen hohe Kunst er schon längst verehrt hatte. Man erkennt aus der Pietät, mit der er die Bearbeitung dieser Werke vornimmt, wie er in ihm den ebenbürtigen, den großen Meister verehrt, und es bedürfte gar nicht der Ueberlieferung jenes Wortes: „Händel weiß am besten unter uns allen, was großen Effect thut; wo er das will, schlägt er ein wie ein Donnerwetter!“ um uns zu überzeugen, daß Mozart auch hinter die Bedeutung jenes ethischen Geistes gekommen war. Die Schlußfuge jener Symphonie verrieth es schon.

Und doch, wie zeigt sich gerade hier wiederum die eigentliche Künstlernatur. Er, der den äußeren Ernst des Lebens wohl begriffen hat und durchaus zu den Mitteln greift, in denen sich dieses Erbthum deutschen Geistes so recht vernehmlich ausspricht, kennt doch noch ein Höheres als dieses. Ueber alles Sollen hinaus, das die ewige Beschränktheit des Menschen verräth, erkennt er die ewige Freiheit des Menschengeistes, und so wird ihm, echt künstlerisch, doch wiederum all dieser Ernst in seiner Darstellung zum gewaltigen aber heiteren Spiele: — so tief auch der Mensch ergriffen war, beim Schaffen siegt der Künstler. So geht der Lebensglanz und die innere Fülle dieser Polyphonie doch über jene alte Polyphonie hinaus in die Gebiete der echten Schönheit: — nicht mehr die gleichgültigen Naturkräfte sind es, die hier dargestellt werden, es sind die warmen lebenden Gewalten, die in dem Herzen des Menschen pulsiren und von diesem wahrhaftigsten Sitze des Lebens aus das Leben regieren. Es ist menschliches Wesen, menschliche Größe, was uns hier entzückt, und sie gewährt uns gerade in dem Gefühle der tiefsten Abhängigkeit, das die Erhabenheit dieser Mächte erzeugt, das beglückende Bewußtsein der Freiheit. So fern wir

uns in diesem wogenden Bilde der ewigen Mächte dem Ewigen selbst fühlen, so sehr fühlen wir uns ihm nahegerückt, — es trennt uns die Erhabenheit der Welt, die hier erscheint, nicht vom Göttlichen, nein gerade sie führt uns zu ihm als zu unserem eigenen Selbst. Dies ist der eigentliche Endzweck auch der wahren Kunst, und wie herrlich erreicht ihn Mozart!

Allein noch mehr sollte sich seine Seele vertiefen und die Geheimnisse des Ewigen, das in seiner Phantasie so überaus lebendig lebte, auch in der Wirklichkeit ahnen, bis er gereift war, auch den Tiefsinn zu fassen, den der deutsche Geist in einem Johann Sebastian Bach offenbart hatte. Von diesen Mächten des Lebens hatte der Süddeutsche kaum eine Ahnung, und überhaupt im vorigen Jahrhundert ging die Trennung dieser beiden Hälften unseres Vaterlandes bis auf den Grund der gesammten Lebensanschauung. Erst heute nähert sich der Süden allgemach der Anschauungsweise des Nordens. Und der Süden wiederum trägt dem Norden seine frischere unmittelbare Auffassung des Lebens selbst entgegen. Allein wie weit war damals die Vermittlung dieser Gegensätze entfernt! Damals klafften sie schroff auseinander, und die Art, wie der Norddeutsche das Leben vernachlässigte, um dessen tieferen Sinn zu suchen, war der Weise des Südens, der sich an der lieblichen Erscheinung freute und durch die frohe Hingebung an sie das Leben selbst zu finden wähnte, durchaus widerwärtig. Auch Mozart war nicht anders und fühlte sich den „aufgeklärten“ Protestanten gegenüber, die das Leben so gar sehr seines Zaubers entkleideten und doch dafür keinen Ersatz in höheren Dingen fanden, durchaus in der Fülle seiner harmonischen Natur, mit der er das Leben genoß, verstand und nachbildete.

Allein allmälig hatte er selbst zu denken begonnen, das heißt nach seiner Weise. Reflectiren, wie der Norddeutsche, that er nicht. Jedoch umhergestoßen von des Lebens mannichfachen Leidenschaften, wie er war, konnte er nicht umhin manchmal zu bedenken, was wohl hinter der Summe aller der Erscheinungen, die uns quälen und erfreuen, als tieferer Sinn verborgen liege. Es ging ja dieser Zug damals durch ganz Deutschland, alle tieferen Geister wa-

ren von diesem Nachdenken ergriffen, und auch Mozart war ja nur aus diesem Grunde einem Orden beigetreten, der dieser Neigung Nahrung und Befriedigung gab. Und nun gar die nähere Bekanntschaft mit dem Tode, diesem „einzigen und wahrsten Freunde des Menschen", dessen Bild gerade auf der höchsten Höhe seines Lebens vor seine Seele getreten war, warf ihn ganz und gar in sein Inneres zurück. Die „schwarzen Gedanken" drängten ihn immer mehr in ein Grübeln, dem er sich oftmals Stunden lang, ganz wie abwesend auf derselben Stelle sitzend hingab und dem selbst das frohe Schaffen, das ihn stets lindernd und befreiend durchs Leben begleitet hatte, nicht immer ganz ein Ende zu machen vermochte. Seine Seele vertiefte sich allgemach zu einer Innerlichkeit, die ihm auch jene tieferen Gründe des Menschenherzens erschloß, welche im Norden unseres Vaterlandes ein neues Bedürfniß nach Höherem geschaffen hatten. Als er nun durch einen glücklichen Gang seines Lebens ganz nahe mit den Werken des Künsters vertraut wurde, der diese Richtung des deutschen Geistes in ihrer ganzen Macht und Erhabenheit, in ihrer Herbheit und Tiefe ausgesprochen hat, mit dem großen Seb. Bach, da lernte er von ihm sozusagen die musikalische Sprache der Weisheit. Und er fühlte sich erleichtert, daß er zu dem Vermögen, das frohe Leben in seinem tausendfachen Wechsel auszusprechen, nun auch die Fähigkeit gewann, seinem innersten Grübeln über den Zweck von „all der Qual und all der Lust" ebenfalls durch Aussprechen ein Ende zu machen: wir sehen eine Veränderung, eine Vertiefung mit ihm vorgehen, die von dem lebensfrohen ewig jugendlichen Manne kaum Jemand erwartet hatte, die aber erst den eigentlichen Mozart zeitigte.

Wir kehren zum Biographischen zurück.

Da es also unserem Meister wiederum gar so schlecht ging und weder Lectionen noch Compositionen den Bedarf des Lebens decken wollten, sodaß er sich sogar genöthigt sah, seine Zuflucht zu Wucherern zu nehmen und Wechsel auszustellen, die ihm dann leicht das Doppelte kosteten, so richteten sich seine Gedanken wieder auf das Ausland, und sicherlich war es ihm eine willkommene Veranlassung, als sein Freund und Schüler, der Fürst Karl Lichnowsky, ihn

aufforderte mit ihm nach Berlin zu reisen. Lichnowsky bekleidete eine Stelle in der preußischen Armee und konnte Mozart bei dem musikliebenden und freigebigen König Friedrich Wilhelm II. vielleicht viel nützen. Mozart ergriff also mit Freuden diese Gelegenheit. War er doch ohnehin ein großer Freund des Reisens, das seine Schaffenskraft nach allen Seiten hin anregte und ihn überdies gerade jetzt aus der Widrigkeit der materiellen Bedrängniß heraus und zu neuen Quellen des Ruhmes und des Gewinnes führen konnte. Wie mag, als sie nun in dem bequemen Reisewagen des Fürsten abreisten, seine Phantasie vorübergeglitten sein an den Bildern der Natur, die ihn so überaus erfreuten! Wie mag seine Seele in eine frohere Bewegung versetzt worden sein, da er wieder frisches Leben um sich her hatte und die Menschen sich tummeln sah nach den Dingen dieser Welt, die ihm freilich innerlich werthlos doch ein anziehendes Sinnbild höherer Freuden waren!

Die Briefe, die er jetzt schreibt, athmen jenes Gefühl der Freiheit, und mehr noch als durch dieses und durch die Notizen, die sie über die Reise geben, sind sie für uns bedeutend durch die Enthüllungen, die sie über sein Herz bieten. Sind doch sie es, aus denen wir erfahren, wie rein, wie innig er seine Constanze liebte, mit der ihn freilich der Besitz eines reizenden Buben und mehr noch so manche Stunde der Noth stets tiefer verbunden hatte. Das „Weiberl“ wohnte derweilen bei dem Ordensbruder Puchberg auf dem hohen Markt. Wenig Tage nach seiner Abreise empfing sie von Prag folgenden Brief, der dennoch bereits der zweite war:

„Liebstes bestes Weibchen!

Heute Mittag um 1/2 2 Uhr sind wir glücklich hier angekommen; unterdessen hoffe ich, daß Du gewiß mein Briefchen aus Budwitz wirst erhalten haben. — Nun folgt der Rapport von Prag. — Wir kehrten ein beym Eichhorn; nachdem ich balbirt, frisirt und angekleidet war, fuhr ich aus in der Absicht, beym Canal zu speisen; da ich aber bey Duschek vorbey mußte, frug ich erstens dort an — da erfuhr ich, daß die Madame gestern nach Dresden abgereist sey!!! — — — Dort werde ich sie also treffen. Er speiste

bei Leliborn, wo ich auch öfters speiste — ich fuhr also gerade dahin. — Ich ließ Duschek (als ob jemand etwas mit ihm zu sprechen hätte) herausrufen; nun kannst Du Dir die Freude denken. — Ich speiste also bei Leliborn. — Nach Tische fuhr ich zu Canal und Pachta, traf aber Niemand zu Hause an; ich ging also zu Guardasoni (Theaterdirector), welcher es auf den künftigen Herbst fast richtig machte, mir für die Oper 200 Duk. und 50 Duk. Reisegeld zu geben. — Dann ging ich nach Haus um dem lieben Weibchen dies Alles zu schreiben. — Noch was; — Ramm (der Oboist aus München) ist erst vor acht Tagen von hier wieder nach Hause, er kam von Berlin und sagte, daß ihn der König sehr oft und zudringlich gefragt hätte, ob ich gewiß komme, und da ich halt noch nicht kam, sagte er wieder: ich fürchte er kommt nicht. — Ramm wurde völlig bange, er suchte ihn des Gegentheils zu versichern. — Nach diesem zu schließen sollen meine Sachen nicht schlecht gehen. — Nun führe ich den Fürsten Lichnowsky zu Duschek, welcher uns erwartet und um 9 Uhr abends gehen wir nach Dresden ab, wo wir morgen abends eintreffen werden. — Liebstes Weibchen! ich sehne mich so sehr nach Nachrichten von Dir. — Vielleicht treffe ich in Dresden einen Brief an. — O Gott! mache meine Wünsche wahr! Nach Erhaltung dieses Briefes mußt Du mir nach Leipzig schreiben. Adieu Liebe, ich muß schließen, sonst geht die Post ab. — Küsse tausendmal unsern Karl, und ich bin Dich von ganzem Herzen küssend

Dein ewig getreuer Mozart.

P. S. An Hr. und Fr. Puchberg alles erdenkliche, ich muß es schon auf Berlin sparen ihm zu schreiben, um ihm auch schriftlich unterdessen zu danken. Adieu, aimez moi et gardez votre santé si chère et précieuse à votre époux."

Vermuthlich hatte Puchberg wieder das Reisegeld vorgeschossen, und wie freundschaftlich benahm er sich jetzt wieder gegen Constanze! Diese hatte freilich an Nachrichten von ihrem Manne keinen Mangel. Schon nach drei Tagen läuft wieder ein Brief ein, und er strahlt von Liebenswürdigkeit, von zärtlicher Treue, als besäße die-

ser Mann keinen größeren Schatz auf Erden als sein liebes Weibchen. Am 13. April um 7 Uhr früh schreibt er aus Dresden:

„Liebstes bestes Weibchen!

Wir glaubten Samstags nach Tisch in Dresden zu seyn, kamen aber erst gestern Sonntags um 6 Uhr Abends an; — so schlecht sind die Wege. — Ich ging gestern noch zu Neumanns, wo Mde. Duschek wohnt, um ihr den Brief von ihrem Manne zu geben. — Es ist im dritten Stock auf dem Gange, und man sieht vom Zimmer jeden der kömmt; als ich an die Thüre kam, war schon Hr. Neumann da und fragte mich, mit wem er die Ehre hätte zu sprechen. Ich antwortete: ‚Gleich werde ich sagen wer ich bin, nur haben Sie die Güte Mde. Duschek herausrufen zu lassen, damit mein Spaß nicht verdorben wird.' In diesem Augenblick stand aber schon Madame Duschek vor mir, denn sie erkannte mich vom Fenster aus und sagte gleich, da kommt jemand der aussieht wie Mozart. — Nun war alles voll Freude. — Die Gesellschaft war groß und bestand aus lauter meist häßlichen Frauenzimmern, aber sie ersetzten den Mangel der Schönheit durch Artigkeit. Heut geht der Fürst und ich zum Frühstück hin, dann zu Naumann, dann in die Kapelle."

Hier müssen wir ihn unterbrechen und einschalten, daß der letztgenannte Naumann der Dresdner Kapellmeister war, der durch Opern und Kirchenmusik einen guten Namen hatte. Mozart scheint nicht besonderen Gefallen an ihm gefunden zu haben, und ebenso wenig Naumann an Mozart. Aber auch mit andern musikalischen Leuten ward Mozart durch die Familie Neumann bekannt, und darunter war vor allen Schillers Freund Körner, der Vater des Dichters von „Leyer und Schwert". Mozart muß in diesem Hause viel verkehrt und an den liebenswürdigen Frauen große Verehrerinnen gefunden haben. Doris Stock, die Schwester von Körners Frau und einstens des bekannten Literaten Huber Verlobte, zeichnete den Kopf des Maestro damals mit Silberstift. Das Bildchen verräth in den feinen Linien des Profils sowie besonders in dem leuchtenden Blick viel von seinem eigenthümlichen Wesen, und darum sei es hier in wohlgelunge-

nem Stich beigegeben. Seine besondere Freundin aber war wieder die lebensfrohe Duschek, mit der er auch jetzt stets seine Scherze trieb. Schon in Prag, als der Don Juan fertig war, hatte er ihr eine Arie versprochen, und da er wie gewöhnlich damit nicht zum Schreiben zu bringen war, so hatte sie ihn dort eines schönen Tages, als er sie in ihrem Weinberge besuchte, in das Gartenhaus gesperrt und ihn nicht eher herausgelassen, als bis die Arie fertig war. Mozart aber, um sich zu rächen, hatte auf die Worte: „Questo affanno, questo passo è terribile per me“ (Dies Bedrängen, dieser Schritt da ist ganz fürchterlich für mich!) eine verzweifelt schwere Reihe von chromatischen Intervallen angebracht und schwur, ihr die Arie nicht anders zu geben, als bis sie diesen Passus fehlerfrei vom Blatt sänge. Die Duschek that es und erhielt die Arie, die ein Meisterstück schönen Gesanges ist. Auch jetzt wieder sang sie Mozarts Sachen mit Entzücken, und er ward nicht müde ihr zu begleiten.

Aber alles das berührte sein Innerstes nicht. Wer vermag wohl Fremden zu sagen, wie im Herzen Freude und Leid sich regen? Das fühlt Mozart bei aller Heiterkeit jener Tage und fährt darum fort: „Liebstes Weibchen, hätte ich doch auch schon einen Brief von Dir! Wenn ich Dir alles erzählen wollte was ich mit Deinem lieben Portrait anfange, würdest Du wohl oft lachen. — Zum Beyspiel wenn ich es aus seinem Arrest herausnehme; so sage ich: Grüß Dich Gott Stanzerl! — grüß Dich Gott Spitzbub — Krallerballer — Spitzignas — Bagatellerl — schluck und druck! — Und wenn ich es wieder hineinthue, so lasse ich es so nach und nach hineinrutschen, und sage immer Nu — Nu — Nu — Nu! aber mit dem gewissen Nachdruck, den dieses so vielbedeutende Wort erfordert, und bey dem letzten schnell: Gute Nacht, Mauserl, schlaf gesund! — Nun glaube ich so ziemlich was Dummes (für die Welt wenigstens) hingeschrieben zu haben, für uns aber, die wir uns so innig lieben, ist es gerade nicht dumm. — Heute ist der sechste Tag, daß ich von Dir weg bin, und bey Gott mir scheint es schon ein Jahr zu sein. — Du wirst wohl oft Mühe haben, meinen Brief zu lesen, weil ich in Eile und folglich etwas schlecht schreibe. — Adieu Liebe Einzige — der Wagen ist da — da heißt es nicht

brav und der Wagen ist auch schon da — sondern male. — Lebe wohl und liebe mich ewig, so wie ich Dich; ich küsse Dich millionenmahl auf das zärtlichste und bin ewig

Dein Dich zärtlich liebender Gatte
W. A. Mozart.

P. S. Wie führt sich unser Karl auf? Ich hoffe gut — küsse ihn statt meiner. An Hrn. und Fr. v. Puchberg alles Schöne. NB. Du mußt in Deinen Briefen nicht das Maaß nach den meinigen nehmen, bey mir fallen sie nur deswegen etwas kurz aus, weil ich pressirt bin, sonst würde ich einen ganzen Bogen überschreiben, Du hast aber mehr Muße. — Adieu.“

Und nach wenig Tagen erfolgt wieder ein Brief und wir können nichts thun, als ihn vollständig mittheilen. Der Leser mag seine Betrachtungen über diese Liebenswürdigkeit und reinste Herzensgüte selbst machen.

„Nachts um halb 12 Uhr.

Liebstes bestes Weibchen!

Wie? — noch in Dresden? — Ja, meine Liebe, ich will Dir alles haarklein erzählen; Montags den 13., nachdem wir bei Neumanns Frühstück genommen hatten, gingen wir alle nach Hof in die Kapelle; die Messe war von Naumann (welcher sie selbst dirigirte) — sehr mittelmäßig; wir waren in einem Oratoire (Betstuhl) der Musik gegenüber; auf einmal stupfte mich Neumann und führte mich zu dem Herrn von König, welcher Directeur des plaisirs (der traurigen Churfürstlichen plaisirs) ist; er war außerordentlich artig und auf die Frage, ob ich mich nicht wollte bey Seiner Durchlaucht hören lassen, antwortete ich, daß es mir zwar eine Gnade sey, ich mich aber, da ich nicht von mir allein abhänge, nicht aufhalten kann. So blieb es. Mein fürstlicher Reisegefährte lud die Neumannschen sammt Duschek zu Mittage; unter dem Essen kam die Nachricht, daß ich den folgenden Tag als Dienstag den 14. Abends um halb 6 Uhr bey Hofe spielen sollte. Das ist ganz was außerordentliches für hier; denn hier kommt man sonst schwer zu Gehör, und Du weißt, daß ich gar keinen Gedanken auf

hier hatte. Wir hatten uns à l'hôtel de Pologne ein Quartett arrangirt. Wir machten es in der Kapelle mit Antoine Teyber (welcher wie Du weißt hier Organist ist) und mit Hrn. Kraft (Violoncellist von Fürst Esterhazy), welcher mit seinem Sohne hier ist, aus; ich gab bey dieser kleinen Musik das Trio, welches ich H. v. Puchberg schrieb; — es wurde so ganz hörbar exekutirt. Duschek sang eine Menge von Figaro und Don Juan. Des andern Tags spielte ich bey Hofe das neue Concert in D; folgenden Tags vor Mittag erhielt ich eine recht schöne Dose; wir speisten dann beim Russischen Gesandten, allwo ich viel spielte. Nach Tisch wurde ausgemacht auf eine Orgel zu gehen; um 4 Uhr fuhren wir hin; Naumann war auch da. — Nun mußt Du wissen, daß hier ein gewisser Häßler (Organist von Erfurt) ist; dieser war auch da; er ist ein Schüler von einem Schüler von Bach: seine Force ist die Orgel und das Clavier. Nun glauben die Leute hier, weil ich von Wien komme, daß ich diesen Geschmack und diese Art zu spielen gar nicht kenne. Ich setzte mich also zur Orgel und spielte. Der Fürst Lichnowsky (weil er Häßler gut kennt) beredet ihn mit vieler Mühe auch zu spielen; die Force von diesem Häßler besteht auf der Orgel in Füßen, welches, weil hier die Pedale stufenweis gehen, eben keine so große Kunst ist; übrigens hat er nur Harmonie und Modulationen vom alten Sebastian Bach auswendig gelernt, und ist nicht im Stande eine Fuge ordentlich auszuführen, und hat kein solides Spiel, ist folglich noch lange kein Albrechtsberger (später Lehrer Beethovens). — Nach diesem wurde beschlossen, noch einmal zum Russischen Gesandten zu gehen, damit mich Häßler auf dem Fortepiano hört. Häßler spielte auch. Auf dem Fortepiano finde ich nun die Aurnhammer ebenso stark, Du kannst Dir nun vorstellen, daß seine Schaale ziemlich sank. Nach diesem gingen wir in die Oper, welche wahrhaft elend ist. Weißt Du wer auch unter den Sängerinnen ist? Die Rosa Manservisi. Ihre Freude kannst Du Dir vorstellen. Nach der Oper gingen wir nach Hause. Nun kommt der glücklichste Augenblick für mich; ich fand einen so lange mit heißer Sehnsucht gewünschten Brief von Dir Liebste! Beste! — Duscheks und Neumanns waren

wie gewöhnlich da; ich ging gleich im Triumphe in mein Zimmer, küßte den Brief unzähligemale, ehe ich ihn erbrach, dann — verschlang ich ihn mehr als ich ihn las. — Ich blieb lang in meinem Zimmer, denn ich konnte ihn nicht oft genug lesen, nicht oft genug küssen; als ich wieder zur Gesellschaft kam, fragten mich Neumanns, ob ich einen Brief erhalten hätte, und auf meine Bejahung gratulirten Sie mir alle herzlich dazu, weil ich täglich darüber klagte, daß ich noch keine Nachricht hätte. — Die Neumannschen sind herrliche Leute. — Nun über Deinen lieben Brief; denn die Fortsetzung meines hiesigen Aufenthaltes bis zur Abreise wird nächstens folgen.

Liebes Weibchen! ich habe eine Menge Bitten an Dich; — 1mo bitte ich Dich, daß Du nicht traurig bist;

2do daß Du auf Deine Gesundheit achtest und der Frühlingsluft nicht trauest.

3tio Daß Du nicht alleine zu Fuße, am liebsten aber gar nicht zu Fuße ausgehest.

4to Daß Du meiner Liebe ganz versichert seyn sollst; — keinen Brief habe ich Dir noch geschrieben, wo ich nicht Dein liebes Portrait vor mich gestellt hätte. —

5to bitte ich Dich nicht allein auf Deine und meine Ehre in Deinem Betragen Rücksicht zu nehmen, sondern auch auf den Schein. — Sey nicht böse auf diese Bitte. — Du mußt mich eben deßhalb noch mehr lieben, weil ich auf Ehre halte.

6to et ultimo bitte ich Dich in Deinen Briefen ausführlicher zu seyn. — Ich möchte gern wissen, ob Schwager Hofer den Tag nach meiner Abreise gekommen ist? ob er öfters kommt so wie er mir versprochen hat; — ob die Langischen bisweilen kommen? ob an dem Portrait fortgearbeitet wird? — Wie Deine Lebensart ist? — lauter Dinge, die mich natürlicherweise sehr interessiren. — Nun lebe wohl, Liebste, Beste! — Denke daß ich alle Nacht ehe ich ins Bette gehe eine gute halbe Stunde mit Deinem Portrait spreche, und so auch beym Erwachen. — Uebermorgen den 18. gehn wir ab; — Du schreibst nun immer nach Berlin.

O stru! stri! ich küsse und drücke Dich 1095060437082 mahl (hier kannst Du Dich im Aussprechen üben) und bin ewig

Dein treuester Gatte und Freund
W. A. Mozart.

Der Beschluß des Dresdener Aufenthalts wird nächstens folgen. — Gute Nacht!"

Ueber dem Schreiben mußte es tief in der Nacht geworden sein. Aber konnte er mit seinem lieben Weibchen je genug plaudern? — Nach vier Tagen erfolgt schon wieder ein Brief und so von Woche zu Woche noch vier, die leider alle verloren gegangen oder in unbekannten Händen sind. So wissen wir nichts Genaues über den Aufenthalt in Leipzig, doch hat Friedrich Rochlitz, einer der lebhaftesten Verehrer Mozarts, viel einzelne Züge von ihm, die ihn als Künstler wie als Menschen charakterisiren und deren wir bereits manche mittheilten, aufgezeichnet. Er lernte Mozart in dem Hause des Cantors Doles, eines Schülers vom alten Bach, wo Mozart hauptsächlich verkehrte, genau genug kennen. Auch hier entfaltete unser Meister wie überall, wo er unter Freunden und Verehrern war, die ganze Liebenswürdigkeit seiner Natur. Seine Unterhaltung in Ernst und Scherz war frei und seine Urtheile über Kunst und Kunstgenossen unbefangen und offen. Bereitwillig diente er Jedem mit seinem Können und war damit „nicht so kostbar wie manche andere Künstler". Fast an jedem Abende war bald hier bald dort Kammermusik, besonders Quartett, wobei Mozart Klavier oder Bratsche spielte.

„Am 22. April", berichtet ein Ohrenzeuge, „ließ er sich ohne vorausgehende Ankündigung und unentgeltlich auf der Orgel in der Thomaskirche hören. Er spielte da eine Stunde lang schön und kunstreich vor vielen Zuhörern. Der damalige Organist Görner und der verstorbene Cantor Doles waren neben ihm und zogen die Register. Ich sah ihn selbst, einen jungen, modisch gekleideten Mann von Mittelgröße. Doles war entzückt über des Künstlers Spiel und glaubte den alten Sebastian Bach, seinen Lehrer, wieder

auferstanden. Mozart hatte mit sehr gutem Anstande und mit der größten Leichtigkeit alle harmonischen Künste angebracht und die Themate, unter andern den Choral Jesu meine Zuversicht aufs herrlichste aus dem Stegreife durchgeführt." Zum Dank dafür ließ ihm nun Doles von seinen Thomanern Bachs achtstimmige Motette Singet dem Herrn ein neues Lied vortragen. Wie das auf seine Seele wirkte! — Voll von Händel, mit dem er sich das letzte Jahr hindurch sehr eingehend beschäftigt hatte und dessen vorzüglichste Werke er so inne hatte, als wenn er, wie Rochlitz sagt, lebenslang Director der Londoner Akademie zur Bewahrung der alten Musik gewesen wäre, trat er jetzt mit einem Male der Musik eines Mannes gegenüber, die ihn wie ein Meer des Lebens vollständig überstürzte und in seinem Geiste das Bild der Mächte erzeugte, die von Ewigkeit her die Welt bewegen und sich um das leisere Tosen im Menschenherzen wenig kümmernd doch so sehr Ruhe und Frieden in unsere Seele flößen. „Da ist doch einmal etwas, woraus sich etwas lernen läßt!" rief er voller Freude, und ließ sich nun sogleich, da er hörte, daß man hier noch mehrere solcher Motetten habe, sie alle geben. Und weil keine Partitur vorhanden war, so legte er die Stimmen rings um sich her, auf die Kniee und auf die Stühle, vertiefte sich mit seiner Seele Suchen in ihr Studium und ließ nicht nach, bis er sie durchgearbeitet hatte. Ja er bat noch um eine Copie derselben, die ihm Doles freudig gab.

Was da wohl in seine Seele einzog? — Hier hatte er mit einem Male Dinge ausgesprochen gefunden, an denen sein eigenes Innere arbeitete, und diese Töne thaten die stärkste Wirkung auf sein Schaffen. Wir werden die Spuren davon bald deutlich erkennen. Und wie er damals innerlich beschäftigt war, deutet eine kleine Mittheilung von Rochlitz an. Nachdem jene Scene erzählt ist, wo Mozart sich gegen die „aufgeklärten" Protestanten so sehr seiner Kirche und ihrer Musik angenommen und von den religiösen Eindrücken seiner Jugend eifrig und mit Wehmuth geredet hatte, heißt es weiter: „Dann wurde er plötzlich still, wurde bitter, trank vielen starken Wein und sprach kein vernünftiges Wort mehr. —

Ueberhaupt verfiel er nicht selten aus der tollen Lustigkeit plötzlich in tiefes Nachdenken, sodaß er ohne Theilnahme an der Gesellschaft nur gleichgültige Antworten fast ohne Bewußtsein gab, dann in tief ernsten, häufig trüben und bitteren Betrachtungen sich erging, welche er wiederum durch Ausgelassenheit und Thorheit zurückzudrängen suchte."

In seinem idealen Streben vielfach getäuscht und im Gefühl des Druckes, das ihm die schmerzlichen Lebenserfahrungen täglich erhöhten, vielleicht etwas verbittert, suchte er in einer Ausgelassenheit, die der Wein steigerte, eine momentane Rettung von den trüben Gedanken. Allein trotzdem konnte er nichts so wenig leiden als sentimentale Schmerzseligkeit, — er kannte ja ein Tieferes als diese kleinen Erregungen des Lebens. Auch hiervon erzählt Rochlitz ein Beispiel, das zugleich die staunenswerthe Fähigkeit zur Improvisation, die Mozart besaß, schlagend beweist: „Er speiste den Abend, ehe er nach Berlin abreiste, von wo er nach einigen Tagen zurückzukommen gedachte, bei Doles und war sehr heiter. Die Wirthe, welche der Abschied traurig machte, baten ihn um eine Zeile von seiner Hand zum Andenken; er machte sich lustig über ihr ‚Pimpeln' und wollte lieber schlafen als schreiben. Endlich ließ er sich doch ein Stückchen Notenpapier geben, riß es in zwei Hälften, setzte sich und schrieb — nicht länger als höchstens 5 bis 6 Minuten. Dann gab er dem Vater die eine, dem Sohne die andere Hälfte. Auf dem einen Blättchen stand ein dreistimmiger Canon in langen Noten, ohne Worte, als man ihn sang, klang er herrlich, sehr wehmüthig. Auf dem zweiten Papier stand ebenfalls ein dreistimmiger Canon, aber in Achteln, sehr drollig. Als man nun bemerkte, daß beide zusammengesungen werden könnten, schrieb er erst den Text, unter den einen: ‚Lebet wohl, wir sehn uns wieder!' unter den andern: ‚Heult noch gar wie alte Weiber!' So wurden sie nochmals gesungen. Es ist nicht zu sagen, welch eine lächerliche und doch tief, fast ingrimmig einschneidende Wirkung dies auf uns alle machte; und irre ich nicht, auch auf ihn selbst, denn mit etwas wilder Miene rief er plötzlich: ‚Adieu Kinder!' und war fort."

Das ist noch der Humor früherer Zeit, — innerste Mischung von Freud und Leid, — aber schon in einer Form, die ihrer Art nach Bach angehört. Je mehr er nun sich auch im innern Wesen diesem Manne zuwandte, je mehr er an dem Faden dieser frommen Weisheit der Dinge Wesen, den Zusammenhang des Lebens erforschte, desto mehr befreite seine eigene Seele sich von den Drängnissen des Lebens, und wir werden ihn fortan höhere Wege wandeln sehen. Das hatte der alte Seb. Bach gethan.

Neunzehnter Abschnitt.

Così fan tutte.

1789.

Durch Schönheit zur Wahrheit!

Von Leipzig ging die Reise nach Berlin. Wir erfahren nicht, welchen Eindruck diese Stadt, deren großartiger Ausbau allerdings erst später stattfand, auf ihn gemacht hat. Ihm freilich waren die Herrlichkeiten Europas bekannt, und zumal jetzt war sein Sinn sosehr einzig auf Erreichung seiner Reisezwecke gerichtet, daß er in den Briefen an seine Frau nichts von solchen Dingen erwähnt. Spricht er doch nicht einmal über das reiche Musikleben, das damals in Leipzig aufzublühen begann und auch ihn mit wohlthuender Belebung umspielte. Ebenso war in Berlin seit des großen Friedrich Tode der blos italienische Geschmack verlassen worden, Friedrich Wilhelm II. gab jeder Richtung der Tonkunst Spielraum: denn er selbst war eine musikalische Natur. Er kannte bereits die Entführung, die damals in Berlin mit großem Entzücken gesehen wurde, und liebte Mozarts Quartette, in denen er selbst das Violoncell spielte. Das hatte er von dem berühmten Duport gelernt, und dieser hatte darum eine bedeutende Macht am Hofe. Mozart besuchte Duport, der übrigens als stolz und hochfahrend, ja als intriguant bekannt war, sogleich nach seiner Ankunft. Duport verlangte, daß er mit ihm französisch spreche. Mozart aber lehnte es ab, sosehr er dieser Sprache mächtig war. „So ein wälscher Fratz“, sagte er nachher, „der jahrelang in deutschen Landen ist und deutsches Brod ißt, muß auch deutsch reden oder radebrechen, so gut oder so schlecht als ihm das französische Maul dazu gewachsen ist.“

Dies vergab ihm der Franzose nicht. Und obwohl ihm Mozart noch die Schmeichelei machte, über ein Menuet, das er componirt hatte und reizend vorzutragen pflegte, Variationen zu machen und

sie vorzuspielen, so suchte ihn Duport doch beim König zu discreditiren. Dies hatte freilich keinen Erfolg. Denn Friedrich Wilhelm schätzte Mozart zu hoch, er zog ihn regelmäßig zu seinen Conzerten und ließ sich gern von ihm vorspielen. Bei einer solchen Gelegenheit war es denn auch, wo der König ihn fragte, was er von seiner Kapelle halte. Diese dirigirte damals der bekannte Johann Friedrich Reichardt. Mozarts freimüthige Antwort war, sie vereinige die größten Virtuosen der Welt, aber wenn die Herren zusammen wären, könnten sie es besser machen. Das mag denn Reichardt nicht gefallen haben und trug nicht dazu bei, seine Urtheile über Mozart, die schon bisher mißstimmt und krittelnd genug gewesen waren, zu heben. Mußte doch überhaupt einem Manne, dessen einseitig reflectirender Verstand ein reines künstlerisches Schaffen durchaus schwer ja unmöglich machte, eine Natur wie die Mozarts, „die um alles andere unbekümmert nur künstlerischen Impulsen folgt, aus innerer Nothwendigkeit das Höchste schafft und gar nichts dazu thut, ihm auch äußerlich Geltung zu verschaffen“, unbegreiflich und deshalb unbequem ja widerwärtig sein.

Allein der König achtete auch dessen nicht. Ihm hatte Mozarts Urtheil gefallen, er machte ihm den Antrag, die Leitung der Kapelle selbst zu übernehmen, und zwar mit einem Gehalt von dreitausend Thalern. Mozart ward durch diese Liberalität betroffen, dies schien ihm zuviel, ein Anerbieten, das doch nur seinen Leistungen entsprach und das man ihm in Wien längst hätte machen sollen. Allein in der einfachen Bescheidenheit, die ihn auch mit dem kleinen Gehalt, das ihm der Kaiser Joseph gab, zufrieden sein ließ, „weil kein Einziger in der Kammer soviel habe“, bedachte er sich und erwiderte: „Soll ich meinen Kaiser verlassen?“ Der König hieß ihn den Vorschlag in nähere Ueberlegung ziehen und versprach, auch wenn er erst nach Jahr und Tag kommen wolle, werde dies Anerbieten in voller Kraft bleiben.

Diese Aussicht erheiterte Mozart wesentlich, seine Briefe athmen jene Erfrischung, die eine neue Hoffnung gerade dann am meisten gewährt, wenn wir in der Bedrängniß keinen Ausgang sehen. Seine Tage waren wiederum sehr fröhlich. Er wohnte in Potsdam

bei dem Hornisten Thürschmidt, den er in Paris kennen gelernt hatte, und verkehrte viel mit Sartory, einem Ornamentiker, der die Musik, diese flüssige Arabeske, besonders liebte und einen guten Flügel besaß. In dem gastfreien Hause dieses Mannes versammelte sich alles, was Interesse für Musik hatte, und Mozart ward durch sein Spiel wie durch seine gute Laune der Mittelpunkt auch dieses heiteren Kreises. Auch verkehrte er, der in seiner natürlich vertraulichen Art rasch mit den Leuten bekannt ward, weil es für ihn, dem jeder Mensch ein Freund schien, keine Fremden gab, viel bei der trefflichen Sängerin Sophie Niklas, deren Bruder der Kammermusikus Semler war. Dieser erzählt von Mozarts liebenswürdiger Art folgendes Beispiel: „Einstmals wurde er aufgefordert zu phantasiren. Wie er immer bereitwillig war, so auch hier. Er setzte sich ans Klavier; von den anwesenden Musikverständigen hatte er sich zwei Themata geben lassen. Die Sängerin trat neben seinen Stuhl, um ihn auch spielen zu sehen. Mozart, der gern mit ihr scherzte, sah zu ihr hinauf und sagte in seiner gemüthlichen österreichischen Mundart: ‚Nun? Haben's auch a Themerl auf'm G'wissen?' — Sie sang ihm eins. Er begann nun das reizendste Spiel, bald mit diesem bald mit jenem Thema, und zum Schluß brachte er sie alle drei zusammen, zum höchsten Genuß und Erstaunen der Anwesenden."

Wohl mochte es ein Genuß sein, seinen Händen zuzuschauen, die durch die Anmuth der Bewegung schon dem Auge vorbildeten, was dem Ohr so entzückend klang. Denn er hatte kleine schöne Hände, und beim Klavierspiel wußte er sie so sanft und natürlich an der Claviatur zu bewegen, daß sich daran das Auge nicht minder als das Ohr an den Tönen ergötzen mußte. Und nun gar wenn die Muse jugendlicher Schönheit ihn begeisterte, wenn glänzende Augen ihm die Bewegung verriethen, die seine Töne erregten, wenn ein holder Mund ihm Beifall lächelte! Dann mochte seine Phantasie, die so durchaus für alles Schöne erregbar war und die süße Poesie der Jugend, die in ihm selbst so ewig lebte, verstand wie wenige, wohl in sprühende Begeisterung versetzt werden. Seine Finger verkündeten dann in anmuthigem Spiel die frohe Bewegung

des eigenen Innern und tönten jenes unsägliche Gefühl des Glückes aus, das so wie er wenig Menschen je empfunden, je ausgesprochen haben. Ein wahres Aufjauchzen der Seele brach in solchen Momenten aus seinen Tönen hervor. Welch eine Reihe der anziehendsten Bilder bietet Mozarts Leben! Welch reicher Stoff für Maler wie für Dichter! Auch die Briefe an seine Constanze beweisen, wiesehr die Freude in seiner Seele lebte, wie sie nur aus ihm sich gebar und herrlich in den stillen Augenblicken hervorblühte, wo er mit dem geliebten Bilde allein war. So freuen kann sich nur eine reine kindliche Seele, eine in sich selbst fest begründete Natur, so glücklich ist nur der gute Mensch. Er hatte den tiefsten Sinn für die Freude. Und er verbreitete sie um sich her, wie wenn ein Stern aufgeht und Licht bringt. Alle Menschen, die ihn gekannt, wissen davon zu erzählen. „Sie redeten von ihm, wie man von einer Geliebten spricht", berichtet einer, der noch manchen von Mozarts Bekannten selbst hat erzählen hören, der Maler der deutschen Märchen, Moriz von Schwind, über dessen Bildern der Duft ihrer Poesie ausgegossen ist, dessen Linien in ihrer anmuthigen Bewegung selbst wie Musik sind, weil sein Sinn sich vor allem an den Schöpfungen unseres Meisters genährt und sein Formsinn sich an ihnen geschult hat.

Inzwischen kehrte Mozart von Berlin aus noch einmal nach Leipzig zurück. Man hatte ihn schon dort dazu beredet und versprochen, derweilen alle Vorbereitungen zu einem Conzert zu treffen, von dem man einen bedeutenden Erfolg hoffte. Besonders der Fürst Lichnowsky hatte ihn dazu bewogen. Mozart ließ sich nun keine Mühe verdrießen, um das Conzert recht glänzend zu machen. Er probirte mit den Musikern, die er wie immer schnell für sich zu gewinnen verstand, eine seiner Symphonien. Dabei erfährt man nun recht, wie er die Menschen kannte. Kurz vorher noch hatte er sich über das zu rasche Tempo, mit dem die meisten Spieler und Dirigenten die Musik verhudeln, scharf geäußert. Jetzt in der Probe nahm er selbst das erste Allegro sehr rasch, sodaß das Orchester, das an dergleichen nicht gewöhnt war, nach kurzer Zeit ins Schleppen gerieth. Er klopfte ab, sagte worin gefehlt sei und

fing von neuem und ebenso geschwind an. Dabei that er nun alles Mögliche, um das Orchester im Zuge zu erhalten und stampfte namentlich mit dem Fuße den Takt so heftig, daß die stählerne Schuhschnalle in Stücke sprang. Das brachte ihn selbst zum Lachen, und als trotz allem das Schleppen nicht nachließ, fing er zum drittenmal von vorn an. Nun wurden die Musiker, denen die Hudelei nicht behagte, unwillig, arbeiteten erbittert darauf los und — es ging. „Wundern Sie sich nicht", sagte er dann zu seinen Freunden, „es war nicht Caprice, ich sah aber, daß die meisten Musiker schon ziemlich bejahrte Leute waren; es wäre des Schleppens kein Ende gewesen, wenn ich sie nicht erst ins Feuer getrieben und böse gemacht hätte, vor lauter Aerger thaten sie nun ihr Möglichstes." Ebenso hat er es später in Mannheim gemacht, als man seinen Don Juan so sehr schleppte. Freilich wo er persönlich einmal dirigirt hatte, blieb in der Kapelle eine Tradition und die Leistungen behielten lange etwas von dem Leben dieses Feuergeistes. So in Mannheim und in Wien. Auch diesmal hatte seine stürmische Art einen solchen Eindruck gemacht, daß ein Bratschist auf seiner Stimme die Stelle bemerkt hatte, wo die Schuhschnalle absprang, ja der alte Orchesterdiener hatte die Stücke davon aufbewahrt und zeigte sie als Wahrzeichen vor. Uebrigens nahm er alles Weitere in gemäßigtem Tempo, und nachdem die Arie probirt war, lobte er das Accompagnement und meinte, es sei unnöthig nun auch seine Concerte zu probiren: „Die Stimmen sind richtig geschrieben, Sie spielen richtig und ich auch", — und in der That es ging gut.

Gleichwohl war das Conzert nur schwach besucht und brachte ihm so wenig ein, daß er die Reise fast umsonst gemacht hatte. Freilich war daran zum Theil auch wieder seine Generosität schuld. Denn er hatte wieder an alle, die er nur kannte, Freibillets ausgetheilt, und so war fast die Hälfte der Anwesenden unentgeltlich im Conzert. Auch die Chorsänger, die weil Mozart keinen Chor gebrauchte, der Sitte nach diesmal vom freien Eintritt ausgeschlossen waren, hatten sich in ziemlich zahlreicher Menge eingefunden. Einige erkundigten sich beim Billeteur, ob sie nicht hineindürften.

Auf seine Anfrage hieß ihn Mozart sogleich alle diese „braven Leute“, die ihm ja die Motetten gesungen hatten, einzulassen; „wer wird es mit so etwas so genau nehmen!“ sagte er. Anders liebte es der Abbé Vogler. Er hatte sich einmal in Leipzig ungebeten und unangemeldet bei einem angesehenen Musikalienhändler einquartiert, zu dem er in keinerlei persönlichen Verhältnissen stand. Als er nun ein Conzert gab, erbat er sich die Ehre die Frau vom Hause hinführen zu dürfen und führte sie auch wirklich — an die Kasse, wo er ihr überließ sich ein Billet zu kaufen.

Der schwache Besuch des Conzertes that freilich Mozarts musikalischer Laune durchaus keinen Eintrag. Ob er gleich den ganzen Abend äußerst angespannt gewesen war, zeigte er sich doch sogleich bereit, als man ihn zu phantasiren bat. Es heißt darüber: „Er setzte sich nochmals hin und spielte um allen alles zu werden. Er begann einfach, frei, feierlich in Emoll, — doch es ist eine Albernheit, so etwas beschreiben zu wollen. Da er hier mehr auf Kenner Rücksicht genommen hatte, senkte er sich im Fluge seiner Phantasie nach und nach herab und beschloß mit den gedruckten Variationen über Je suis Lindor!“ Dann ging er zu dem alten vortrefflichen Violinspieler Berger, mit dem er oftmals Quartett gespielt hatte und der noch als Greis, wenn solch ein Stück zum Vorschein kam, mit gerührter Freundlichkeit einem Freunde zuzuflüstern pflegte: „Ach das habe ich ehemals dem großen Mozart selbst zu accompagniren die Ehre gehabt“, und sagte zu ihm: „Nun bin ich erst warm geworden. Kommen Sie mit zu mir, ich will Ihnen noch was spielen, wie sich's für Kunstverständige gehört.“ Und nach kurzer Malzeit strömte er seine Ideen und Gefühle auf dem Instrumente aus bis gegen Mitternacht. Dann plötzlich nach seiner Weise aufspringend rief er: „Na war's so recht? Nun, Papa, haben Sie den Mozart nach seiner Weise gehört, das Uebrige können Andere auch.“ So erzählt Rochlitz. Ebenso liebenswürdig zeigte er sich mit seinem Schaffen. Am 17. Mai componirte er, ohne Zweifel durch Bachs hohe Kunst angeregt, für den Hoforganisten Engel an der Schloßkapelle die prächtige kleine Gigue, ein Zauberstück contrapunctistischen Lebens.

In Berlin, wohin er andern Tags zurückkehrte, ward am 19. Mai „auf lautes Begehren“ die Entführung gegeben. Dabei geschah wieder etwas echt Mozartisches. Er war so eben erst angekommen und ging in Reisekleidern ins Theater. Er stellte sich nahe ans Orchester und erregte schon durch häufige Bemerkungen, die er vor sich hin sagte, die Aufmerksamkeit seiner Umgebung. Als nun in der Arie des Pedrill „Nur ein feiger Tropf verzagt“ die zweite Violine dis spielte und er laut rief: „Verflucht, wollt ihr d greifen!“ sah sich alles erstaunt um. Man erkannte ihn im Orchester und wie ein Lauffeuer verbreitete sich im Theater die Nachricht, Mozart sei da. Darauf wollte nun Madame Baranius, welche Blondchen sang, nicht wieder auf die Bühne gehen. Der Musikdirector in aller Verlegenheit wandte sich an Mozart und dieser sagte zu der Sängerin: „Madame, was treiben Sie für Zeug? Sie haben herrlich gesungen, und damit Sie es ein andermal noch besser machen, will ich selbst die Rolle mit Ihnen einstudiren.“

Madame Baranius war sehr schön. Die bekannte Rahel Varnhagen ist entzückt von ihrer Erscheinung. Sie schreibt 1793 an einen Freund: „Ihr Billet bekam ich heute Morgen, wie die Baranius bei meiner Schwägerin war, aber Sie kamen nicht und hätten tausendmal mehr Vergnügen gehabt als das Billet. Nein, wie sie schön war! noch hab' ich Kopfschmerzen davon, so paradox das klingt; es war das kleine Zimmer, und unser ganzes Haus und Mad. Liman und Scholz und ich und meine Mutter drängten sich ihr nach, ich am nächsten und achtete Hitze und gelinde Kopfschmerzen nicht, aber das Plaisir zu sehr, und das vermehrte sie bis halb zwei Uhr, da sie ging. Und da reden die dummen Menschen noch lange schlecht davon, als wenn dies Drängen nicht eben so natürlich als das Luftschöpfen wäre, und anders thut sie doch nichts, als sie läßt sich drängen. Sie verstehen's nur gar nicht, Ehre verdient so etwas, opfern müßten sie; und bei dem Reden drängen sie, und bei dem Drängen reden sie. Die Schiefgezauberten, uns zur Last Verkehrten! Mich sollen sie nicht wegkriegen. Sie war so schön! und erzählte so was Schönes, wozu

man nicht dumm sein kann, und wohl Gefühl haben muß; und die hübsche Art! Wenn ich Sie sehe, will ich's Ihnen wieder erzählen."

Sie war jung und liebte zu gefallen. Ja sie strebte die Anmuth ihrer Erscheinung mehr, als für die Rollen nöthig war, durch eine geschmackvolle und glänzende Toilette zu erhöhen, und man sagte ihr nach, daß sie auch außerhalb der Bühne ihre Reize geltend zu machen nicht verschmähe. Auch Mozart blieb gegen dieselben nicht unempfindlich, zumal ihr Talent als Sängerin und Schauspielerin ihn bewog, von seinem Wesen mehr zu zeigen, als er gewöhnlich that. Man erzählt von einem bedenklichen Abenteuer, in das sich unser Meister damals verwickelt habe, und daß es seinen Freunden schwer geworden sei, ihn aus den Banden der schönen Sirene zu lösen. Ist's glaubhaft? — Doch mag sich der leicht erregte Künstler dem Reiz und der Anregung hingegeben haben, die eine schöne Erscheinung aus der Frauenwelt im Manne hervorruft, — mag er gar in jeder Art des reizendsten Glückes geschwelgt und sein Wesen sich in froher Regung des lebendigsten Daseins beglückt gefühlt haben, — das alles ging den Künstler an, Phantasie und Sinne, die dessen bedürfen mögen. Sein Herz, sein tiefstes Innere, sowie es sich im vertrautesten Verkehre mit den Menschen erschließt, gehörte doch stets seinem geliebten Weibe. Er konnte ihr, die freilich auch bisher durchaus nicht ohne Nachricht geblieben war, am Ende seines Berliner Aufenthaltes in Wahrheit ein unverändert anhängliches Herz zeigen.

„Liebstes bestes, theuerstes Weibchen!" beginnt der Brief diesmal. „Mit außerordentlichem Vergnügen habe ich Dein liebes Schreiben vom 13. hier erhalten; diesen Augenblick aber erst Dein vorhergehendes vom 9., weil es von Leipzig retour nach Berlin machen mußte. — Das erste ist, daß ich Dir alle Briefe, so ich Dir geschrieben, herzähle, und dann die Deinigen, so ich erhalten. — Zwischen dem 13. und 24. April ist wie Du siehst eine Lücke. Da muß nun ein Brief von Dir verlohren gegangen seyn. Durch dies mußte ich 17 Tage ohne Briefe seyn. Wenn Du also auch 17 Tage in diesen Umständen leben mußtest, so muß auch einer

von meinen Briefen verloren gegangen seyn. Gottlob wir haben diese Fatalitäten nun bald überstanden; an Deinem Halse hängend werde ich es Dir dann erst recht erzählen, wie es mir damals war! Doch — Du kennst meine Liebe zu Dir! — Wo glaubst Du daß ich dieses schreibe? im Gasthofe auf meinem Zimmer? — nein! — im Thiergarten in einem Wirthshause (in einem Gartenhause mit schöner Aussicht), allwo ich heute ganz allein speise, um mich nur ganz allein mit Dir beschäftigen zu können. — Die Königin will mich Dienstag hören; da ist aber nicht viel zu machen. Ich ließ mich nur melden, weil es hier gebräuchlich ist, und sie es sonst übel nehmen würde. — Mein liebstes Weibchen, Du mußt Dich bey meiner Rückkunft schon mehr auf mich freuen, als auf das Geld. 100 Friedrichsd'or sind nicht gegen 900 fl. sondern 700 fl., wenigstens hat man mir es hier so gesagt; — 2ts hat Lichnowsky mich weil er eilen mußte früh verlassen, und ich folglich (in dem theuren Orte Potsdam) selbst zehren müssen; 3ts habe ich *** 100 fl. lehnen müssen, weil sein Beutel abnahm — ich konnte es nicht gerade abschlagen, Du weißt warum —; 4ts ist die Academie in Leipzig, sowie ich es immer sagte, schlecht ausgefallen, habe also mit Rückwege 32 Meilen fast umsonst gemacht. Daran ist Lichnowsky ganz allein schuld, denn er ließ mir keine Ruhe, ich mußte wieder nach Leipzig, doch davon das mehrere mündlich. Hier ist erstens mit einer Academie nicht viel zu machen und 2ts siehts der König nicht gern. Du mußt schon mit mir, mit diesem zufrieden seyn, daß ich so glücklich bin beym Könige in Gnaden zu stehen; — was ich Dir da geschrieben habe bleibt unter uns. Donnerstag den 28. gehe ich nach Dresden ab, allwo ich übernachten werde; den 1. Juni werde ich in Prag schlafen, und den 4.? den 4.? bey meinem liebsten Weiberl. (Hier sind mehrere Zeilen unleserlich gemacht.) Ich hoffe doch, Du wirst mir auf die erste Post entgegenfahren, ich werde den 4. zu Mittag eintreffen; — Hofer (den ich 1000 Mal umarme) wird wohl hoffe ich auch dabey seyn; wenn Hr. und Fr. v. Puchberg auch mitfahren, dann wäre alles beysammen was ich wünschte. Vergesse auch den Karl nicht. Nun aber das Nothwendigste ist:

Du mußt einen vertrauten Menschen, Salzmann oder sonst jemand mitnehmen, welcher dann in meinem Wagen mit meiner Bagage auf die Mauth fährt, damit ich nicht diese unnöthigen Seccaturen (Plagen) habe; sondern mit euch lieben Leute nach Hause fahren kann. — aber gewiß! — nun adieu — ich küsse Dich Millionenmahl und bin ewig

Dein getreuester Gatte W. A. Mozart."

Also 100 Friedrichsd'or, die der König gesandt hatte, waren der ganze Ertrag dieser Kunstreise, auf die Mozart so viel Hoffnungen gesetzt hatte. Am 4. Juni kam er in Wien an, nachdem er noch von Prag aus geschrieben hatte: „Liebstes bestes Weibchen! Den Augenblick komme ich an. — Ich hoffe, Du wirst meinen letzten vom 23. erhalten haben. Es bleibt also dabey; — ich treffe Donnerstag zwischen 11 und 12 Uhr richtig auf der ersten oder letzten Poststation ein, wo ich Euch anzutreffen hoffe. Adieu! — Gott, wie freue ich mich Dich wieder zu sehen!" — Das Nächste war, an die Quartette zu gehen, die der König von Preußen bestellt hatte, und bereits in demselben Monat war eins derselben fertig, das in Ddur. Es ist von dem ganzen Zauber jener koketten Anmuth, die der Menuettschritt des vorigen Jahrhunderts hatte. Es war eben durchaus berechnet auf den Geschmack des hohen Bestellers, der dafür eine kostbare goldene Dose mit 100 Friedrichsd'or mit einem gnädigen Begleitschreiben sandte. Gleichwohl war Mozarts Lage gerade damals äußerst traurig. Constanze war wieder schwer erkrankt, er schwebte beständig zwischen Angst und Hoffnung und konnte die Kosten der ärztlichen Behandlung kaum aufbringen. In dieser Lage wendet er sich am 17. Juli wieder an Puchberg:

„Liebster bester Freund und verehrungswürdiger Bruder!

Sie sind gewiß böse auf mich, weil Sie mir gar keine Antwort geben! — Wenn ich Ihre Freundschaftsbezeugungen und mein dermaliges Begehren zusammenhalte, so finde ich, daß Sie vollkommen recht haben. Wenn ich aber meine Unglücksfälle (und zwar ohne mein Verschulden) und wieder Ihre freundschaftlichen Gesinnungen gegen mich zusammenhalte, so finde ich doch auch, daß

ich — Entschuldigung verdiene. Da ich Ihnen, mein Bester, alles was ich nur auf dem Herzen hatte in meinem letzten Brief mit aller Aufrichtigkeit hinschrieb, so würden mir für heute nichts als Wiederholungen übrig bleiben, nur muß ich noch hinzusetzen, erstens daß ich keiner so ansehnlichen Summe benöthigt sein würde, wenn mir nicht entsetzliche Kosten wegen der Kur meiner Frau bevorständen, besonders wenn sie nach Baden muß; zweitens da ich in kurzer Zeit versichert bin in bessere Umstände zu kommen, so ist mir die zurückzuzahlende Summe sehr gleichgültig, für die gegenwärtige Zeit aber lieber und sicherer, wenn sie groß ist; drittens muß ich Sie beschwören, daß wenn es Ihnen ganz unmöglich wäre, mir diesmal mit dieser Summe zu helfen, Sie die Freundschaft und brüderliche Liebe für mich haben möchten, mich nur in diesem Augenblick mit was Sie nur immer entbehren können zu unterstützen, denn ich stehe wirklich darauf an. Zweifeln können Sie an meiner Rechtschaffenheit gewiß nicht, dazu kennen Sie mich zu gut. Mißtrauen in meine Worte, Aufführung und Lebenswandel können Sie doch auch nicht setzen, weil Sie meine Lebensart und mein Betragen kennen, folglich — verzeihen Sie mein Vertrauen zu Ihnen. Von Ihnen bin ich ganz überzeugt, daß nur Unmöglichkeit Sie hindern könnte, Ihrem Freund behülflich zu seyn; können oder wollen Sie mich ganz tröSten, so werde ich Ihnen als meinem Erretter noch jenseits des Grabes danken, denn Sie verhelfen mir dadurch zu meinem ferneren Glück in der Folge, — wo nicht — in Gottesnamen, so bitte und beschwöre ich Sie um eine augenblickliche Unterstützung nach Ihrem Belieben aber auch um Rath und Trost.

Ewig Ihr verbundenster Diener Mozart.

P. S. Meine Frau war gestern wieder elend. Heute auf die Igel befindet sie sich Gott Lob wieder besser; ich bin doch sehr unglücklich! — immer zwischen Angst und Hoffnung — und dann!“

Welch trostlose Zustände! — Und doch, wie lassen diese Worte wieder so ganz seinen ehrenhaften Sinn erkennen! — Die besseren Umstände, auf die er seine Hoffnung und mit ihr seine Bitte gründet, bestehen wohl in den Anerbietungen, die ihm von dem

Könige von Preußen gemacht waren. Freilich nach seiner gewohnten Art hatte er derselben in Wien gar nicht einmal Erwähnung gethan. Auch mochte es ihm, dem Sohn des freien lebensfrohen Süddeutschland, eben kein angenehmer Gedanke sein, in dem grauen kälteren Norden, zumal in dem nüchtern kritischen Berlin seine Tage hinzubringen, da ihn in Wien ein Leben umblühte, das seine Phantasie zum steten Schaffen anregte und so selbst über die häusliche Noth hinaushob. Allein jetzt drängten ihn eben diese materiellen Verhältnisse wie das Zureden seiner Freunde, unter denen der Abt Stadler der treueste war, dazu dem Kaiser wenigstens den Stand seiner Sachen vorzutragen, damit dieser wisse, daß nichts anderes übrig bleibe, als den Antrag des Königs (3000 Thaler) anzunehmen. Mozart entschloß sich auch wirklich zu diesem Schritte. Allein als der Kaiser nach der bescheidenen Auseinandersetzung Mozarts fragte: „Wie? Sie wollen mich verlassen?“ da war sein Muth dahin und er antwortete gerührt: „Ew. Majestät, ich empfehle mich zu Gnaden, ich bleibe.“ So wenig hing dieser Mann an den Gütern dieser Welt und war in seinem Innersten treu zugethan Jedem, von dem er nur wähnte, daß er es gut mit ihm meine. Ja als nun hernach ein Freund, dem er die Unterredung erzählte, ihn examinirte, ob er nicht wenigstens die Gelegenheit benutzt habe sich eine entsprechende Entschädigung, eine Erhöhung des Gehaltes auszubitten, rief er ganz unwillig aus: „Der Teufel denke in solcher Stunde daran!“

Nur die Beziehungen der Gemüther galten ihm als Dinge, die werth sind, sie zu bedenken, nur was sich von Herz zu Herzen bewegt, schien ihm würdig festgehalten zu werden, und dieser schöne Zug lohnte sich ihm mit den reichsten Schätzen, — freilich nur jener reinen Empfindung, mit der er die Gebilde seiner Phantasie beseelte, nicht mit irdischen. Denn der Kaiser fand sich auch jetzt nicht gemüßigt, das Gehalt seines Kammercompositeurs nur um weniges zu erhöhen, und Mozart war nicht der Mann die günstige Stimmung, die jetzt bei Hofe für ihn herrschte, zu seinem Vortheile auszubeuten. Ueber der Menge der Staatsgeschäfte, die damals mehr als je Joseph II. in unangenehmer Weise banden, vergaß

dieser alles Weitere: nur mag es auf seine Anordnung geschehen sein, daß im August dieses Jahres der Figaro wieder auf die Bühne gebracht und in diesem Jahre noch elfmal gegeben ward. Denn Salieri war noch immer nicht in der Lage den Ruhm, den Mozarts Musik jetzt von neuem gewann, ertragen zu können, und so ist es auch zweifelhaft, ob Mozart, der obendrein für die Ferraresi, die erste Sängerin Wiens in jenen Tagen, die große Arie der Gräfin in Fdur und eine Ariette für Susanne geschrieben hatte, dieses Mal irgendetwas aus der Theaterkasse erhielt. Jedenfalls aber war die außerordentliche Theilnahme, die das Wiener Publikum von neuem für seinen großen Mitbürger gewann, für den Kaiser mitbestimmend, ihm sein liebstes Begehren zu erfüllen: er befahl ihm die Composition eines neuen Operntextes, zu dessen Inhalt eine damals vorgefallene Wette zweier Offiziere den Anlaß geboten hatte.

Es war in dieser Zeit, im September 1789, wo Mozart für Anton Stadler — nicht den Abt — das berühmte Clarinettenquintett schrieb, das Werk, in dem uns der ganze Himmel jugendlicher Liebespoesie aufzugehen scheint, sodaß unser Geist wie gefangen in dem Zauber lieblichsten Genießens sich selbst vergißt und sich wie aufgelöst fühlt in die fließende Bewegung aller Dinge. Es ist nicht zu sagen, welch einen Zauber des Klanges dieses Werk bietet, in dem Mozart sein Lieblingsinstrument in einer Weise sich austönen ließ, daß die mitspielenden Geigen nur all ihre schönsten Töne zusammenzusuchen haben, um hier den Wettstreit aufzunehmen. Was war es, was damals durch des Meisters Seele tönte? War alles, was er von je Süßes, der Liebe Süßestes geträumt, hier plötzlich zur Wirklichkeit geworden? Wohl ist diese Musik wie Ophelia eine satte reife Frucht, der brechenden Hand entgegenschwellend. Wohl schwimmt das Ganze in einem Meer des süßesten Verlangens, das doch in holder Unschuld kaum von sich selber weiß. Wie ist es, daß in aller Noth des Lebens, die jene Tage wieder so reichlich häuften, in diesem Manne doch nur das Gefühl des reinsten Glückes wachgerufen ward? Daß alles was sein Herz jemals an holder Freude erfahren, sich gerade jetzt

zusammendrängte, als wenn die ganze Poesie des Lebens wie des Klanges mit einemmal hervortönen sollte? Malte seine Phantasie das Glück des Lebens nur desto reizender, je mehr sein Herz es entbehrte? Entrückte er selbst sich auf diese Weise wenigstens für Stunden aus der beengenden Noth des gemeinen Daseins hinauf in die Gebiete, wo kein Zwang, kein Drängen mehr herrscht, wo alles Friede, Freude, Seligkeit ist? Wahrlich, diese Musik versetzt uns in jenen holden Traum der wahren Kunst, wo wir wähnen all die Dinge des Lebens, die so unvereinbar weit auseinander klaffen, seien zusammengebracht und das ganze All klinge in diesem einen kleinen Raume harmonisch ineinander, — daß wir wähnen den innersten Sinn aller Dinge, die ewige Wahrheit selbst zu erfassen, weil wir den goldenen Saum ihres himmlischen Gewandes in unserer Hand fühlen! — Ein größerer Triumph der Freude wie der Schönheit ist kaum gefeiert worden. Ahnte dieser Mann, mit dem das Leben gerade damals so hart verfuhr, daß über all diesem bitteren Ernst der Wirklichkeit doch etwas stehe, das ihn tausendfach überrage? Ahnte dieser Mann, daß wie es die Liebe ist, die am Ende alle Dinge dieser Welt ausgleicht, so die Schönheit einzig das Gewand ist, das ihr paßt? — Und hatte sich seine Phantasie diesem Zauberspiele nun so ganz ergeben, daß er ferner nichts achtete als dieses eine Gefühl und diese eine Sprache des wundervollsten Klanges?

Denn dieses Quintett war nur ein Anfang, ein Anlauf zu größeren Dingen. Als bald darauf das neue Textbuch anlangte, da erst fand unser Meister die volle Gelegenheit, den „holden Leichtsinn", mit dem er jetzt über alle Schwere des Lebens hinaus geraden Weges das Glück wie die Schönheit zu erfassen strebte, in seiner ganzen Heiterkeit zu offenbaren. Sein künstlerisches Spiel mit allen Dingen, die sonst wohl dem Menschen verehrungswürdig, ja geheiligt erscheinen, gewann eine solche Höhe des Zaubers, daß selbst der mangelhafte Text mit in den Tanz der Grazien hineingerissen wurde und sich der Kritik des ruhigen Verstandes entzog. Jetzt erst erreicht seine Musik den Grad zaubervoller Anmuth in der Bewegung und süßester Wonne des Klanges, den seine eigene

Seele ersehnte. Ja es ist als habe er, dem das Leben so viel entzog, sich hier einmal so recht ersättigen wollen an dem was es ihm doch nie zu entziehen vermochte, an Liebe und Schönheit. Gerade weil ihm durch den wachsenden Druck des Lebens und wohl auch durch die würdige Erscheinung des alten Seb. Bach, an dessen Grabe er, wie eine Tradition sagt, auf die Kniee gesunken war, die Ahnung von der Wahrheit gekommen war, daß das Leben, mit dessen Drängen er niemals ganz fertig werden konnte, nur durch Selbstüberwindung zu überwinden sei, — gerade weil er jetzt zum erstenmal eine tiefe Vorstellung von der Gewalt der erhabenen Mächte gewann, die das Leben bilden und erhalten, neigte er sich, nach der räthselhaften Art der menschlichen Natur, nun erst recht hinüber zu dem Zauber, den die Freude bietet, zu dem einzigen Genusse, der schon in den Mitteln seiner Kunst liegt, und schuf mit wahrhaft schwelgerischer Wonne des Klanges und dem anmuthigsten Reiz der Bewegung jenes Bild einer Lebenslust, die alle Bande des Daseins abweisend sich rein dem holden Genusse ergibt, den Liebe und Schönheit gewähren, die Oper „Così fan tutte".

„So machen's alle oder die Schule der Liebenden" ist eine Erfindung da Pontes, und der wenig bekannte Inhalt dieses Stückes ist zu bezeichnend für die Anschauungsweise der ganzen damaligen Zeit, als daß wir ihn nicht in Kürze mittheilen sollten. Auch ist nur daraus ein Anhalt für den Charakter der Mozartschen Musik zu gewinnen.

Zwei Offiziere werden in einem heiteren Gespräch von einem Hagestolzen mit ihrem Glauben an die Treue ihrer Bräute geneckt. Bereit zu jedem fröhlichen Spiele wetten sie, daß diese jede Probe der Versuchung bestehen werden. Unter dem Vorwande, ihr Regiment sei plötzlich abberufen worden, verabschieden sie sich von den Mädchen, die in ihrem Garten am Meere von Lust und Verlangen glühend eine solche Ueberraschung nicht erwartet hatten und jetzt vor Leid gar vergehen wollen. Verkleidet kehren dann die Männer zurück, finden durch die Bestechung des Kammermädchens Eingang zu ihren Schönen und machen sofort ihre Liebeserklärung, aber übers Kreuz, jeder der Geliebten des andern. Allein sie werden

mit sittlicher Entrüstung abgewiesen, die Mädchen ziehen sich zurück und überlassen sich dem schmerzlichen Andenken an die entfernten Freunde. Diese aber unbekümmert ja erfreut über die erste Niederlage dringen alsbald von neuem in den Garten, nehmen vor den Augen der grausamen Schönen Gift und erregen durch ihre Klagen und Zuckungen so sehr den Schrecken der armen Betrogenen, daß sie rasch ihre Zofe zum Arzte schicken. Despina kommt dann selbst als Eisenbart verkleidet zurück, verordnet daß die Mädchen den Kopf der Kranken halten, magnetisirt diese und ruft sie so zum Leben zurück, dessen erste Aeußerung eine schwärmerische Liebeserklärung ist. Das halten nun die Mädchen natürlich für eine bloße Folge des Giftes, es berührt sie aber doch ein wenig, und als nun bei einer neuen Begegnung, die der Hagestolze zu veranstalten weiß, die Genesenen ebenso bescheiden wie sanft ihren Retterinnen nahen, erwacht in diesen allgemach ein Gefühl der Zuneigung, dem Dorabella zwar kräftiglich widersteht, Fiordiligi aber um so tiefer verfällt. Denn Despina hat ihnen derweilen nach Zofenart vorgestellt, wie die Männer durchaus nicht verdienen, daß man ihnen treu bleibe. Nun wird noch ein Sturm auf die Treugebliebene gemacht, indem ihr neuer Verehrer, als sie eben heroischen Sinnes dem Bräutigam nacheilen will, herbeistürzt und schwört, nur über seinen Leichnam gehe der Weg ins Feld. Das ist zuviel, auch Dorabella ist besiegt und — sogleich am Abend soll die Trauung sein. Despina erscheint als Notar verkleidet, der Heirathscontract wird unterschrieben, da ertönt der Marsch des abgegangenen Regimentes, es ist plötzlich zurückgekehrt, die Offiziere stürzen herein, finden die Gäste, den Notar, die Contracte und setzen der Beschämung der Mädchen die Krone auf, indem sie trällernd an die Weisen erinnern, mit denen sie das Herz der Schönen verführten. Am Ende versöhnt sich doch alles miteinander. Die Offiziere haben zwar die Wette verloren, aber sie wissen sich mit der Weisheit zu trösten, daß es andere Mädchen nicht anders machen, und sind deshalb mit den ihrigen zufrieden.

Von tollerer Leichtfertigkeit in der Auffassung zärtlicher Verhältnisse läßt sich nicht leicht etwas denken. Da Pontes Poem ist

freilich gering genug. Allein dadurch, daß hier alle persönlichen Beziehungen einzig und allein auf die momentane, ja blos äußerliche Regung gestellt sind, ist eine Freiheit der Bewegung und eine Unbefangenheit gewonnen, die für die Musik von größtem Werthe ist. Alles Stabile, das naturgemäß Verhältnissen eignet, die über die nächsten Begehrungen hinaus den Gesetzen der Sittlichkeit und Treue zu gehorchen haben und so allerdings die freie Lebensregung hemmen, ist hier einfach hinweggeschoben, und Mozart wußte diesen Vortheil zu nützen. Seine Seele stimmte zu solcher unbedingten Freiheit der Bewegung. Nach all den Kämpfen des Lebens, die ihn in die verschiedensten geistigen Anschauungen geführt hatten, erkannte er, daß es dennoch ein höheres Gesetz gebe als was „Priester oder Weise" lehren. Als der Genien einer, die mit ihrer Seele Munde an den Brüsten des Lebens hangen, blieb sein Innerstes dem unmittelbaren Bedürfen auch näher, und er erkannte in seiner Tiefe die allbezwingende Macht der Natur. Eine Ahnung von diesem Gesetze alles Seins hatte ja bereits Figaro wie Don Juan gegeben. Jetzt bricht diese Erkenntniß hell durch das Dunkel der Menschensatzung hindurch: unbekümmert um den herrschenden Bestand der Dinge kehrt der Genius zur Natur und Unwillkür zurück. Er hat erkannt, daß ihrem Gebote keiner ungestraft sich entzieht, und verehrt es schweigend. In stiller Bescheidung gibt er ihrem geheimen Walten, ihrem leisen Zuge nach. Mag ihn nun dieser Zug zunächst mehr von den Bahnen ablenken, auf denen der Mensch als seiner selbst bewußtes Wesen auch das höhere Vorrecht des eigenen Willens sucht, — mag er ihn dem reizenden Spiel von Phantasie und Sinnen näher führen, als unser Jahrhundert gutheißen will, — es fließt doch gerade hier die hohe Künstlerschaft und zaubervolle Schönheit aus der schönen Menschlichkeit seines Wesens, das nie vergißt, wie der Mensch bei allem geistigen Bestreben doch stets ein Sinnenwesen bleibt. Ja er findet auf diesen Bahnen wohl gar ein Höheres als alles sittliche Bemühen, und wir sehen, daß er auch hier wieder viel echter, viel reiner ist als gewöhnliche Naturen. Fern blieb seinem Wesen jener Taumel der Sinne, der so viel Tausende aus den freien Regionen des

Menschlichen herabzieht zu der Gebundenheit des bloßen dumpfen Begehrens. Er mied diese Gebiete nicht, er wollte nicht mehr sein als Mensch. Aber weil er die freie Regung der Natur, die Neigung mit dem Willen zu verbinden wußte, weil er nicht dort Abhängigkeit und hier Zwang erlitt, so schwang er sich auch in diesen Dingen zu der Menschheit Höhen auf und schuf ein Werk, das eine ganze mächtige Seite der menschlichen Natur in zaubervoller Weise darstellt.

Waren es also bisher scharf ausgeprägte Gestalten des Lebens gewesen, was sein Griffel zeichnete, so ist es hier eben mehr jenes Erfassen des allgemeinen Zuges, der in den menschlichen Dingen lebt, was ihn fesselt. Nicht mehr die Charakteristik der einzelnen Personen ist es, was an Così fan tutte bedeutend erscheint, sondern die Gesammtstimmung der Freude und holden Regung der Natur. Das was den Mann so räthselhaft wonnig in all seinen Regungen ergreift, wenn er das sanfte Auge des Weibes, die holde Gestalt der Jungfrau sieht, — dieses unendlich süße Weben und Beben aller Lebensorgane, das ihn mit unwiderstehlicher Gewalt erfaßt und für diesen einen Augenblick alle Dinge dieser Welt vergessen läßt, — diese süßeste und allumfassende Regung der unwillkürlichen Natur ist es, was Mozart in der Tiefe und Allgewalt ihres Wesens erfaßt und zur Grundlage einer Darstellung macht, die im Einzelnen thöricht genug, ja verwerflich sein mag, in ihrer ganzen Stimmung aber ebenfalls durchaus an ein höheres Erfassen der Dinge, an ein Allumfassendes und daher Ideales gemahnt.

Und wie kam ihm da die Art seiner Zeit und Umgebung diesmal mehr als je entgegen und bot ihm die besondere Färbung, die Frische und die Anmuth eines unbefangenen Sinnenlebens, die alle Kunst so überaus lebendig macht! Er gibt dem Ganzen sozusagen eine innere Wahrheit, nur auf diese kommt es ihm an, und aus ihr fließt dann auch die wonnevolle Schönheit, die Wärme, die Lebendigkeit und wiederum die wahrhaft keusche Reinheit, mit der uns hier alles Dargestellte, selbst das Leichtfertigste entgegentritt und uns bezaubert, daß wir Herz wie Verstand zum Schweigen bringen und uns gern diesem tiefen Fluthen der Naturgewalten

hingeben, weil auch sie uns zu einem Höheren und Allumfassenden leiten.

Das ist Così fan tutte, die Oper der entzückendsten und wahrhaft dithyrambischen Schönheit, wie nur die Antike sie ähnlich bietet, und durch sie gelang es unserem Meister, einen Schritt weiter zu seiner eigenen Vollendung zu thun. Eine Grundlage des Lebens hatte er hier gefunden und mit ihr die eigene Wiederversöhnung. Aber es war nicht die rechte, die volle. Erst eine noch tiefere Erfassung des Lebens sollte mit einem höheren Werke auch die höhere Versöhnung bringen. In Così fan tutte sehen wir die sittlichen Mächte, die das Dasein erhalten, zurückgestellt gegen die sinnlichen, die es schaffen. Erst das folgende Werk seiner Kunst bringt die Vereinigung beider, indem das Regen der Natur zur Sittlichkeit, die bloße Neigung zum Willen erhöht ist. Und auch jenes heilige Gefühl unserer Brust, das sich hier in der schweigenden Verehrung der hehren Mächte des Daseins nur leise andeutet, wird unendlich reiner und tiefer, weil das Walten der Mächte, welche die Welt regieren, tiefer erfaßt wird. Das unbedingte Geltenlassen des Gesetzes, das sich in der unwillkürlichen Regung unserer Sinne ausspricht, stellte ihn zwar zunächst über das wirkliche Leben, es stellte ihn aber auch neben dasselbe, er ward ihm fremd. Noch eine Zeit grimmer Noth und wir werden sehen, wie der große Meister aus den letzten Erschütterungen seines Innern erhöht, verklärt hervorgeht und nun auch als Mensch das wird, was er als Künstler längst war. Diese volle Harmonie seines Wesens erzeugt dann auch das höchste Werk seiner Kunst, das an vollendeter Schönheit nur Così fan tutte neben sich duldet, an Tiefe des Gehalts aber diese Oper hundertfach überragt, die „Zauberflöte“.

Zwanzigster Abschnitt.

Die Zauberflöte.

1790—91.

„Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.“

Am 26. Januar 1790 wurde Così fan tutte mit trefflichster Besetzung aller Rollen, deren Physiognomie zum großen Theile wiederum auf die Persönlichkeit der Darsteller sich gründete, im Kärthnerthor-Theater gegeben. Wir sind über diese Aufführung wie über die Entstehung der Oper durchaus ohne nähere Nachrichten. Der Erfolg scheint nicht unbedeutend gewesen zu sein, denn es fand in diesem Jahre noch eine Reihe von Aufführungen statt. War doch das Stück ganz nach Art der damals beliebten Opera buffa (komischen Oper) verfaßt, und die entzückend lieblich dahinfließende Musik muthete dem Zuhörer nicht jenes ernste Aufmerken zu, das Figaro und Don Juan erforderten. Allein eben das Gepräge der Zeit, welches der Text und mit ihm manche Einzelnheiten der Musik an sich tragen, war es, was die Oper schon bald fast ganz von der Bühne verdrängte, und bis jetzt hat keiner der vielen Versuche, das Textbuch den Anforderungen der Bühne entsprechend zu machen, zu einem durchschlagenden Erfolg geführt, derweilen die Musik von jedem wirklich die Kunst Verstehenden nach wie vor geliebt und hochgepriesen wird, denn sie hat etwas von der Venus von Medici und ihrem „feuchten Blick“.

Auch diesmal gewann Mozart nicht die Vortheile, die er sich von seiner angestrengten Arbeit gehofft hatte. Nicht einmal der Kaiser sollte der Aufführung beiwohnen und hören, was sein Befehl neues Herrliches hervorgerufen hatte. Er war bereits zur Zeit der ersten Aufführung krank, und nach drei Wochen, am 20. Februar, starb er, ohne dauernd für eine bessere Lebenslage seines Hofcompositeurs gesorgt zu haben. Die letzten Jahre Jo-

sephs waren durch mancherlei bittere Erfahrungen getrübt. Sein guter Wille, dem Volke bessere Zustände zu bereiten, scheiterte an dem Widerstand eben dieses Volkes, das sich mit Recht auch eine Tyrannei des Besseren nicht gefallen lassen wollte. Dazu kamen dann die ärgerlichsten Verwicklungen mit fremden Mächten, sodaß am Ende mit der inneren Vergrämung selbst die Neigung zu seiner Lieblingskunst in dem edlen Monarchen mehr und mehr erstarb. Er hatte andere Dinge zu denken, als wie er einem Musiker lohnen solle, der es nicht einmal verstand, an sein Können, an seine Verdienste unausgesetzt zu erinnern, und obendrein kam seine Umgebung, die, soweit sie aus Musikern bestand, einen Mozart nicht aufkommen lassen durfte, ohne selbst in ihrer Existenz gefährdet zu sein, seiner mit den Jahren zunehmenden Neigung zur Sparsamkeit entgegen, sodaß Mozart auf seinem niedrigen Gehalt stehen blieb.

Seine Lage war in diesem Frühjahre drückender als je. Ueberhaupt setzte das Jahr 1790 allen bisherigen Bedrängnissen die Krone auf, und ihnen schrieb der Meister selbst es zu, daß er so wenig zu schaffen vermochte. Es gibt in Mozarts Leben kein Jahr, welches eine so geringe Anzahl von Compositionen aufweist. Da ist es begreiflich, wenn im April wieder einer jener betrübenden Briefe an den Freund Puchberg erfolgt: „Sie haben Recht, liebster Freund, wenn Sie mich keiner Antwort würdigen! meine Zudringlichkeit ist zu groß. Nur bitte ich Sie meine Umstände von allen Seiten zu betrachten, meine warme Freundschaft und mein Zautrauen zu Ihnen zu bedauern und zu verzeihen! Wollen und können Sie mich aber aus einer augenblicklichen Verlegenheit reißen, so thun Sie es Gott zu Liebe; — was Sie immer entbehren können, wird mir angenehm seyn. Vergessen Sie ganz meine Zudringlichkeit, wenn es Ihnen möglich ist, und verzeihen Sie mir. Morgen Freitag hat mich Graf Haddick gebeten, ihn des Stadlers Quintett (für Clarinette) und das Trio, so ich für Sie geschrieben, hören zu lassen; ich bin so frei, Sie dazu einzuladen. Hering (ein dilettirender Bankier) wird es spielen. Ich würde selbst zu Ihnen gekommen seyn, um mündlich mit Ihnen zu sprechen, allein mein Kopf ist wegen rheumatischer Schmerzen ganz

eingebunden, welche mir meine Lage noch fühlbarer machen. Noch einmal, helfen Sie mir nach Ihrer Möglichkeit nur für diesen Augenblick — und verzeihen Sie mir."

Die Wellen schlugen ihm bereits über dem Haupte zusammen, es war der äußeren Verwirrung und eigenen Schwäche kaum noch zu widerstehen. Sie war zu tief eingerissen und des Meisters Sinnen bereits zu sehr ganz auf die höchsten Dinge gerichtet, als daß hier noch ein Einhalt möglich gewesen wäre. Kleine Vorschüsse wie die „25. fl. in Bancozetteln", die Puchberg als an ihn gesandt auf den Brief notirt hat, konnten den völlig zerrütteten Verhältnissen nicht mehr aufhelfen, auch große hätten es nicht vermocht. Und bald fiel der unglückliche Mann ganz in die Hände der Wucherer, die ihm das mühsam abgerungene Darlehn gar zur Hälfte in Waaren aufzudringen wußten. Allein gerade die wachsende Noth, die er dann nach menschlich begreiflicher Weise manchmal in einem reicheren Genießen zu vergessen suchte und so erst recht erhöhte, brachte am Ende einen unerträglichen Zwiespalt in sein Inneres, welches ja trotz dem holden Leichtsinn der echten Künstlernatur einen tiefen Ernst, einen wahren Sinn für des Lebens Bestand in sich barg. Sie erzeugte gewaltige Erschütterungen und zuletzt einen Umschlag in seinem ganzen Wesen. Er, der den zerfleischenden Sirenenarmen des Ideals nicht mehr zu entrinnen vermochte, vielmehr jetzt erst recht in der Wonne der schaffenden Phantasie schwelgte, fand endlich durch die totale und rückhaltlose Hingebung an das Ideal selbst seine Erlösung, seine Versöhnung. Er lernte durch die volle Hingabe seiner selbst das Leben überwinden. Es liegt etwas Tragisches in diesem Schicksal, wie in dem Lebenswege jedes großen Mannes. Indem er unbekümmert um das gewöhnliche Dasein nur dem folgt, was ihm als das höchste Dasein erscheint, zerstört er all sein Leben, ja sogar seine leibliche Existenz. Mozart ahnte bereits das Nahen seiner Auflösung, und nun begann die Idee, die in ihm lebte nnd wirkte, erst recht ihre unaufhaltsame, ja ungestüme Thätigkeit. Rastlos strebte er seinem Ziele zu: er hatte in seiner Seele Tiefen das Urbild aller Schönheit erschaut, er eilte ihm nach, ihm zu, bis er entseelt in seine Arme sank.

Freilich ganz und gar vernachlässigte er sein äußeres Leben auch jetzt nicht. Das waren nur die Gedanken der Nacht, die durch seinen Geist gingen, wenn mit leisem Flügelschlage über seinem Haupt der Vogel des Todes die schwarzen Schwingen regte. Er hatte ja ein liebes Weib, hatte einen Sohn, und ihnen zulieb wollte er gern leben, gern das arbeiten, was tägliches Brod einbrachte. So läßt er denn auch jetzt, als sein kaiserlicher Gönner, der ihm sowenig gebührend gelohnt, gestorben war, nicht nach sich die Gunst des neuen Kaisers zu erwerben. Leopold II. war am 13. März 1790 in der Hauptstadt seines Reiches eingetroffen, und Mozart strebte nun sogleich von ihm die zweite Kapellmeisterstelle am Kärthnerthortheater zu erlangen. Der erste Kapellmeister, der alte Bono, war bereits vor zwei Jahren gestorben und Salieri in seine Stelle gerückt. An Salieri's Statt war noch Niemand berufen worden. So verfaßte Mozart ein Concept, das äußerst flüchtig hingeworfen und wahrscheinlich an den Erzherzog Franz, den nachherigen Kaiser, gerichtet ist:

„Ew. Königl. Hoheit.

Ich bin so kühn, Ew. K. H. in aller Ehrfurcht zu bitten bey Sr. Maj. dem Könige die gnädigste Fürsprache in Betreff meiner unterth. Bitte an Allerhöchst dieselben zu führen. Eifer nach Ruhm, Liebe zur Thätigkeit und Ueberzeugung meiner Kenntnisse heißen es mich wagen, um eine zweyte Kapellmeistersstelle zu bitten, besonders da der sehr geschickte Kapellmeister Salieri sich nie dem Kirchenstyl gewidmet hat, ich aber von Jugend auf mir diesen Styl ganz eigen gemacht habe. Der wenige Ruhm, den mir die Welt meines Spiels wegen auf dem Pianoforte gegeben, ermuntert mich auch um die Gnade zu bitten, mir die Königl. Familie zum musikalischen Unterricht allergnädigst anzuvertrauen. Ganz überzeugt, daß ich mich an den würdigsten und für mich besonders gnädigen Mittler (Gönner) gewendet habe, lebe ich in der besten Zuversicht und werde mich sicher bestreben durch Thätigkeit Eyfer Treue und ..... stets darzuthun“ u. s. w.

Die Bittschrift ward auch abgesandt. Wir erfahren das aus einem

Briefe an Puchberg, auf den er am 17. Mai 150 fl. erhielt. Auch dieser Brief ist der Mittheilung werth. Denn ob es gleich stets derselbe unerquickliche Inhalt ist, stets enthüllt sich auch aus seinen Worten der reine edle Sinn des Schreibers. Er schreibt:

„Allerliebster Freund und Ordensbruder.

Sie werden ohne Zweifel von Ihren Leuten vernommen haben, daß ich gestern bey Ihnen war, und (nach Ihrer Erlaubniß) uneingeladen bei Ihnen speisen wollte. Sie wissen meine Umstände, kurz — ich bin, da ich keine wahren Freunde finde, gezwungen bey Wucherern Geld aufzunehmen; da es aber Zeit braucht, um unter dieser unchristlichen Classe Menschen doch noch die christlichsten aufzusuchen und zu finden, so bin ich dermalen so entblößt, daß ich Sie liebster Freund um Alles in der Welt bitten muß, mir mit Ihrem Entbehrlichsten beizustehen. Wenn ich wie ich hoffe in 8 oder 14 Tagen das Geld bekomme, so werde ich Ihnen gleich das mir jetzt gelehnte wieder zurückzahlen. Mit dem, was ich Ihnen schon so lang ausständig bin, muß ich Sie leider noch bitten Geduld zu haben. Wenn Sie wüßten, was mir das Alles für Kummer und Sorge macht! Es hat mich die ganze Zeit her verhindert meine Quartetten zu endigen. Ich habe nun sehr große Hoffnung bei Hofe, denn ich weiß zuverlässig, daß der Kaiser meine Bittschrift, nicht wie die andern, begünstigt oder verdammt, herabgeschickt, sondern zurückbehalten hat. Das ist ein gutes Zeichen. Künftigen Samstag bin ich Willens, meine Quartetten bey mir zu machen, wozu ich Sie und Ihre Frau Gemalin schönstens einlade. Liebster bester Freund und Bruder entziehen Sie mir meiner Zudringlichkeit wegen Ihre Freundschaft nicht, und stehen Sie mir bey. Ich verlasse mich ganz auf Sie und bin ewig

Ihr dankbarster Mozart.

P. S. Nun habe ich 2 Scolaren, ich möchte es gerne auf 8 Scolaren bringen; suchen Sie es auszustreuen, daß ich Lectionen annehme."

Welch rührend kindliche Art zu bitten bei einem Manne, in dessen Kopf Gedanken kreisten, die eine ganze Welt erfüllen sollten, in

dessen Herzen die reinsten und edelsten Empfindungen ruhten, die der Mensch hegen kann. Ein Mann, dessen Geist dem Leben Gesetze gab, der die Herzen der Mit- und Nachlebenden nach sich zog wie ein Gebieter, — und so zu den Füßen eines Andern eine milde Gabe, eine Hülfe erbittend! Fürwahr, was er selbst an Schuld bei dieser Lage trug, er hat es durch Beschämung und Erniedrigung aller Art reichlich gebüßt! Allein stets bleibt ihm der gleiche ehrenhafte Sinn, der das Gefühl seiner unwürdigen Situation nicht verliert, — ob er gleich, er, dem das Ideal, das Unvergängliche hell vor des Geistes Augen leuchtet, hundertmal all diesen Tand des gemeinen Lebens, Ehre wie Schande nach menschlichem Begriff in ihrer ganzen leersten Nichtigkeit hatte erkennen müssen! Gerade hier erscheint am deutlichsten das, was einen solchen Mann von den „leichtfertigen Genies", von einem da Ponte, einem Anton Stadler, mit denen ihn Mancher zusammenstellte, weil er viel mit ihnen verkehrte, im tiefsten Grunde unterscheidet. Mochte seine Noth noch so groß sein, er kennt nur ehrenhafte Mittel, sich ihrer zu entledigen, und trägt lieber das Aergste, trägt auch die Erniedrigung der Bitte, als daß er zu Mitteln greift, die jenen Männern erlaubt, ja geläufig waren. Das ist ein Beweis der hohen Stellung seines moralischen Wesens, wie er nicht schlagender geliefert werden kann. Aber wir werden noch schönere Tugenden an diesem Manne kennen lernen. Auch jetzt wieder gibt er, was ihm doch von Jahr zu Jahr widriger werden mußte, Klavierstunden. Und wie mag es ihm, dem der Kopf jetzt mehr als je von den herrlichsten Ideen erfüllt war, oft zu Muthe gewesen sein, wenn er dem anfangenden Knaben die Finger auf die Tasten setzen oder gar eines unmusikalischen vornehmen Dilettanten anspruchsvolles Besserwissen ertragen mußte! Armer Meister, du solltest jede Unbill erfahren, die der Wandel auf Erden dem Genius bringt. Das Leben ist eben unerbittlich. Die Nachwelt soll es in ihrem Urtheil über diesen Edlen wenigstens nicht ebenfalls sein!

Den Unterricht der kaiserlichen Kinder erhielt er nicht, ebensowenig die Kapellmeisterstelle. Glucks einstiger Gönner, Kaiser Leopold war ihm nicht hold. Mozart hatte doch zu sehr des Vor-

gängers Joseph II. Gunst genossen, um sich dem Nachfolger zu empfehlen. Denn Leopold war in allen Dingen das Gegentheil Josephs und legte diese Verschiedenheit überall mit deutlicher Absicht an den Tag. Selbst in seinem künstlerischen Geschmack wandelte er andere Pfade. Er führte die Ballets wieder ein und begünstigte die große Pompoper. Graf Rosenberg ward der Intendantur entkleidet, da Ponte und die Ferraresi folgten bald nach, ja selbst Salieri mußte seinem Schüler Joseph Weigl Platz machen. So war auch Mozart durchaus wieder sich selbst überlassen und hatte, wie der Kunst doch gebührt, keine Stütze am Hofe. Freilich die beiden Streichquartette, die er im Mai und Juni dieses Jahres schrieb, verrathen nichts von der getrübten Stimmung, in der er jetzt lebte, sie sind von strahlender Heiterkeit und süßem Reiz, wenn auch nicht von solch hervorragender Kraft und Fülle wie andere seiner Werke. Im Juli bearbeitete er dann wiederum, stets um Beschäftigung froh, für van Swietens Aufführungen in dem herrlichen Bibliotheksaale der Hofburg Händels „Alexanderfest“ und die „Ode auf den Cäcilientag“, und es mag ihn der männliche Geist und die lebensmuthige Sicherheit dieses Heroen wohl etwas aufgefrischt und vor allem die Kraft seines Willens wieder aufgerufen haben. Dessen bedurfte er jetzt gar sehr. Denn Constanze war aufs neue schwer erkrankt und steigerte die Sorgen wie die Ausgaben aufs höchste. Wie geduldig und liebevoll er gleichwohl auch jetzt war, beweist eine Erzählung seiner Schwägerin Sophie, die zu bezeichnend ist, als daß wir sie nicht der Menge der Züge, die wir bereits von der inneren Güte seines Wesens gesammelt haben, hinzufügen sollten.

„O wie war Mozart besorget“, schreibt sie im Jahre 1825 auf eine Anfrage von Constanzens damaligem Gatten, dem Etatsrath Nissen, „wenn seinem lieben Weibgen etwas fehlte. So war es einmal, als sie schwer krank war und ich bey ihr durch 8 volle Monate krankenwartete. Eben saß ich an ihrem Bette, Mozart auch. Er componirte an ihrer Seite, ich beobachtete ihren nach so langer Zeit gehabten süßen Schlummer. Stille hielten wir alles wie in einem Grabe, um sie nicht zu stören. Plötzlich kam

ein roher Dienstbote in das Zimmer, Mozart erschrak aus Furcht, seine liebe Frau würde in ihrem sanften Schlummer gestöret, wollte stille zu sein winken, rückte den Sessel rückwärts hinter sich weg, hatte gerade das Federmesser offen in der Hand, dieses spießte sich zwischen den Sessel und seinen Schenkel, so daß es ihm bis an das Heft in das Fleisch hineinging. Mozart sonst wehleidig machte aber keine Bewegung und verbiß seinen Schmerz, winkte mir nur ihm hinauszufolgen. Wir gingen in ein Zimmer, in welchem unsere Mutter verborgen lebte, weil wir der guten Mozartin nicht wollten merken lassen, wie schlecht sie sei, und die Mutter doch gleich zur Hülfe da sey. Die Mutter verband ihn und legte Coubey in die sehr tiefe Wunde; mit dem Johannesöhl gelang es ihr, ihn wieder herzustellen, und obschon er etwas krumm vor Schmerzen ging, machte er doch, daß es verborgen blieb und seine liebe Frau es nicht erfuhr." Ja er hatte sich damals so daran gewöhnt, jeden Besuchenden mit dem Finger auf den Lippen und dem leisen Ausruf chut! zu empfangen, daß er geraume Zeit nach Constanzens Besserung selbst auf der Straße, wenn er einen Bekannten sah, sich auf die Zehen erhob und ihm sein chut! mit dem Finger am Munde zuflüsterte.

In diesen Tagen der Bedrängniß war es also doppelt schmerzlich, daß er einen offenbaren Beweis der Geringschätzung von seiten des Hofes empfing und so jede Hoffnung auf dessen Unterstützung völlig niedergeschlagen sah. Im September 1790 kam nämlich der König von Neapel nach Wien, um der Vermälung seiner beiden Töchter mit den Erzherzögen Franz und Ferdinand beizuwohnen. Zur Verherrlichung dieses Festes fanden auch wie gewöhnlich Musikaufführungen statt, und zwar ward eine neue Oper von Joseph Weigl und Salieri's beliebter Axur gegeben. An einen Figaro oder Don Juan schien man nicht zu denken. Ja als während der offenen Tafel nach der Vermälung im großen Redoutensaale der Hofburg ein Concert unter Salieris Leitung gegeben wurde, durften sich dessen begünstigte Primadonna Cavaglieri, die ursprüngliche Constanze der Entführung, und die Gebrüder Stadler hören lassen: an Mozarts Klavierspiel schien

wieder kein Mensch zu denken. Auch ward eine der Haydnschen Symphonien aufgeführt, die der König auswendig wußte und laut mitsang. Haydn ward ihm vorgestellt, von ihm nach Neapel eingeladen und mit Aufträgen beehrt, — Mozart sollte erst später und in der Fremde Gelegenheit finden, dem Könige von seiner Kunst etwas zu zeigen. Dies alles schmerzte ihn tief, ja die Vernachlässigung in seiner Heimat, — denn das war ihm Wien allmälig geworden, — verletzte ihn so sehr, daß er, theils um diesen drückenden Gefühlen wenigstens für den Augenblick zu entgehen theils um neuen Ruhm und nothwendigen Gewinn zu erlangen, sich auch jetzt wieder entschloß den Virtuosen zu spielen und auswärts das zu suchen, was ihm daheim so ungerecht versagt wurde. Er trat eine neue, die letzte Kunstreise an.

Im Oktober 1790 sollte der König Leopold in Frankfurt zum deutschen Kaiser gekrönt werden. Von diesem Feste, das jedesmal eine ungemessene Zahl von Fremden zusammenführte, hoffte auch Mozart, dessen Name allgemach im ganzen deutschen Reiche einen Klang gewonnen hatte, für sich einen besonderen Gewinn. Er entschloß sich dorthin zu reisen. Er hatte erwartet, als kaiserlicher Kammercompositeur, sich den Musikern anschließen zu dürfen, welche als zum Gefolge Leopolds gehörig nach Frankfurt gesendet wurden und dort alle Vortheile des kaiserlichen Schutzes genossen. Allein das ward ihm nicht gewährt. So brachte er denn, um das Reisegeld zu beschaffen, sein Silbergeräth auf das Pfandhaus, kaufte nach damaliger Sitte einen Reisewagen und machte sich am 23. September auf, um zur rechten Zeit in Frankfurt einzutreffen. So sicher hielt er sich des Erfolges, daß er mit gewohnter Gutmüthigkeit den Mann von Constanzens ältester Schwester, den Violinspieler Hofer, der ebenfalls nicht in besonders guten Umständen lebte, auf seine Kosten mitnahm, um — ihm an den Vortheilen dieser Reise Antheil zu gewähren. Die nächsten kleinen Erlebnisse erfahren wir aus einem Brief an Constanze vom 29. September 1790.

„Liebstes bestes Herzens-Weibchen!

Diesen Augenblick kommen wir an, das ist um 1 Uhr Mittag,

wir haben also nur 6 Tage gebraucht. Wir hätten die Reise noch geschwinder machen können, wenn wir nicht dreymal Nachts ein bischen ausgeruht hätten. Wir sind unterdessen in der Vorstadt Sachsenhausen in einem Gasthof abgestiegen, zu Tod froh, daß wir ein Zimmer erwischt haben. Nun wissen wir noch unsere Bestimmung nicht, ob wir beysammen bleiben oder getrennt werden; bekomme ich kein Zimmer irgendwo umsonst und finde ich die Gasthöfe nicht zu theuer, so bleibe ich gewiß. Ich hoffe, Du wirst mein Schreiben aus Efferding richtig erhalten haben; ich konnte Dir unterwegs nicht mehr schreiben, weil wir uns nur selten und nur so lange aufhielten, um nur der Ruhe zu pflegen. Die Reise war sehr angenehm; wir hatten bis auf einen einzigen Tag schönes Wetter, und dieser einzige Tag verursachte uns keine Unbequemlichkeit, weil mein Wagen (ich möchte ihm ein Busserl geben) herrlich ist. In Regensburg speisten wir prächtig zu Mittag, hatten eine göttliche Tafelmusik, eine englische Bewirthung und einen herrlichen Moslerwein. Zu Nürnberg haben wir gefrühstückt, eine häßliche Stadt. Zu Würzburg haben wir unsern theuern Magen mit Kaffee gestärkt, eine schöne, prächtige Stadt. Die Zehrung war überall sehr leidentlich, nur 2 und 1/2 Post von hier in Aschaffenburg beliebte uns der Herr Wirth erbärmlich zu schmieren. Ich warte mit Sehnsucht auf Nachrichten von Dir, von Deiner Gesundheit, von unsern Umständen rc. rc. Nun bin ich fest entschlossen, meine Sachen hier so gut als möglich zu machen und freue mich dann herzlich wieder zu Dir. Welch herrliches Leben wollen wir führen! Ich will arbeiten — so arbeiten, um damit ich durch unvermuthete Zufälle nicht wieder in so eine fatale Lage komme. Mir wäre lieb, wenn Du über alles dieses durch den Stadler den *** zu Dir kommen ließest. Sein letzter Antrag war, daß Jemand das Geld auf des Hofmeisters seinen Giro (Wechsel) allein hergeben will — 1000 fl. baar und das übrige an Tuch; somit könnte alles und noch mit Ueberschuß bezahlt werden und ich dürfte bey meiner Rückkunft nichts als a r b e i t e n. Adieu ich küsse Dich 1000 mal."

Sein Wille also ist fest, durch fleißige Arbeit auch seine materiellen Verhältnisse zu verbessern. Als wenn er nicht stets

und zwar den bewunderungswürdigsten Fleiß gehabt hätte! Allein er macht sich Vorwürfe, daß er nicht bisher mit seinem Schaffen zugleich mehr seinen Vortheil gesucht habe, da es doch nicht an ihm lag, daß seine besten Arbeiten so gering honorirt wurden. Jetzt dachte er wohl daran mehr nur für Musikalienhändler, wie Hoffmeister einer war, zu schreiben. Allein was ist solch ein Vorsatz, den das Pflichtgefühl aus der äußeren Nöthigung zieht, gegen die Macht eines drängenden Innern, gegen das Gebot des schaffenden Genius!

Zunächst erfahren wir noch nichts darüber, was er in Frankfurt anfing, denn der folgende Brief ist vom nächsten Tage. „Herzallerliebstes Weibchen! Wenn ich nur schon einen Brief von Dir hätte, dann wäre Alles recht“, schreibt er. „Ich habe Dir in meinem letzten geschrieben, Du sollst mit dem *** sprechen; mir wäre Sicherheitshalber recht lieb, wenn ich auf des Hoffmeisters seinen Giro 2000 fl. bekommen könnte; Du mußt aber eine andere Ursache vorwenden, nämlich, daß ich eine Speculation im Kopfe hätte, die Dir unbewußt wäre. Meine Liebe, ich werde zweifelsohne gewiß etwas hier machen, — so groß aber wie Du und verschiedene Freunde es sich vorstellen, wird es sicherlich nicht seyn. Bekannt und angesehen bin ich hier genug, das ist gewiß. Nun, wir wollen sehen. Ich liebe aber in jedem Falle das Sichere zu spielen, darum möchte ich gerne das Geschäft mit Hoffmeister machen, weil ich dadurch Geld bekomme und keines zahlen darf, sondern bloß arbeiten, und das will ich ja meinem Weibchen zu Liebe gern. Wo glaubst Du, daß ich wohne? — bei Böhm im nämlichen Hause; Hofer auch. Wir zahlen 30 fl. das Monath, und das ist noch außerordentlich wenig; wir gehen auch zu ihnen in die Kost. Wen glaubst Du, daß ich hier angetroffen? — das Mädchen, welches so oft mit uns im Auge Gottes Verstecken gespielt hat, Buchner glaub ich hieß sie, sie heißt nun Mad. Porsch und ist zum zweytenmale verheyrathet. Sie hat mir aufgetragen, alles Schöne von ihr an Dich zu schreiben.

Da ich nicht weiß, ob Du in Wien oder in Baden (Kurort bei Wien) bist, so adressire ich den Brief wieder an die Hofer. Ich freue mich wie ein Kind wieder zu Dir zurück. Wenn die

Leute in mein Herz sehen könnten, so müßte ich mich fast schämen, es ist alles kalt für mich, — eiskalt. Ja wenn Du bey mir wärest, da würde ich vielleicht an dem artigen Betragen der Leute gegen mich mehr Vergnügen finden, — so ist es aber so leer. — Adieu — Liebe — ich bin ewig

Dein Dich von ganzer Seele liebender Mozart.

P. S. Als ich die vorige Seite schrieb, fiel mir manche Thräne auf's Papier; nun aber lustig — fange auf — es fliegen erstaunlich viel Busserln herum . . . . was Teufel . . . . ich sehe auch eine Menge . . . . ha! ha! . . . . ich habe drey erwischt — die sind kostbar! —

Adieu — liebstes, bestes Weiberl — gieb auf Deine Gesundheit Acht — und gehe nur nicht zu Fuß in die Stadt. — Schreib mir doch wie Du mit dem neuen Quartier zufrieden bist. — Adieu, ich küsse Dich Millionenmahl."

Welche Schwermuth spricht aus diesen heiteren Zeilen! Es bereitete sich tief in der Seele des Meisters etwas vor, was über alle Aeußerungen von Freude und Schmerz, die seine früheren Werke enthalten, weit hinaus zu den Regionen eines ewigen Lebens führt. Eiskalt nennt er sein Inneres, er dessen Herz so liebewarm für jeden Menschen schlägt. Wir fühlen, er entfernte sich in seinem Gemüthe bereits von der nächsten Umgebung, doch nur, um zu etwas Höherem fortzuschreiten. Diese Melancholie, die Mutter so vieler der schönsten Schöpfungen dieses Genius, ist der Beginn des tiefsten Heimwehs seiner Seele. Der Hauch der Wehmuth, der sein Dasein durchzieht, seitdem er zum ersten Male von der Höhe des Lebens herab sein Ende erschaute, hat sich zu einer unauslöschlichen Sehnsucht gesteigert. Aber jetzt beginnt sich aus dem tiefen Leid allgemach das Bessere zu gebären, ja seine Seele will sich zum Höchsten reinigen. Er hatte ihn getrunken den schäumenden Becher des Lebens, getrunken bis auf den letzten Rest, und er war bitter der Rest jenes Bechers, bitter wie der Tod, dessen Geschmack der Meister schon auf der Zunge zu fühlen wähnte. Zunächst ist es nur Trauer, was ihn ergreift, Sehnsucht nach dem Höheren, das uns im gemeinen Leben stets zu entfliehen

scheint, — dann wird es ein leidenschaftliches Anstürmen, ein mächtiges Aufbrausen des Unvergänglichen in seiner Seele, das sich in die engen Schranken der Menschennatur eingezwängt fühlt, — es wird ein Ringen nach dem Besitze der höchsten Güter, eine Vorbildung jener tiefsten Seelenkämpfe, jenes Ringens nach Erfassung eines Ewigen, das von je im deutschen Geiste lebendig, gerade jetzt in den verschiedensten Aeußerungen seine herrlichen Kunstthaten ausführen sollte. Die zwei großen Schöpfungen unserer classischen Zeit, der Faust und die Zauberflöte, standen vor der Thür, sie sollten später in ihrer Vereinigung dem Geiste der Nation eine neue Sprache bringen.

Am 9. Oktober 1790 fand die Krönung des deutschen Kaisers statt. Wir wissen nicht, ob Mozart von dieser Feierlichkeit besondere Eindrücke gewann, die nächsten Briefe an seine Frau fehlen uns. Ueberhaupt erfahren wir nicht recht, was Mozart in Frankfurt that, und wie er es anfing, sich „zweifelsohne gewiß etwas zu machen“. Am 14. Oktober gab er im Theater am hellen Mittage ein Conzert, über dessen Besuch wir nichts berichten können. Ein Contrabassist, der mitgespielt hatte, der längstverstorbene Ludwig, erinnerte sich noch in seinen alten Tagen, wie der Flügel auf der Bühne gestanden und der kleine, sehr lebendige und bewegliche Mann am Abend vorher während der Probe öfters von der Bühne über den Souffleurkasten hinweg in das Orchester gesprungen sei, sich dort sehr lebhaft und freundlich mit den Musikern unterhalten habe und ebenso rasch wieder auf die Bühne geklettert sei. Auch diesmal brachte Mozart nur eigene Werke zur Aufführung. Mit dem alten Papa Beecké spielte er ein Klavierconcert zu vier Händen. Daß er übrigens auch in Frankfurt wieder, wie in Prag und Leipzig, trotz aller „schwarzen Gedanken“ zu heiterer Geselligkeit wohl aufgelegt war, ist nicht zu bezweifeln. Seine Natur bedurfte dieser Ausgleichung, und nur wer in seiner Seele den tiefsten Ernst hegt und das stete Bestreben, in seinem Innersten mit sich und dem Leben fertig zu werden, vermag es heiter zu sein und selbst Andere in den Reigen der Freude hineinzuziehen. Abends soll er gewöhnlich mit dem Conzert-

meister Hoffmann, dem er sich sehr befreundete, in die Weinwirthschaft von Gran gegangen sein, und wie immer war er mit seinem liebenswürdigen Uebermuth auch hier der Mittelpunkt der Gesellschaft.

Auf der Rückreise von Frankfurt besuchte er auch Mainz, und es war damals, wo der berühmte Maler Tischbein, der kurz vorher mit Goethe in Italien gewesen war, das Portrait malte, welches in einem ausgezeichneten Stich von Sichling bekannt geworden ist. Obgleich es von den übrigen Bildern Mozarts beträchtlich abweicht, ja sogar in den Linien und Formen wenig von dem zeigt, was sonst Mozarts Portraits haben, so gewährt es doch in seinem Gesichtsausdruck die beste Vorstellung der eigenthümlichen Mischung von Geist und Lebensfreude, Laune und Schwermuth, die Mozarts Wesen war. Ja es erinnert im ganzen Charakter durchaus an das reizende kleine Bild, das von dem vierzehnjährigen Maestrino im Jahre 1770 in Rom gemalt ist und besonders in dem weitgeöffneten Auge die Eigenthümlichkeit Mozarts wie in der Knospe zeigt. Auch Tischbeins Bild hat um Mund und Augen jenen anziehenden Zug von gutmüthiger Schalkheit und das Offene und Freie, das Mozart eigen war. Wie sollte auch einem solchen Künstler der Geist eines Mozart entgangen sein! Gerade weil er ihn nie zuvor gesehen und jetzt nur auf kurze Zeit, aber in der ganzen Fülle und Lebendigkeit seines Wesens sah, erfaßte er dasselbe um so freier und reiner. Und wennauch die Züge nichts von der photographischen Genauigkeit an sich tragen, die das naive Holzrelief von Bosch und der Stich von Kohl zeigen, so gibt das Bild doch am besten den Eindruck wieder, den der geistig erregte Künstler bei einem heiteren Reiseaufenthalte auf den geistig erfassenden Künstler machte. In solcher Weise sahen den Meister diejenigen an, die seinen Genius verstanden. Alle andern Bilder sind mit handwerkerlichen Augen aufgefaßt. Und ist es auch bei Tischbein nicht die Wirklichkeit der Züge, mit denen unser Meister jedem Bürger auf der Straße begegnete, so ist es doch die Wahrheit des Künstlergeistes, den seine Zeit wie die Nachwelt bewundert und der allein fortlebt.

Auf der Weiterreise sah Mozart auch noch einmal sein geliebtes

Mannheim wieder. — Hatte das Leben Alles erfüllt, was es ihm dort noch zu versprechen schien? Damals gedachte er mit muthigem Jugendsinne an der Hand der Liebe die weite Welt zu erobern, und jetzt, jetzt hatte er kaum die Stätte, wo er ruhig sein Dasein bergen konnte, jetzt zwang ihn die häusliche Bedrängniß in der Fremde sein Brod zu suchen. Und war seinem Herzen das Glück geworden, das sich ihm in jenen Tagen als der schönste Schmuck des Lebens gezeigt hatte? Gewiß, er hatte an seiner Constanze ein treues Weib gefunden, die ihm des Tages Bedrängniß mit ihrer Liebe wohl zu erleichtern wußte, und wir sehen aus seinen Briefen, wie seine Neigung zu ihr stets nur zugenommen. Allein die poetischen Träume seiner Jugend waren — Träume geblieben, nur seine Kunst hatte sie ihm verwirklicht. Des Lebens strenge Anforderungen hatten ihn freilich längst über solche Wünsche des Herzens hinausgeführt, und nur zuweilen mochte durch seine Seele mit Sehnsucht das Bild jener „schönen Zeit der ersten Liebe“ ziehen. Doch er begann mit dem Leben bereits einen Abschluß zu machen, es verklärte sich sein Geist allgemach wieder zur Poesie der Jugend, und so war die Erinnerung an jene Tage im tiefsten Grunde versöhnend.

Auch manchen alten Freund fand er in Mannheim wieder und erneuerte mit ihm in der Erinnerung die heitere Jugendzeit. Wie immer war Musik der Mittelpunkt seiner Freuden, und überallhin wirkte sein Geist anregend und ordnend. Auf der Orgel der Trinitatiskirche spielte er zusammen mit dem spätern Hoforganisten Schultz, der, damals ein junger Mann, sich noch als achtzigjähriger Greis mit hoher Freude an dies Ereigniß erinnerte und auch erzählte, wie Mozart in der Probe zum Don Juan, der ihm zu Ehren gegeben ward, die langsamen Tempi des Kapellmeisters rügte und selbst lebhaftere angab. Am 24. Oktober war auch Figaros Hochzeit, wozu er ebenfalls die Tempos bestimmt hatte. „Ich kam in große Verlegenheit mit Mozart“, schreibt der Schauspieler Backhaus, „ich sah ihn für einen kleinen Schneidergesellen an. Ich stand vor der Thür als wir Probe hielten. Er kam und fragte mich nach der Probe ob man zuhören darf. Ich wies

ihn ab. ‚Sie werden doch dem Kapellmeister Mozart erlauben zuzuhören?‘ Jetzt kam ich erst recht in Verlegenheit.“

Von Mannheim ging die Reise über München. Dort wohnte er wieder bei seinem alten Freunde Albert, dem gelehrten Wirthe zum schwarzen Adler in der Kaufingergasse, und befand sich auch dort in der Menge seiner Bekannten recht behaglich, sodaß der Brief, den er anfang November an seine Frau schreibt, eine freundliche Färbung bekommt.

„Liebstes bestes Herzensweibchen“, schreibt er, „was mir das weh thut, daß ich bis Linz warten muß, um von Dir Nachricht zu haben, das kannst Du nicht glauben. Geduld, wenn man nicht weiß, wie lange man sich an einem Orte aufhalten wird, so kann man auch keine bessern Anstalten treffen. Ich habe (ohngeachtet ich gern lange bey meinen alten Mannheimer Freunden bleiben möchte) nur einen Tag hier bleiben wollen, nun muß ich aber bis zum 5. oder 6. bleiben, weil mich der Kurfürst wegen des Königs von Neapel zur Academie gebeten hat. Das ist wirklich eine Distinction. Eine schöne Ehre für den Wiener Hof, daß mich der König in fremden Landen hören muß! Daß ich mich mit den Cannabichschen, la bonne Ramm, Marchand und Brochard gut unterhalte und recht viel von Dir, meine Liebe, gesprochen wird, kannst Du Dir wohl einbilden. Ich freue mich auf Dich, denn ich habe viel mit Dir zu sprechen. Ich habe im Sinne, zu Ende künftigen Sommers diese Tour mit Dir, meine Liebe, zu machen, damit Du ein anderes Bad versuchest, dabey wird Dir noch die Unterhaltung, Motion und Luftveränderung gut thun, so wie es mir herrlich anschlägt; da freue ich mich recht darauf und Alles freuet sich.

Verzeihe, wenn ich Dir nicht so viel schreibe, als ich gern möchte; Du kannst Dir aber nicht vorstellen wie das Gereiß um mich ist. Nun muß ich zu Cannabich, denn es wird ein Concert probirt. Adieu, liebes Weibchen; auf diesen Brief kann ich nach meiner Rechnung keine Antwort hoffen. Leb wohl, meine Liebe, ich küsse Dich Millionenmahl und bin ewig

Dein Dich bis in den Tod liebender Mozart.“

Das ist der letzte Brief, den er von der Reise schrieb. Auch

diesmal kehrt er ohne den erhofften Gewinn nach Hause zurück. So konnte nur ein Theil des Silbergeräthes, das wegen der Reise „studiren“ gegangen war, eingelöst werden. Zudem entwendete der uns genügend bekannte Clarinettist Stadler, der die Einlösung besorgen sollte, höchst wahrscheinlich noch den Versatzzettel aus Mozarts stets offener Schatulle, sodaß der Rest des Geräthes ganz verloren ging. In diesen Tagen war es, wo der Hausmeister aus der Silbernen Schlange ihn mit Constanze im Zimmer umhertanzend gefunden hatte. Wie sehr willkommen mußte unserem Meister also das Anerbieten sein, das ihm der Violinspieler Salomon aus London machte, in der nächsten Zeit dorthin zu kommen. J. P. Salomon, von Geburt ein Bonner, hatte bereits den alten Freund Haydn, der so eben durch des Fürsten Esterhazy Tod unabhängig geworden war, für die Conzerte seiner musikalischen Gesellschaft unter Bedingungen gewonnen, die für jene Zeit glänzend waren. Nach Haydns Rückkehr sollte dann unter gleichen Bedingungen Mozart folgen. Der Abschied der beiden edlen Männer war rührend. War doch der alte Papa in Wien der einzige Künstler, der unsern Meister ganz verstand und es zugleich gut mit ihm meinte! Mozart fand wie die andern Freunde Haydns diese Unternehmung sehr gewagt und deutete auf die Schwierigkeiten hin, die ein bejahrter Mann, zumal wenn er nicht gewohnt sei, sich in der großen Welt zu bewegen, unter einem fremden Volke, dessen Sprache er nicht einmal verstehe, zu überwinden habe, Haydn aber meinte, er sei zwar alt, — er zählte damals 59 Jahre, — aber munter und bei Kräften und seine Sprache verstehe man durch die ganze Welt. Am Tage der Abreise ging Mozart nicht von seiner Seite. Er speiste bei ihm, und als der Abschied kam, sagte er zu Thränen gerührt: „Wir werden uns wohl das letzte Lebewohl in diesem Leben sagen.“ Auch Haydn war tief bewegt und dachte an seinen Tod, der dem so viel älteren Manne wohl näher stehen konnte, er suchte Mozart zu beruhigen und zu trösten. Allein dessen Ahnung war richtig. Noch in London erfuhr Haydn seines Freundes Tod und weinte bittere Thränen.

In diesen Tagen der Kümmerniß schrieb Mozart auch jenes Stück für ein Orgelwerk in einer Uhr, welches so tief ergreifend den großen Kampf seiner Seele darstellt und dem nach wenig Monaten, am 3. März 1791, das zweite größere folgte, welches jene inneren Prozesse noch deutlicher enthüllt. Freilich das Quintett in Ddur, das im Dezember 1790 „auf die sehr thätige Aneiferung eines Musikfreundes" geschrieben war und den Meister durch eine würdige Anspannung seiner Kräfte von den materiellen Sorgen des Lebens befreien helfen sollte, und das Klavierconcert in Bdur aus dem Januar 1791 haben bereits etwas von der idealen Heiterkeit und der ernst-milden Haltung, die in wundervollem Wohlklange den Sieg der ewigen Natur in unserem Meister verkündigten. Allein was dem vorausgegangen, verrathen uns jene Orgelwerkstücke. Ob sie gleich bestellt waren und zwar von Graf Deym für sein Müllersches Kunstcabinet als Trauermusik zu einem „Mausoleum" des Feldmarschalls Laudon, sind sie doch wie aus innerem Drange geschrieben. So voll war des Meisters Seele von den höchsten Dingen, daß eine rein äußerliche Anregung genügte, um ihn zum lautesten, ergreifendsten Aussprechen seiner Leiden zu bringen. Diese kleinen Stücke bergen in sich eine ganze Welt von Musik wie von psychologischen Vorgängen. Das erste ist weniger bedeutend, es zeigt in der Weise Händels jenes Aussprechen des energischen Wollens, das bei diesem Meister das Hervorragende ist, es hat die sichere Ueberzeugungskraft dieses männlichen Geistes. Allein die kleine Einleitung, die dem Hauptsatze vorausgeht, überragt die Seelenäußerungen Händels in einer Weise, daß man selbst das Größte dieses großen Meisters vergessen könnte. Und doch ist das kleine Stückchen, so wie es am Schlusse wiederkehrt, in der Fülle und Tiefe seiner Empfindung, in der herzergreifenden Klage und dem Ausdrucke unauslöschlichen Sehnens noch gesteigert. Das zweite größere hat sich noch bestimmter der Sprache bemächtigt, mit welcher der deutsche Tiefsinn sein innerstes Gut auszusprechen bemüht war. Es ist eine Fuge von sehr großartiger Anlage, und hier erkennt man, wie durch die Berührung mit dem norddeutschen Geiste, der eine vertieftere Auffassung des

Lebens überhaupt herbeigeführt hatte, in Mozarts Seele Töne wachgerufen waren, die er selbst vorher kaum gekannt hatte. Nicht eine Fuge zu schreiben und den Meister der Meister in diesem Style, den alten Seb. Bach nachzuahmen, war sein Ziel, sondern es gohr und drängte in seiner innern Seele: mit überstürzender Gewalt kämpften die Gefühle gegeneinander, ringelnd stiegen die Schlangen des Schmerzes und der Reue aus der Tiefe des Herzens empor, und eng verschlungen drängten sich die schmerzlichen Vorstellungen ans Licht, welche die Reihe der Jahre in ihm so reichlich gehäuft hatte. Wie mit einem Schrei der furchtbarsten Noth stürzte die ganze Fluth der herben Empfindungen aus seiner Brust hervor und wählte die Sprache, in der die ganze Mannichfaltigkeit dieser Zustände wie ihre unendliche Verschlingung, ihr rastloses Gähren sich darstellt. In diesem Werke erkennen wir die volle Tiefe der Mozartschen Natur, die nicht ruht, als bis sie die höchsten Dinge mit Sicherheit erfaßt oder doch sich in ahnende Nähe gebracht hat. Hier redet der Faust, der auch in Mozart lebte und der, nachdem er an des Lebens Freud und Leid sich völlig ersättigt, nicht abläßt zu fragen, was denn der Sinn, was der Endzweck aller dieser Dinge sei? Auch er ringt nach Erkenntniß, und wenn auch in seiner Weise der dunklen Vorstellung und des ahnenden Gefühls; so doch mit nicht geringerem Drange, mit nicht geringerer Macht. Auch in ihm ist das Sehnen nach einem dauernden Besitz mit tiefem Erschauern des Innern wach geworden, und sein Herz ruft in brennendem Verlangen nach den Wassern der ewigen Wahrheit, deren holder Schein, so wie ihn das Schöne bietet, selbst ihm jetzt kaum noch genügen will. Mit furchtbarem Ernste nimmt er diese Frage in sein Herz, und in der That, er hat Antworten darauf gegeben, die keinem Hamlet, keinem Faust nachstehen.

In einer solchen Seelenstimmung befand sich also Mozart, als ihm durch eine jener seltenen Fügungen des Schicksals ein Werk zur Composition übertragen wurde, in dem sich zum Beschlusse seines Lebens alles was in seiner Seele an Kampf und Ringen, wie an Sieg und Gewinnen vorgegangen war, in herrlichster Weise offenbaren sollte. Das war die „Zauberflöte“.

Mit diesem Werke hat es eine eigene Bewandtniß. Der Anlaß zu seiner Entstehung ist unbedeutend und rein zufällig, der Grund ein tiefer und nothwendiger. Wird doch dem, dessen Seele an dem Höchsten hängt, unter den Händen alles zum Mittel sein tiefes Schauen zu offenbaren, und Mozart vor allen war glücklich, als er wieder Gelegenheit fand sich durch künstlerisches Schaffen sowohl seiner Bedrängniß zu entledigen, wie die schöne Harmonie seines Herzens, die tiefe Versöhnung, die sein Geist endlich gefunden hatte, in der reinsten Weise auszusprechen. Hiermit verhielt es sich aber so.

Wir sahen bereits, wie Mozart im Jahr 1780 in Salzburg die Bekanntschaft des Theaterunternehmers Emanuel Schikaneder machte und wie dieser schon damals des jungen Künstlers Talent für sich zu verwerthen verstand. Dieser zweite Serlo war seitdem in manchen Gebieten unseres damals noch so vielgestalteten Vaterlandes umhergezogen, hatte nach seiner abenteuernden Weise Manches unternommen Manches wieder aufgegeben, bald in Ueberfluß schwelgend bald darbend, jedoch stets mit weitem Gewissen und weltkundigster Gewandtheit die Menschen und ihre Verhältnisse zu seinem Vortheile benutzend. So hatte er auch seit einigen Jahren ein kleines hölzernes Theater, das kaum mehr als eine Bretterbude war, im Stahrembergischen Freihause auf der Wieden errichtet. Die Concurrenz, die ihm die Bühne in der Leopoldstadt mit ihrem Kasperl machte, und mancherlei mißlungene Speculation hatten wieder einmal seine Verhältnisse völlig zerrüttet, und er war in Gefahr mit seinem Unternehmen ganz zu Grunde zu gehen. Mozart, der ja heitern Umgang liebte, auch ohne viel auf besondere Lebensstellung zu achten, war mit der Schikanederschen Truppe schon lange in Verkehr gewesen und hatte mit diesen munteren Leutchen manche Stunde fröhlichen Zusammenseins verbracht, indem er sich ihnen wie immer auch durch sein Können gefällig zeigte. Es existirt eine Baßarie mit obligatem Contrebaß, die er für Pischlberger und Gerl geschrieben hat, beide waren bei Schikaneder angestellt. Auch hatte Gerl eine sehr hübsche und liebenswürdige Frau, die frühere Demoiselle Reisinger, die Mozart gern

sah und der er nach seiner heiteren Weise den Hof machte. Schikaneder nun wandte sich auch in der jetzigen Noth an seinen Freund — es war im Frühjahr 1791 — und stellte ihm vor, daß er verloren sei, wenn er nicht eine ganz besondere Zugoper bekomme: einen vortrefflichen Stoff habe er bereits entdeckt, eine Zauberoper, und Mozart sei der rechte Mann, die Musik dazu zu schreiben. Mozart, sosehr ihm Schikaneder seine große Noth schilderte, weigerte sich diesmal entschieden. Doch als dann, so heißt es, Schikaneder auch die liebenswürdigen Bitten der Madame Gerl zu Hülfe zog, widerstand er nicht länger und erklärte sich bereit. War es ja am Ende für ihn selbst das Liebste und Beste, was er kannte, eine Oper zu schreiben. Allein „wenn wir ein Malheur haben", sagte er, „so kann ich nichts dazu, denn eine Zauberoper habe ich noch nicht componirt."

Mozart befand sich damals ebenfalls in der bedrängtesten Lage. Seit Monaten lag seine Frau wieder krank, und ein längerer Aufenthalt in Baden war von dem Arzte bereits angekündigt worden. Er hatte also auch auf die mögliche Einnahme von dieser neuen Oper zu rechnen. „Auf des Hoffmeisters seinen giro" war sicher nicht viel eingelaufen und an Bestellungen fehlte es noch immer. So war der jetzige Auftrag auch nach dieser Seite hin nicht unwillkommen. Schikaneder freilich vermochte jetzt nichts zu zahlen. Zwar hatte er hundert Dukaten versprochen, aber Mozart, der seine Umstände kannte, war mit ihm übereingekommen, wenn die Oper gefalle, wolle er mit dem Ertrag zufrieden sein, den der Verkauf der Partitur an andere Bühnen gewähre. Doch es wurde auch dieses Versprechen nicht gehalten. Als Mozart erfuhr, daß andere Theater bereits Copien der Oper von Schikaneder erworben hatten, war seine einzige Antwort: „Der Lump!"

Schikaneder machte sich sogleich nach der Verabredung an die Bearbeitung seines Zaubermärchens und richtete das Ganze so ein, daß er, ein Hauptpossenreißer, in dem von ihm erdachten Federcostüm recht viel populäres dummes Zeug zu singen bekam. Ebenso rasch war Mozart mit der Musik zur Hand, und damit die mancherlei Veränderungen, die nach des Maestros feiner Fühlung für das

Dramatische und Wirkende am Texte und nach des Directors Absicht auf das, was dem Publikum gefalle, an der Musik vorzunehmen waren, recht rasch und geschickt vor sich gehen konnten, räumte Schikaneder, der obendrein wohl wußte, wie Mozart trotz allem Eifer stets schwer zum Aufschreiben zu bringen war, und der auch den guten Einfluß der freien Natur auf seine Schaffensgeister kannte, ihm den kleinen Gartenpavillon im mittleren großen Hofe des Freihauses dicht neben dem Theater ein. Hier schrieb der Meister, dessen Frau bereits nach Baden gegangen war, ungestört an dem neuen Werke und zwar mit solchem Eifer, daß schon im Juli die Musik soweit fertig war um die Proben beginnen zu können.

Schikaneder, der selbst ein lustiges ja leichtfertiges Leben führte und jede Art des Genusses liebte, hatte dafür gesorgt, seinen Maestro stets in guter Stimmung zu erhalten und wenn er, müde von der Arbeit, einer Erfrischung bedurfte, ihm dieselbe reichlich zu gewähren. Auch der leichtgeflügelte Freund Stadler begegnet uns in dieser lustigen Gesellschaft, die den tiefbeschäftigten Meister damals ganz in ihre Schlingen zu ziehen wußte, und man begreift leicht, wie Mozart, dessen Seele so ganz an den höchsten Dingen hing, sich arglos diesem Treiben hingab, das ihm obendrein Sinne und Phantasie in lebhaft schwingender Bewegung erhielt. Ihn beschäftigte etwas Tieferes, ihm erregten höhere Dinge das Herz als diese Freuden des Lebens, die seine Sinne genossen, derweilen sein Geist in der Anschauung des Ideals versunken war. Es ist schwer ein klares Bild von der Geistesstimmung zu gewinnen, in der unser Meister damals lebte. Wohl fühlte er tief, daß die Bande, die uns an das irdische Dasein fesseln, sich allgemach lösten. Er hatte nichts mehr gemein mit dem Leben, und es drängte ihn nur, auch das Beste was er wußte auszusprechen, ehe er ganz von dannen ging. Hatte er doch noch so gar viel zu sagen, und war ihm nicht dazu gerade jetzt die beste Gelegenheit geboten? — Schikaneder freilich, nach seiner lebensklugen Art, benutzte diese Stimmung des Meisters möglichst zu seinem Vortheile, und Mozarts damaliger Schüler Hummel erzählte von den Lustbarkeiten,

zu denen Schikaneder, dem es um die Zauberflöte zu thun war, ihn verlockte, erklärte es jedoch ausdrücklich für unwahr, daß Mozart sich außer diesen Gelegenheiten je der Schwelgerei überlassen habe. Und man erfährt aus dem Eindruck, den Mozarts schneller Tod auf den Letztern machte, wie sehr er sich einer bösen Verführung des geistig und körperlich überreizten Freundes schuldig fühlte. Die Nachricht ergriff ihn aufs heftigste. Er ging umher und schrie laut auf: „Sein Geist verfolgt mich allenthalben, er steht immer vor meinen Augen.“ Allein die Nemesis sollte weit schrecklicher auftreten. Schikaneder starb, nachdem er noch manches Jahr sein unordentliches Dasein fortgeführt, in Dürftigkeit und Wahnsinn.

Wir Nachgeborenen freilich sind diesem Manne wieder versöhnt, denn es schloß sich an seine närrischen Einfälle diesmal noch ein Anderes, Bedeutenderes an, das Anlaß zu tiefsten Enthüllungen durch die Musik wurde. Zwar dem Theaterunternehmer zulieb hatte Mozart sich auch schon an dem arabeskenhaft Schönen des bloßen Märchens schaffend betheiligt, und die Introduction der Oper beweist wieder, daß er den ganzen Zauber der blos spielenden Linien kannte und wohl wußte, welch sinnvolle Schönheit sich auch hier entfalten lasse. Als man nun aber gar in dieses heitere Spiel einen tieferen Ernst verflocht, da entzündete sich seine Seele zu hellem Brande. Der erste Act der Oper war nämlich bis auf das Finale fertig. Da ergibt sich, daß die Bühne in der Leopoldstadt denselben Stoff zur Aufführung vorbereitet. Bald darauf erscheint auch „Kaspar der Fagottist“ oder „Die Zauberzither“ mit der Musik des beliebten Volkscomponisten Wenzel Müller und gewinnt durch die Hanswurstiaden des noch beliebteren Komikers Laroche und durch glänzende Decorationen den größten Zulauf. Schikaneder geräth in Verzweiflung, sein schönster Plan ist zerstört, seine einzige Hoffnung abgeschnitten. Allein wie immer weiß er sich auch hier schnell zu fassen: er beschließt die Pointe des Stückes umzukehren und aus dem bösen Zauberer, der die Tochter der „Königin der Nacht“ geraubt hat, einen Weisen und erhabenen Menschenfreund zu machen, das heißt in Sarastro die Humanitätsideen darzustellen, die damals Jedermann beschäftigten. Wir wissen nicht,

wer zuerst auf diesen Gedanken kam, die Freimaurerei in den ursprünglichen Zauberstoff zu verweben. Aber sicher war es der glücklichste Einfall von der Welt, denn einmal war nun das Stück des ungetheilten Beifalls des Publikums gewiß, und dann vor allem war Mozart fortan auf eine ganz andere Weise für den Gegenstand innerlich gewonnen.

Es hatte nämlich Kaiser Leopold, wie er ja in allen Dingen seinem Vorgänger entgegentrat, auch den Freimaurerorden aufgehoben. Dies ward zum allgemeinen Signal, die Ideen des Ordens erst recht zu preisen und in jeder Weise zur Schau zu tragen. Welche Gelegenheit konnte nun wohl günstiger sein, als unter dem Gewande ägyptischer Priesterweisheit in einem orientalischen Märchenspiel die schönen Empfindungen und Gedanken des Ordens in harmloser und zugleich durch den Reiz der Kunst tief eindringender Weise öffentlich zu predigen? Vielleicht war dazu von der Loge selbst die Anregung ausgegangen. Gewiß daß dem Theaterunternehmer diese Sache sehr einleuchtete und daß er es sich gern gefallen ließ, wenn Ludwig Gieseke, der bei ihm Chorist war, sich bereit erklärte, diese neuen ernsteren Partien des Werkes zu verfassen, denn dazu reichte die bloße Versmacherei eines Schikaneder doch nicht aus.

Und nun gar Mozart!

Wir wissen, wie gut freimaurerisch er war, und durch diese weihevollen Vorgänge, die das Kleid fremder Zustände und ferner Jahrhunderte trugen, durfte er ungestört ausdrücken, was weit über Moral und Dogma hinaus von wahrhafter Tugend und Gottesempfindung in seiner Seele lebte. Nun strömte es wirklich hervor, was ihm im Herzen so rastlos gegohren und so herrliche Versöhnung gefunden hatte. All das Streben zum Guten, das die letzten Jahre in so echt menschlichen Schmerzen erfüllte, die heiße Sehnsucht nach einem dauernden Besitz, all die Hoheit der Selbstüberwindung, sowie sie ihm als Lösung des Räthsels von dem Glück des Lebens erschienen war, mochte er jetzt in die Gesänge des heiligen Kreises und seines Oberpriesters legen, — von dem feierlich reuevollen Insichgehen, wozu der düstere Gesang der gehar-

nischten Männer die „Wandernden“ ermahnt, bis zu der himmlischen Versöhnung, mit welcher der leuchtende Chor der Priester den Geläuterten die Einweihung verkündet. Und was war ihm jetzt daran gelegen seinem Textmacher und Theaterdirector, der stets nur den äußeren Erfolg im Auge hatte, in all seinen Anforderungen nachzugeben und so populär zu schreiben wie dieser wollte! Behielt er doch immer die Stellen für sich, in er denen seine eigene Seele sich austönen lassen konnte.

Schikaneder pflegte später viel mit dem Antheil zu prahlen, den er an der Musik zur Zauberflöte habe, und that sich besonders viel darauf zu gute, daß er dem Mozart fast die Hälfte der Partitur gestrichen habe. Er freilich wußte genau, womit er auf der Bühne Effect mache, und plagte seinen Maestro unausgesetzt um die einfachst volksmäßigen Melodien, die dieser auch mit so wunderbarem Geschick zu erfinden wußte, daß sie in dem Ohre des Kindes, in dem Herzen jedes unbefangenen Menschen widerhallen. Ja er ließ sich sogar herbei, Schikaneder zulieb ein oder andere Sachen ganz und sogar mehrmals umzuschreiben, und achtete dabei genau auf die Art, wie der lustige „Vogelfänger“ es wünschte. Bewundernswerther als diese Nachgiebigkeit eines Künstlers, dem doch seine hohe Sache sosehr am Herzen lag, ist die Beweglichkeit und Fruchtbarkeit seiner Phantasie, die aus dem geringsten und sogar trivialen Motive sogleich eine Melodie, ein Musikstück erfand, das den höchsten Adel der Kunst an sich trägt, ohne die kindliche Natürlichkeit je auch nur im mindesten zu verlieren. So ist es mit dem Liede: „Ein Mädchen oder Weibchen“ und mit den beiden Duetten „Bei Männern, welche Liebe fühlen“ und „Papageno“, deren Anfang Schikaneder seinem Maestro vorgeträllert haben soll. Und wie sicher der Impresario sich dabei fühlte, beweist folgendes Billet aus jenen Tagen: „Lieber Wolfgang! Derweilen schick ich Dir Dein Pa-Pa-Pa zurück, das mir ziemlich recht ist. Es wird's schon thun. Abends sehen wir uns bei den bewußten Beweisen. — Dein E. Schikaneder.“

Nicht störte alles dieses unsern Meister, dessen Geist die Dinge zu erfassen strebte, die über allem Dasein schweben, und dem dieses

Spiel des Lebens, an dem ein Schikaneder sich erfreute, eine heitere Thorheit war, die er mild lächelnd hinnahm und als Contrast künstlerisch verwendete. Ja sein Sinn war durch die stete Hinwendung auf das Hohe und Ewige so geschärft für den Lebenskeim, der auch im kleinsten Dasein liegt, daß sich jetzt erst recht die hohe Fähigkeit seines Geistes beweist, die Dinge nach ihres Wesens Kern zu ergreifen und künstlerisch darzustellen. Denn so kindisch das Märchenspiel ist, das in diesem „angenehmen Spektakel" vor sich geht, so birgt sich doch in seinem Hintergrunde die Wahrheit wirklichen Lebens. So waren die Wiener von ehemals: so genossen sie ihr Dasein in unbefangener Freude und hatten ihre Lust an Wein und Liebe, so ergingen sie sich in harmlosen Scherzen, waren schwatzhaft und naschig und besprachen die Freuden des Gaumens mit einem Behagen und die Süßigkeiten der Liebe mit einer Wichtigkeit, als seien diese Herrlichkeiten erst so eben entdeckt worden. Und nicht anders war auch Mozart. In seiner Weise freute er sich kindlich mit den Wienern, liebte wie sie „Backhähndln" und Wein und heitern Verkehr und wollte in keiner Weise mehr sein als sie. Und wenn ihn auch in nachdenklichen Stunden sein Genius zurufend warnte, so mochte seine Antwort sein: „Ja, thöricht, aber doch schön!" — und seine rasch schaffende Phantasie hob ihn bald weit wieder über alle diese Dinge empor. So wie es in der Zauberflöte ausgesprochen ist, schwärmte aber auch der edelempfindende Theil der Nation damals von Gott und Unsterblichkeit. Die ernsteren Partien des Werkes, die uns mit ihrer wunderbaren Weihe wahrhaft erhebend anwehen, sind der Ausdruck der reinsten Empfindungen jener Zeit. Und Mozart vor allen war es ja mit diesen Dingen Ernst. Er grübelte freilich nicht viel über den Werth oder Unwerth der Wahrheiten, die sein Orden hegte. Sein Inneres war voll inniger Hingebung für diese Lehren, deren bester Sinn, reines Vertrauen zu den Menschen und innerster Drang sie zu beglücken, ihm ja wie angeboren war.

Die gesammte Geistesstimmung unseres Meisters war allgemach eine religiöse geworden. Gerade des Lebens härtestes Drängen hatte ihn gelehrt, sich in das Walten des Ewigen in Ergebung

zu fügen, und dieses stille Gottvertrauen bildete fortan die wohlbewußte Grundstimmung seiner Seele.

„O goldne Ruhe steig' hernieder,
Kehr' in der Menschen Herzen wieder" —

diese Worte der Zauberflöte sprechen das innere Heimweh aus, das Mozarts Herz ietzt ganz ergriffen hatte. Wie so tief er sich dem Himmlischen entgegensehnte und schon sichtbar nahe fühlte, das erkennen wir auch aus dem berühmten Ave verum, welches er am 18. Juni dieses Jahres seinem Freunde, dem Chorregenten Stoll in Baden, zu Gefallen componirt haben soll und das uns in der That auf einen schönen Augenblick allen irdischen Nöthen zu entrücken vermag. Zwar mußte er auch damals wieder seinen Freund Puchberg bitten, ihm mit etwas Wenigem auszuhelfen, weil er merke, daß man sowohl wegen Quartier als auch wegen Kost und Bad gern etwas Geld sehen möchte. Allein das berührte ihn damals nicht mehr, da es obendrein nur auf wenig Tage ankomme, so werde er in seinem Namen fl. 2000 empfangen. Und welch schöne Heiterkeit jetzt auf seinen Tagen ruhte, erfahren wir aus dem folgenden Briefe an seine Frau, die also mit ihrer Schwester Sophie wieder in Baden war.

„Mein theuerstes Weibchen", beginnt er am 7. Juni 1791 auf französisch, „ich schreibe diesen Brief in dem kleinen Zimmer bei Leutgeb (einem Salzburger Hornisten), wo ich diese Nacht ausgezeichnet geschlafen habe, und ich hoffe daß mein liebes Weibchen diese Nacht ebenso gut zugebracht hat wie ich. Ich werde auch diese Nacht hier zubringen, weil ich Leonore (die Magd) entlassen habe und ganz allein im Hause sein würde, was nicht angenehm ist. Ich erwarte mit viel Ungeduld einen Brief der mich benachrichtigt, wie Ihr den gestrigen Tag zugebracht habt. Ich zittre wenn ich an das Antonsbad denke, denn ich fürchte immer die Gefahr des Fallens auf der Treppe beim Hinausgehen, und befinde mich zwischen Hoffnung und Furcht, eine sehr unbehagliche Lage! Wenn Du nicht in diesem Zustande wärest, würde ich weniger fürchten. Aber lassen wir diese traurige Idee, der Himmel wird sicher Sorge getragen haben für meine liebe Stanzi-Marini. —

Diesen Augenblick erhalte ich Dein liebes Schreiben, und sehe daraus mit Vergnügen, daß Du gesund und wohl auf bist. — Mad. Leutgeb hat mir heute das Halsbindel gemacht, aber wie! Lieber Gott! ich habe freylich immer gesagt: so macht sie's! — es nutzte aber nichts. Mich freut es, daß Du guten Appetit hast, wer aber viel ißt, muß auch viel .... gehen wollte ich sagen. Doch ist es mir nicht lieb, wenn Du große Spaziergänge ohne mich machest. Thue nur alles was ich Dir rathe, es ist gewiß von Herzen gemeint. Adieu liebe — einzige! Fang Du auch auf in der Luft, es fliegen 2999 und 1/2 Küsse vor mir, die aufs aufschnappen warten. — Nun sag ich Dir etwas ins Ohr — — — Du nun mir — — — nun machen wir den Mund auf und zu, immer mehr — und mehr — — endlich sagen wir — es ist wegen Plumpi — Strumpi. Du kannst Dir nun dabei denken was Du willst, das ist eben die Comodität. — Adieu. 1000 zärtliche Küsse. Ewig Dein Mozart."

So in harmlosem Scherz gab er sich auch jetzt jeder frohen Regung hin. Nun er in seinem Herzen sozusagen mit des Lebens Spenden abgeschlossen hatte und nicht weiter Freude noch Glück begehrte, konnte sein Auge mit ruhigem Blicke des Daseins Gebiete überschauen, und er sammelte wie zum Scheidegruße in seinem Geiste Alles, was ihm das Leben je Holdes und Lebenswerthes gezeigt hatte. Dieses legte er dann in dem letzten seiner dramatischen Werke nieder, und darum bekundet auch keins derselben sosehr gerade die menschliche Eigenthümlichkeit seines Erschaffers. Erst die Zauberflöte zeigt unsern Meister in der ganzen Liebenswürdigkeit seines Herzens wie in der Hoheit seines Geistes. Erst sie stellt in voller Reinheit die Ideale dar, die ihm der Lauf durch das Leben nicht blos gelassen, sondern sogar geschaffen hatte. Sie zeigt Typen, die sogut wie die Gestalten Shakspeares und Goethes aller wirklich dichterischen Kunst später von bestimmender Bedeutung geworden sind.

Zunächst Tamino. Wo ist ein Jüngling, der reiner liebte? — Dies fürwahr ist mehr als alle andern Gestalten der Phantasie Mozarts das Bild seines eigenen Herzens, dies ist Mozart ganz

und gar. Zunächst nur ein Herz, das für alles Ideale schwärmt, — das in jugendlicher Begeisterung der „Lieb' und Tugend Heiligthum" sucht, das im unerfahrenen Eifer der Wahrhaftigkeit sogleich bei der ersten Täuschung schmerzvoll in die Worte ausbricht: „So ist denn alles Heuchelei?" — das aber ebenso leicht wieder mit der Gläubigkeit der Unschuld auf die Zurede des erfahrenen Mannes hört und, als ihm auch hier noch nicht völlig Licht wird, sich wohl zu der sehnsuchtsvollen Frage aufwirft:

„O ew'ge Nacht, wann wirst du schwinden?
Wann wird das Licht mein Auge finden?"

aber, sobald ihm von unsichtbaren Mächten die Verheißung einer baldigen Lösung zu Theil wird, sich in kindlicher Ergebung bescheidet und, als ihm auch nur ein Stücklein seiner Hoffnungen und Wünsche erfüllt wird, mit rührender Dankbarkeit Worte zum Himmel singt, die erst ganz und gar die schöne Reinheit und tiefe Bescheidung seines Innern enthüllen! — Das ist Mozarts eigene Seele, und das alles legte er in jenes Recitativ nieder, wo sich Tamino mit dem Priester unterredet. Hier ist jeder Ton so sinnvoll bedeutend, daß wir fühlen, es galt dem Meister mehr als blos schöne Musik zu schreiben. Er sprach seines Herzens innerstes Meinen aus, seiner Seele Sehnen nach dem ewigen Lichte, und so tief, so schön, so rein, daß dieses persönliche Empfinden zum Empfinden aller wird, die Menschen heißen. Dieser Jüngling hegt in seiner Brust die lebendige Ahnung des Höchsten, er sucht es, sehnt sich darnach und es gilt ihm mehr als alle Dinge, welche die Welt ihm bietet. Allein er sucht es mit der Bescheidenheit eines Herzens, dem es Gewißheit ist, daß keinerlei stürmisches Begehren, keinerlei eigensüchtiges Wollen dieses Höchste jemals erringt, daß es vielmehr ein Geschenk des Himmels ist, dem in Sehnsucht geöffneten Herzen freiwillig dargereicht. Geht nicht dieser Zug durch Mozarts ganzes Leben? Hat er nicht von je auf die äußeren Güter verzichtet, um die inneren um so gewisser zu gewinnen?

Doch weiter!

Dieser Jüngling, den nichts beseelt als eine träumerische Ah-

nung des Höchsten, eine warme Neigung zu allem Edlen, wird mit einem Schlage von jener holden Leidenschaft ergriffen, in der wir wähnen der Himmel steige zu uns nieder und in dem einen geliebten Wesen sei die Summe aller Wesen befangen. Zwar ist es zunächst nur ein Bildniß, was „sein Herz mit neuer Regung füllt". Allein das Anschauen erfüllt ihn wirklich und ganz mit dieser Regung, erfüllt ihn innigst und mit all jenen Wandlungen der Empfindung, welche das unerfahrene Herz in dem ersten Begegnen der Liebe durchlebt: Gefallen, Sehnsucht, Zweifel wechseln mit dem unsäglichen Entzücken der Gewißheit. Wir glauben es, wir sehen es, wir hören es, unser eigenes Herz glaubt es mit zu erleben, wenn es den Tönen folgt, in denen sich diese Vorgänge so unendlich schön aussprechen, wir sind überzeugt, dieser Jüngling liebt, er liebt von Herzen. Und wie liebt er, der kaum Berührte, schüchtern Unerfahrene? Keusch wie das Licht des Mondes und so innig, so selig, wie nur erste Liebe liebt. In vollen Strömen des Glückes ergießt sich sein Herz über das „bezaubernd schöne Bildniß", und seligste Gewißheit redet laut aus dem „Ewig, ewig wäre sie dann mein!"

Aber durch alle sehnsuchtsvolle Gluth des neuerwachten Liebesgefühls schimmert wie durch einen zarten Schleier doch wieder der Grund der Seele dieses Jünglings hervor, auf dem die zarte Bescheidung ruht. Kaum wagt er das holde Glück anzunehmen, das ihm geboten, kaum es zu wünschen. Wo in der Welt gewann Mozart, der längstverheirathete Mann diese Töne der reinsten Jugendneigung? Wie verrathen sie die Unschuld des Herzens, das man so oft geschmäht! Wie eine Reinheit des Empfindens, die ihresgleichen nicht hat! Ewig werden diese Töne leben, sie werden leben, solange es Menschen gibt, die in voller Lauterkeit des Herzens dem holdesten Zuge der Natur folgen! Nichts weiß diese Liebe von jener Heftigkeit des Begehrens, nichts von der zehrenden Gluth, die dieses schönste Empfinden so manchmal schmerzlich trübt. Sie verharrt durchaus in der Ahnungslosigkeit der Jugend, sie ist jene schöne Art, die mit der Liebe das Ideal verbindet. Denn wiederum kennt dieser Jüngling etwas Höherstehendes, als sein

eigenes Empfinden rücksichtslos geltend zu machen, wieder verknüpft er mit der Fülle und Tiefe des eigenen Gefühls das Maß, das er von der Liebe zum Höchsten und Ewigen genommen. Blickt hier nicht wieder des Meisters eigenes Herz mit so offenen Augen hervor, daß wir mit Entzücken in dies milde Licht schauen und uns verwundern, daß dieser Mensch so ganz einzig und rein geschaffen ist wie sonst wir Sterblichen nicht?

Neben Tamino steht Pamina, an Unschuld wie an Innigkeit der Empfindung ihrem „Jünglinge“ so durchaus gleich und doch wieder so eigenartig weiblich. Auch auf sie, das kaum erschlossene Jugendwesen, das in aller Ahnungslosigkeit der reinen Seele zur holdesten Erscheinung aufgeblüht ist, fällt das eine Gefühl, das die Geschlechter verbindet, wie mit einem Zauberschlage von oben und füllt sogleich ihr ganzes Dasein aus. Auch sie hat nichts von dem Begehren, das nur der niedern Leidenschaft eignet, und doch wirft sie sich in der Ueberfülle ihrer Empfindung mit der holden Rückhaltlosigkeit der wahren Liebe sogleich beim ersten Begegnen dem Geliebten an das Herz, den reinen Mund zum reinen Kusse bietend. Was sind diese wenigen Töne! Nie ward vollendeter die Seligkeit zweier Herzen geschildert, die einander in der gleichen Empfindung begegnen. „Du bist's, er ist's! Es ist kein Traum!“ — wir fühlen es den Tönen an, wie diese beiden Herzen entzückt einander entgegenstürzen und wie der kleine Gang, wo ihr Empfinden miteinander geht, die selige Gewißheit ausspricht, daß sie so all ihre Tage miteinander gehen werden. Das ist das Weib, dem die Liebe alles ist, das in der Liebe aufgeht und durch sie erst ihr volles Aufblühen erhält. Hier ist der Born, aus dem die musikalische Dichtung unserer Tage den Seelenstoff zu Gestalten wie Senta, Elsa, Elisabeth schöpfte.

Und dann, wo ward je zuvor die Hoheit des weiblichen Gemüths, das sich im Rechte seiner Unschuld fühlt, schöner dargestellt als in den Tönen, mit denen Pamina dem Sarastro entgegentritt! Diesen Charakter des deutschen Mädchens, bei dem Innigkeit des Gefühls mit Herzensreinheit und hohem Sinn wetteifert, bewahrt

image
not
available

liche so hundertfach ausgesetzt war. Was ihm auch an entzündender Begehrung jener „Lucretien die sich nicht selbst erstechen“ begegnet war, stets hatte bei ihm das bessere Selbst den Sieg davongetragen, und es ist, als habe der Meister in der liebreizenden Gestalt Paminens am Ende seiner Tage noch einmal alles zusammenfassen wollen, was er von je über die wahre Liebe gedacht und in so mancher Gestalt schon theilweise ausgesprochen hatte. Pamina ist das Bild des in den Tod getreuen Weibes, das durch seine Liebe rein und heilig wird.

Aber Mozart wußte den Ernst des Lebens und die innere Tugend auch tiefer zu fassen als in dieser nächsten Neigung des Herzens, die das Gute aus natürlichem Instinkte thut. Der Gang seines Lebens hatte ihn auch über den Werth jener Tugenden belehrt, die aus der Einsicht und dem sittlichen Willen fließen. Die Bescheidenheit des Herzens, die er selbst in so hohem Grade besaß, war ja allgemach auch in ihm zu jener Ergebung in ein höheres Walten geworden, die, für sich selbst wenig begehrend, für Andere alles vermag. Dies ist der Charakter Sarastros, in dessen Gestalt sich die Vorstellungen widerspiegeln, die unser Meister von der sittlichen Einrichtung des Lebens gewonnen hatte. Es ist wiederum Mozart selbst, der hier redet, es ist seine eigene tiefere Seele. Das eine Mal ermahnt er zum Guten, wir kennen die Worte an seinen Freund Jacquin, wie er es so ganz ohne Anspruch und Wichtigkeit zu thun versteht, aber mit dem ruhigen Bewußtsein, daß nur eine würdig sichere Führung des Lebens zum Heil gereicht. Das andere Mal tröstet er mit weisem Rathe, — und wo ist jemals schöner gerathen und liebreicher getröstet worden als in dem herrlichsten aller Lieder „In diesen heilgen Hallen“? Hier erkennen wir den Mann, der, wie ein Ordensbruder an seinem Grabe sang, „in die Hütten der Witwen und Waisen die ungezählte Gabe trug“, — es sind die Goldfäden, aus denen heute Meister Wagner einen Hans Sachs, einen König Marke, ja einen Wotan weben konnte.

Zugleich aber setzte er mit dieser Gestalt des Weisen, der

einen ideal strebenden und von Liebe erglühten Jüngling den Weg der Tugend leitet, noch einem Andern ein unvergängliches Denkmal der Liebe. War nicht er selbst, der von der Natur mit so seltenen Gaben ausgestattet unwandelbaren Laufes dem Idealen zustrebte, einmal von der Macht der Leidenschaft so ergriffen worden, daß er fast vergaß, was seines Berufes im Leben war? Und hatte nicht damals eine väterlich gute Hand mit rathender Ueberlegenheit entscheidend in sein Thun eingegriffen und ihn darauf hingewiesen, wie er sich durch die Prüfungen des Lebens erst eines Glückes würdig machen müsse, das unter den irdischen das höchste ist? Schon drohte der Drang des Herzens, so rein er war, den lebhaft empfindenden „Tamino“ von der Bahn der Tugend abzulenken; — denn Tugend war ja für ihn wie für Jeden die Erfüllung der Pflichten, die uns unsere Schicksalsgaben auferlegen, — schon wollte er sich seiner Herzensneigung zulieb der armseligen Plage und dem trügerischen Umherschweifen des Virtuosenlebens hingeben, als der würdige Ernst eines Vaters, der all seine Tage das Beste, was er besaß, darauf verwendet hatte, den gottbegabten Sohn die rechten Pfade zu leiten, auch diesmal bewahrend dazwischentrat. Und mochte dieses Abwehren damals wehe thun, der Sohn fügte sich, und der Segen für sein Herz blieb nicht aus. Als er nun im Lauf der Jahre dem Zug seiner Natur folgend im künstlerischen Schaffen sich ein sättigendes Genüge gethan und in Figaro, Don Juan und Così fan tutte das Recht der Neigung laut genug gepredigt hatte, sehen wir ihn darnach die Bahnen des Ernsteren wandeln und fortan auch im Leben die Spuren des Ewigen suchen, das ihm in der Kunst längst aufgegangen war. Da mußte ihm auch vor der Seele das Bild jenes Mannes wiedererstehen, der in streng ernster Führung des Lebens die Pflicht über alles stellte, dem er selbst in der That alles verdankte, was von Werthhaltung solcher Tugend in ihm lebte. Es mußte sich ihm jetzt, nachdem das Leben selbst in härtesten Prüfungen ihm den Werth des Guten bestätigt hatte, auch das Bild des Leiters seiner Jugend, der ein tüchtiges Wollen längst mit dem Tode besiegelt hatte, in seiner ganzen Würdigkeit, ja wie von einem höheren Lichte verklärt

darstellen, sodaß er selbst fortan von Jahr zu Jahr ebenso diesen Zielen des edlen Menschen nacheiferte wie denen des großen Künstlers. Oder vielmehr, es rannen ihm diese beiden Ideale, die sein Leben getragen und geleitet hatten, am Ende seiner Tage in eins zusammen. Und wie er nun allmälig selbst auch als Mensch diese Erscheinung ernster Sittlichkeit, die sein Vater gewesen war, mehr und mehr darstellte, so ward ihm auch das Bild dieses Mannes immer werther, und er schuf aus ihm das Bild der Weisheit und Tugend, das wir in Sarastro erkennen. Aber was er allein ihm zu geben vermochte und wodurch er es zugleich über des Vaters würdiges Wesen hinaus zu einem Abbild seiner eigenen schönen Art, zu einer wahrhaft erhabenen Menschenerscheinung machte, das war jene höchste Weisheit, jene Tugend der Tugenden: die echte Frömmigkeit des Herzens.

Denn wir haben gesehen, wie er weit über des Vaters Ziele und alle praktischen Zwecke des Lebens hinaus ein Höheres erkannt hatte. An der Hand der Schönheit war er in das Gebiet der Wahrheit eingedrungen. Nicht mehr beunruhigt ihn das richtende Gesetz, das auch die oberflächliche Betrachtung im Leben wirkend findet. Er hatte den Sinn des Daseins sicherer erfaßt. Er hatte in den Zusammenhang der Dinge so tief hineingeschaut, daß er sich selbst in dieser allesumfassenden Ordnung mitbegriffen und vollkommen versöhnt fühlte. Diese muthvolle Ergebung in das Walten des Ewigen, die von da an all seinen Gebilden den Stempel höherer Verklärung aufdrückte, hatte ihm dann auch jene echte Güte des Herzens, jene Milde der Gesinnung gegeben, mit der er das Treiben der Menschen betrachtete. Er wußte, mochten sie irren oder nicht, sie sind es doch, in deren Thun sich das Ewige widerspiegelt, in deren Ringen sich seine Zwecke einzig verwirklichen. So ward ihm auch selbst das Kleinste und Geringste des Lebens von Bedeutung, und er vermochte es Papagenos kindliche Freuden und Thorheiten mit eben solcher Lust und Vollendung darzustellen wie den heiligen Ernst würdig strebender Männer. Er hatte erkannt, daß des Menschen Neigung nur zu den Früchten

langen kann, die ihr Natur bestimmt hat, und tadelte nicht den, den sein Verlangen nicht zu den Gebieten führt, wo höhere Mächte walten. So ward er am Ende seines Lebens ein wahrer Dichter und Prophet: er gab das Bild des menschlichen Daseins in seiner ureigen mannichfachen Wirklichkeit, und die Menschheit wird sich stets daran bilden und nähren. Nach solchen höchsten Dingen der Erde konnte nur noch vom Himmel die Rede sein: der Zauberflöte folgte das „Requiem".

Einundzwanzigster Abschnitt.

Das Requiem.

Des Lebens holde Thorheit hat ein Ende,
Und aus dem Tode blüht ein neues Leben.

In den ersten Tagen des Mais 1791 hatte unser Meister, den der kaiserliche Hof in einer wenig erfreulichen Weise zu vernachlässigen fortfuhr und den seine trübe Lebenslage mehr und mehr nöthigte, sich nach einer einträglichen festen Stellung umzuschauen, folgendes Gesuch verfaßt:

„Hochlöblich Hochweiser Wienerischer Stadt-Magistrat!
Gnädige Herren!

Als Hr. Kapellmeister Hofmann krank lag, wollte ich mir die Freyheit nehmen um dessen Stelle zu bitten; da meine musikalischen Talente und Werke sowie meine Tonkunst im Auslande bekannt sind, man überall meinen Namen einiger Rücksicht würdigt, und ich selbst am hiesigen höchsten Hofe als Compositor angestellt zu seyn seit mehreren Jahren die Gnade habe, hoffte ich dieser Stelle nicht unwerth zu seyn und eines hochweisen Stadt-Magistrats Gewogenheit zu verdienen.

Allein Kapellmeister Hofmann ward wieder gesund, und bey diesem Umstand, da ich ihm die Fristung seines Lebens von Herzen gönne und wünsche, habe ich gedacht, es dürfte vielleicht dem Dienste der Domkirche und meinen gnädigen Herren zum Vortheil gereichen, wenn ich dem schon älter gewordenen Herrn Kapellmeister für jetzt nur unentgeltlich adjungiret würde und dadurch die Gelegenheit erhielte, diesem rechtschaffenen Manne in seinem Dienste an die Hand zu gehen und eines hochweisen Stadt-Magistrates Rücksicht durch wirkliche Dienste mir zu erwerben, die ich durch meine auch im Kirchenstyl ausgebildeten Kenntnisse vor Andern mich fähig halten darf.“

Der hochweise Stadtmagistrat willfahrte diesem unterthänigsten Gesuche, indem er Mozart dem Herrn Kapellmeister Hofmann an der Stephanskirche wirklich unentgeltlich beigesellte und ihm nach Hofmanns Tode die Stelle zusagte. Allein der hochbetagte Kapellmeister überlebte den jungen Adjuncten, und der bekannte Theoretiker Albrechtsberger rückte in die eine wie andere Stelle ein.

Ohne Zweifel war bei dem Streben nach einer festen Stellung in diesem Falle noch ein besonderer Wunsch Mozarts mitbestimmend gewesen, die Neigung für die Kirchenmusik, die von je in ihm lebendig, jetzt durch die innige Bekanntschaft mit der hohen Kunst Sebastian Bachs und mehr noch durch die gesammte Richtung seines Geistes doppelt stark in ihm erwacht war. Welch freudigen Eindruck mußte es also auf ihn machen, als wenig Monate später, im Juli, nachdem die Zauberflöte bereits als im wesentlichen fertig in das eigenhändige Verzeichniß eingetragen war, ganz unerwartet der Auftrag an ihn erging, ein Requiem zu schreiben. Ein unbekannter Bote, — es war nach Wiener Berichten ein langer hagerer grau gekleideter Mann mit ernstem Gesichtsausdruck, eine auffallende Erscheinung, ganz geeignet einen befremdlichen Eindruck zu machen, — überbrachte ihm einen anonymen Brief, worin unter schmeichelhafter Anerkennung seiner künstlerischen Leistungen angefragt ward, um welchen Preis er eine Seelenmesse zu schreiben übernehmen möge und in wie kurzer Zeit er dieselbe zu vollenden gedenke. Mozart theilte seiner Frau, ohne welche er niemals einen wichtigeren Schritt des Lebens zu thun pflegte, den Auftrag mit und gestand ihr, daß ihm die Aufgabe eine sehr willkommene sei: denn es verlange ihn, einmal wieder in dieser Gattung der Musik thätig zu sein und mit allem Fleiß ein Werk auszuarbeiten, an welchem Freunde wie Feinde noch nach seinem Tode studiren sollten. Die Beschränkung der Kirchenmusik durch Joseph II. war nämlich wieder aufgehoben. Constanze redete ihm zu, umsomehr als ihre bevorstehende Genesung wieder eine bedeutende Steigerung der Ausgaben erwarten ließ und daher eine solche Aussicht auf Erwerb nur erwünscht sein konnte. So erklärte er sich bereit, ohne jedoch den Termin

der Vollendung genau zu bestimmen, und verlangte als Preis fünfzig Ducaten. Der Bote kam bald darauf wieder, zahlte die verlangte Summe im voraus und versprach eine Zulage für die fertige Arbeit, indem er dem Componisten zugleich die Weisung gab, ganz nach Stimmung und Laune zu schreiben, übrigens sich keine Mühe zu geben des Bestellers Namen zu erfahren, da dies ganz gewiß vergeblich sein werde.

Wir wissen heute, daß dieser seltsame Bote der Verwalter eines Grafen Walsegg war und in dessen Namen das Requiem bestellte. Walsegg war ein eifriger Musiker und hatte die Schwäche für einen Componisten gelten zu wollen. Nun war im Januar dieses Jahres seine Gemalin gestorben, und ihr zu Ehren wollte er die Seelenmesse aufführen. Er ließ die Bestellung so geheim machen, damit er die Partitur abschreiben und die Musik als sein Werk ausgeben könne. Dies ist auch geschehen, und so sind, zumal Mozart das Werk nicht vollendet hatte und dem Grafen dennoch eine Partitur eingehändigt worden war, an der nichts fehlte, über die Echtheit dieser Composition im Ganzen wie im Einzelnen lange Streitigkeiten entstanden, die erst spät durch die Entdeckung der angegebenen Thatsachen gehoben wurden. Allein soviel auch besonders über das Geheimnißvolle der Bestellung in romanhafter Weise gefabelt worden ist, der unbedeutende Vorgang, wie wir ihn mittheilten, ward wieder von entscheidender Bedeutung für Mozarts Schaffen. Er wirkte mit der vollen Macht des Mysteriösen auf seine Phantasie, die damals bereits fast einzig mit den Vorstellungen beschäftigt war, welche über das Grab hinausführen. Tief und unauslöschlich lebte in seiner Seele die Gewißheit der baldigen Auflösung. Schon die Töne der Zauberflöte zeigten eine Verklärung die sich kaum noch mit den Bedingungen der Existenz verträgt. Seine Seele neigte sich bereits ganz dem Himmlischen zu. Und so betrachtete er es mit voller Ueberzeugung als eine Schickung von oben, daß er gerade jetzt ein Werk zu schreiben bekam, in dem es ihm zur Pflicht wurde mit allen Mitteln seiner Kunst, mit seiner eigensten Sprache und aus tiefstem Herzensgrunde von den Dingen zu reden, die über allem Dasein schweben. Es erfaßte sein innerstes

Wesen jene eigenthümliche Mischung von Grausen und Freude, die den Menschen erfüllen mag, wenn er von der körperlichen Existenz scheiden soll. Das Leben war ihm lieb, — wem wohl je hatte es Schöneres geboten? allein er hatte bereits seit Jahren mit ihm abzuschließen begonnen, und sosehr seine Natur zeitweise grauen mochte vor dem Ende, das jedem Erdgebornen schreckend ist, so ruhig und selig war sein Inneres wieder, wenn er an das dachte, was ihm eine unumstößliche innere Gewißheit war, an ein ewiges Leben. Alle diese Vorstellungen wurden nun mit vollster Macht in seiner Seele wach, und er betrachtete das bestellte Werk als seine eigentliche Lebensaufgabe. Ist es ein Wunder, wenn der alte Adam Hiller in Leipzig auf die eigenhändige Abschrift, die er sich von diesem Werke gemacht hatte, das Wort schrieb: Opus summum summi viri (des größten Mannes größtes Werk)?

Sofort machte er sich an die Arbeit, und die Zeit ist ihm so kostbar, daß er sich kaum entschließen kann, seine liebe Constanze in Baden zu besuchen. Aber wie es zu gehen pflegt, gerade jetzt, wo ihn die Arbeit in Fülle umwogte, — es ist erstaunlich, wie viel Mozart in diesem letzten Lebensjahre geschaffen hat, — kam ein neuer bedeutender Auftrag, dessen Ausführung Ehre und Gewinn versprach. Die böhmischen Stände bestellten eine große Oper. Kaiser Leopold sollte in Prag zum König gekrönt werden. Man hatte Metastasios „La clemenza di Tito" (Titus der Milde) als Festspiel und Mozart zum Componisten gewählt. Dieser Entschluß war aus unbekannten Gründen so lange verzögert worden, daß zum Schreiben und Einstudiren der Musik nur noch wenig Wochen übrig waren. Mozart begab sich sofort auf die Reise, es war um Mitte August. Constanze mußte ihn wie gewöhnlich begleiten, sie hatten wenig Wochen zuvor den kleinen Wolfgang bekommen. Als sie nun im Begriffe waren in den Wagen zu steigen, stand der graue Bote unerwartet da, zupfte die Frau am Rock und fragte, wie es nun mit dem Requiem aussehen werde. Mozart entschuldigte sich mit der dringenden Nothwendigkeit dieser Reise und der Unmöglichkeit den unbekannten Besteller davon zu benachrichtigen: übrigens solle nach der Rückkehr das Requiem seine erste

Arbeit sein, wenn man ihm bis dahin Frist vergönnen wolle. Damit war der Bote zufrieden. Mozart aber empfand diese seltsam unheimliche Erscheinung von neuem als eine Mahnung höherer Mächte das Werk seines Lebens ja nicht aufzuschieben, da ihm nur wenig Zeit mehr gegeben sei.

Schon während der Fahrt arbeitete er mit Eifer an der neuen Oper. Er entwarf im Wagen die Skizzen und führte sie abends im Gasthause aus. Seine Phantasie war wie immer durch die Frische der Natur auf das angenehmste erregt. In Prag ward dann unaufhörlich fortgearbeitet, sodaß — es ist kaum glaublich — nach Verlauf von achtzehn Tagen das ganze große Werk fertig und sogar einstudirt war. Zur Unterstützung bei der Arbeit hatte er diesmal einen jungen Componisten, der sich ihm als Schüler angeschlossen hatte, F. X. Süßmayr, mitgenommen. Dieser soll die Sprechrecitative geschrieben haben. Bereits am 6. September war die erste Aufführung der Oper, und zwar vor den Majestäten und einem geladenen Publikum. Allein sie gefiel wenig. Die Zuhörer waren, wie Niemtschek meint, zu sehr von den glänzenden Vergnügungen der Krönungsfeierlichkeiten berauscht, um die Schönheit Mozartscher Musik empfinden zu können. In dem musikalischen Wochenblatte Prags aber wurde bemerkt: „Der sonst so große Componist schien diesmal des Wahlspruchs des Octavius: Festina lente (Eile mit Weile) vergessen zu haben.“ Auch nach mehrfacher Wiederholung sprach die Oper nicht an. Und in der That, wer an die Musik des Figaro und Don Juan gewöhnt war, konnte an dieser Weise, die gar zu sehr in die Bahnen der alten italienischen Oper zurücklenkte, nicht das volle Gefallen finden. Denn ob sich gleich in der Behandlung der Formen wie überhaupt in der Verwendung aller musikalischen Mittel auch hier die vollkommene Meisterschaft nicht verleugnet, zu der Mozarts Kunst vorgedrungen war, so entbehrt diese Musik doch zu sehr jenes überquellenden Lebensgehaltes, den die früheren Opern bergen: ihre Schönheit ist zu sehr bloße Formenschönheit. Allein wie ist es auch denkbar, daß die Seele des Meisters, die so eben von der idealen Lebensfülle der Zauberflöte angeregt und von dem erhaben großen Sinne

des Dies irae (Jüngsten Gerichts) ergriffen worden war, sich an die gefällige Manier eines Metastasio anschließen konnte, der weder von der Größe des Römerthums noch überhaupt von den tieferen Mächten des Lebens eine Ahnung hatte! Und doch gelang es einem Mozart, der es verstand, auch den geringsten Keim wahren Lebens zur weit überschattenden Erscheinung aufwachsen zu machen, auch diesmal wenigstens an einer Stelle die ganze Art seiner Natur zu enthüllen. Das berühmte Quintett des ersten Finales, als Sextus sein Verbrechen erkennt, hat an Größe und Gewalt der Dramatik wenig seinesgleichen. In ihm allein offenbart sich etwas von dem, was in jenen letzten Lebensmonaten in Mozarts Innerem vorging.

Gleichwohl berührte es den ernstgestimmten Maestro auf das schmerzlichste, daß er diesmal des gewohnten Beifalls seiner lieben Prager entbehren mußte. Ja die Kaiserin Maria Ludovica, eine Spanierin, soll sich sehr geringschätzig über die porcheria (Gemeinheit) der deutschen Musik geäußert haben. Dies alles machte ihn sehr niedergeschlagen. Der rückhaltlose Enthusiasmus der Böhmen hatte ihn ja so oft für die Unbill entschädigt, die er in Wien zu erleiden hatte. Zudem war er, den die tiefe Bewegung der Seele in den letzten Monaten und die übermäßige Anstrengung der jüngsten Wochen auch körperlich sehr angegriffen hatten, bereits unwohl in Prag angekommen und hatte dort durch rastlose Arbeit und Aufregungen mancher Art sein Uebelbefinden bedenklich gesteigert. Er gebrauchte fortwährend Arznei, sah blaß aus und seine Miene war traurig. Die Wehmuth begann ihm bis ans Herz zu dringen. Und obschon sein Humor in der Gesellschaft der Freunde, mit denen er so oft heiter gewesen war, auch jetzt noch sich manchmal in den fröhlichsten Scherzen ergoß, so flossen doch, als er Abschied nahm, seine Thränen reichlich. Er gedachte, daß er die Freunde wohl nicht wiedersehen werde.

Um Mitte Septembers kehrte er nach Wien zurück. Auch diese Bitterkeit des Lebens hatte er also noch kosten sollen, daß seinem Schaffen der volle Lohn der Anerkennung ausblieb. In Wien, das wußte er, war die Zurücksetzung seiner Opern nicht

Schuld des Publikums, sondern der Künstler, die seine Kunst zu fürchten hatten. Diesmal lag die Ursache in seiner Musik, darüber täuschte sich ein Mozart nicht, der zu gewohnt war, die schärfste Kritik an sich selbst zu üben. Denn wer über die Musik zur Entführung zu urtheilen vermochte, „das sei alles zu breit, damals habe er sich noch zu gern selbst gehört", der wußte auch, was dem Titus fehlte. So machte er sich denn jetzt daran, die Stücke, welche für die Zauberflöte, die nun bald in Scene gehen sollte, noch zu componiren waren, umsomehr vollendet herzustellen. Es galt, wie er wähnte, eine Scharte auszuwetzen, die sein Ruhm in Prag bekommen hatte. In diesen Tagen war es, wo der Priestermarsch, der Chor O Isis und Osiris, das zweite Finale und die Ouverture geschrieben wurden, und fürwahr, hier ward das Vollendete geleistet. In diesen Partien lagen die Ideen, die sein Inneres am meisten ergriffen hatten. Und floß nun der ganze Gehalt des Menschen in diese Töne, so war der Künstler darauf bedacht, hier auch das Höchste seines Könnens zu zeigen. Sowohl die Fülle und Kraft der Empfindung wie das außerordentlich Gedrängte der Form beweisen, daß hier das Allerbeste geleistet werden sollte. Der Eingang des Finales, der Gesang der geharnischten Männer, die Ouverture sind Vorläufer und fast selbst Theile des Requiems. In der That: „Bald prangt, den Morgen zu verkünden, die Sonn' in ihrer Pracht." Sowie der Leib seiner Auflösung entgegengeht, nähert sich sein Geist dem ewigen Leben, und der Sinn des ganzen Werkes: „Durch Nacht zum Licht!" faßt sich in diesen wenigen Stücken in seiner vollen Tiefe und Herrlichkeit und als Bild des ganzen menschlichen Daseins zusammen.

Die Inscenirung der Oper und die vielen Proben raubten dem leidenden Meister manch kostbare Stunde. Doch war ihm der junge Kapellmeister Henneberg bei diesem Geschäfte sehr behülflich. Am 30. September 1791 endlich fand die erste Aufführung statt. Mozart selbst dirigirte am Flügel, Süßmayr wandte um. Nach der Ouverture war das Publikum ganz still. Es wußte aus den erhabenen Klängen, die in den Bretterräumen eines Vorstadt-

theaters unerhört waren, nichts Rechtes zu machen. Die unerschöpfliche Fülle des quellenden Lebens, die in dieser Polyphonie ein Abbild all der unzähligen Regungen ist, die im irdischen Dasein sich kreuzend und verwirrend miteinander dem Höchsten zustreben, bis sie sich zuletzt alle zu einem wahren Strome des Lichts harmonisch vereinigen, das alles war nichts für solche Ohren. Doch war Schenk, der spätere Componist des „Dorfbarbier“, der in dem überfüllten Hause nur noch im Orchester Platz gefunden hatte, sogleich nach Schluß der Ouverture außer sich vor Entzücken bis an den Dirigentenstuhl gekrochen, hatte Mozarts Hand ergriffen und geküßt, derweilen dieser mit der Rechten ruhig forttaktirend ihn freundlich ansah und ihm die Wange streichelte. So leitete Mozart unbeirrt in die Introduction über, wohl wissend, daß was die ernste Fülle nicht vermocht hatte, das heitere Spiel gewiß vermögen werde. Doch zeigte sich auch nach Beendigung des ersten Actes der Beifall keineswegs so groß, wie man erwartet hatte, und Mozart, so berichten einige, soll blaß und bestürzt zu Schikaneder auf die Bühne gekommen sein, wo dieser ihn zu beruhigen und zu trösten versucht habe. Während des zweiten Actes aber erholte sich das Publikum von seiner Ueberraschung und rief den Maestro heraus. Er hatte sich versteckt, erzählt die Tradition, man mußte ihn suchen und nur mit Mühe vermochte man ihn zu bereden, daß er auf die Bühne heraustrat. Es hatte ihn gekränkt, daß die Musik, an die er das Beste seines Herzens wie seines Könnens gesetzt hatte, so wenig von den Zuhörern gewürdigt worden war.

Am folgenden Abend dirigirte er noch einmal, dann war Henneberg sein Stellvertreter. Aber noch am 9. October berichtete ein Wiener Blatt: „Die neue Maschinenkomödie, die Zauberflöte mit Musik von unserem Kapellmeister Mozart, die mit großen Kosten und vieler Pracht in den Decorationen gegeben wird, findet den gehofften Beifall nicht, weil der Inhalt und die Sprache des Stückes gar zu schlecht sind.“ Das konnten nun wohl Feinde des Maestro oder vielmehr des Directors geschrieben haben. Allein wenn der Bericht wahr ist, so mochte dazu die mangelhafte

Aufführung das Meiste beitragen. Denn außer Schikaneder waren die darstellenden Kräfte sämmtlich ziemlich mittelmäßig und dieser selbst kaum mehr als ein Possenreißer, dessen Stimme die Mitte hielt „zwischen dem Knarren einer Thüre und dem Geschrei einer Wetterfahne“. Aber der Director, dessen Existenz von dem Erfolg der Oper abhing, ließ nicht nach, das Werk dem Publikum vorzuführen, und mochten nun die Affen, der Löwenwagen und das Federncostüm oder Mozarts Musik es sein, was am Ende die Menge dennoch fesselte, im Laufe des Octobers konnte dieser an seine Frau in Baden die folgenden Briefe schreiben, die das Gefallen der Oper als etwas das sich von selbst versteht, berichten. Der erste lautet:

„Samstags Nachts um 1/2 11 Uhr.

Liebstes bestes Weibchen.

Mit größtem Vergnügen und Freudegefühle fand ich bei Zurückkunft aus der Oper Deinen Brief. Die Oper ist, obwohl Samstag allzeit wegen Posttag ein schlechter Tag ist, mit ganz vollem Theater mit dem gewöhnlichen Beifall und Repetitionen aufgeführt worden. Morgen wird sie noch gegeben, aber Montag wird ausgesetzt, — folglich muß ich den Stoll (Chordirector in Baden) Dienstag herbringen, wenn sie wieder zum erstenmal gegeben wird. Ich sage zum erstenmal, weil sie vermuthlich wieder etliche Mal nacheinander gegeben wird. Jetzt habe ich eben ein kostbares Stück Hasen zu Leib genommen, welches mir der Primus (welcher mein getreuer Kammerdiener ist) gebracht hat, und da mein Appetit heute etwas stark ist, so schickte ich ihn wieder fort, mir noch etwas wenn es möglich ist zu bringen, — in dieser Zwischenzeit fahre ich fort zu schreiben. Heute früh habe ich so fleißig geschrieben, daß ich mich bis 1/2 2 Uhr verspätet — lief also in größter Eile zu Hofer (nur um nicht allein zu essen), wo ich die Mama auch antraf. Gleich nach Tisch ging ich wieder nach Hause und schrieb bis zur Operzeit. Leutgeb bat mich ihn wieder hinein zu führen, und das that ich auch. Morgen führe ich die Mama hinein; das Büchel hat ihr schon vorher Hofer zum Lesen

gegeben. Bei der Mama wirds wohl heißen, die schaut die Oper, aber nicht, die hört die Oper. N. N. hatten heute eine Loge, zeigten über alles recht sehr ihren Beifall, aber Er, der allerhand, zeigte so sehr den Bayern, daß ich nicht bleiben konnte, oder ich hätte ihn einen Esel heißen müssen. Unglücklicherweise war ich eben drinnen, als der zweite Act anfing, folglich bei der feyerlichen Scene. Er belachte alles. Anfangs hatte ich Geduld, ihn auf einige Stellen aufmerksam machen zu wollen, allein er belachte alles; da wards mir nun zu viel — ich hieß ihn Papageno und gehe fort, — ich glaube aber nicht, daß es der Dalk (Dummkopf) verstanden hat. Ich ging also in eine andere Loge, worin sich Flamme mit seiner Frau befand; da hatte ich alles Vergnügen, und da blieb ich bis zu Ende. Nur ging ich auf das Theater bey der Arie des Papageno mit dem Glockenspiel, weil ich heute so einen Trieb fühlte, es selbst zu spielen. Da machte ich nun den Spaß, wo Schikaneder einmal eine Haltung hat, so machte ich ein Arpeggio — der erschrak — schaute in die Scene und sah mich, — als es das 2te Mal kam, machte ich es nicht — nun hielt er und wollte gar nicht mehr weiter — ich errieth seine Gedanken, und machte wieder einen Accord — dann schlug er auf das Glockenspiel und sagte halts Maul — alles lachte dann — ich glaube daß viele durch diesen Spaß das erstemal erfuhren, daß er das Instrument nicht selbst schlägt. —

P. S. Küsse die Sophie in meinem Namen. Dem Süßmayer schicke ich ein paar gute Nasenstüber und einen breiten Schopfbeitler (Haarzupfer). Dem Stoll tausend Complimente. Adieu. — Die Stunde schlägt — — lebe wohl! — wir sehn uns wieder!"

Die letzten Worte sind aus jenem Terzett der Zauberflöte. Man sieht, er hielt etwas auf sein Werk. Ihre ernsteren Partien waren ihm wirklich Ernst, und es verletzte ihn, wenn man diese schöne Feierlichkeit belachte. Andrerseits freut ihn die lebhafte Theilnahme der Freunde, besonders wenn Kenner das Werk loben. Mit gewohnter Gutmüthigkeit führt er sogar seinen Rivalen Salieri hinein und berichtet in unbefangener Weise über die Art, wie dieser

das Werk aufnahm, das auf einer Bühne zweiten, ja dritten Ranges aufgeführt, kaum des Interesses der vornehmen Kunstfreunde werth schien. Dies erfahren wir aus dem folgenden Briefe, der am 14. Oktober geschrieben ist, und es ist nur noch daran zu erinnern, daß Hofer der Schwager und Karl der ältere Sohn Mozarts ist, den er irgendwo außerhalb Wiens in eine Schule gehen ließ und jetzt bei dem Lehrorden der Piaristen unterzubringen strebte. Den kleinen Wolfgang nennt er nicht, und doch hing er mit der ganzen Freude seines Herzens an ihm und hatte von ihm prophezeit, er werde dereinst ein zweiter Mozart werden, weil er einmal aus dem Tone schrie, in dem der Vater gerade spielte. Dieser Sohn ward auch ein ganz tüchtiger Musiker und Componist, obgleich ihn der Ruhm des Vaters verhinderte, zu einem größeren Namen zu gelangen. Der ältere Sohn dagegen brachte es nur bis zum wohlbestallten k. k. Staatsbuchhaltungsbeamten. Wir geben nebenan das Bild der beiden Söhne Mozarts aus dem Beginn der 1790er Jahre. Das Originalgemälde befindet sich im Mozarteum. Leutgeb ist der Salzburger Hornist, für den Mozart nach seiner gutherzigen Weise unausgesetzt wirksam war, weil er selbst zu wenig Geschick hatte sich in Wien vorwärts zu bringen. Der Brief beginnt wieder mit dem gewohnten „Liebstes bestes Weibchen!“

„Gestern Donnerstag ist Hofer mit mir hinaus zum Carl“, schreibt er also, „wir speisten drauß, dann fuhren wir herein, um 6 Uhr holte ich Salieri und die Cavalieri mit dem Wagen ab, und führte sie in die Loge. Du kannst nicht glauben, wie artig beide waren, wie sehr ihnen nicht nur meine Musik, sondern das Buch und alles zusammen gefiel. Sie sagten beyde, das sey eine Oper, würdig bei der größten Festivität vor dem größten Monarchen aufzuführen, und sie würden sie gewiß sehr oft sehen, denn sie haben noch kein schöneres und angenehmeres Schauspiel gesehen. Er hörte und sah mit aller Aufmerksamkeit und von der Sinfonie (Ouverture) bis zum letzten Chor war kein Stück, welches ihm nicht ein bravo oder bello entlockte, und sie konnten fast gar nicht fertig werden sich über diese Gefälligkeit bei mir zu bedanken. Sie waren allzeit gesinnt gestern in die Oper zu gehen. Sie

Mozart's Söhne.

Nach dem im Mozarteum befindlichen Oelbilde.

hätten aber um 4 Uhr hineinsitzen müssen, — da sahen und hörten sie aber mit Ruhe. Nach dem Theater ließ ich sie nach Hause führen, und ich supirte mit Carl bei Hofer, dann fuhr ich mit ihm nach Hause, allwo wir beide herrlich schliefen. Dem Carl habe ich keine geringe Freude gemacht, daß ich ihn in die Oper abgeholt habe. Er sieht herrlich aus, für die Gesundheit könnte er keinen besseren Ort haben, aber das übrige ist leider — elend; einen guten Bauern mögen sie wohl der Welt erziehen! Unterdessen kann die Geschichte wegen der Piaristen zu Stande kommen, woran wirklich gearbeitet wird. Uebrigens ist er zwar nicht schlechter, aber auch um kein Haar besser, er hat die nämlichen Unformen, plagnet gerne wie sonst und lernt fast noch weniger gern, weil er darauß nichts als vormittags 5 und nach Tisch 5 Stunden im Garten herumgeht, wie er mir selbst gestanden hat, mit einem Wort, die Kinder thun nichts als essen, trinken, schlafen und spazieren gehen. Eben ist Leutgeb und Hofer bei mir; ersterer bleibt bei mir beym Essen, ich habe meinen treuen Cameraden Primus eben um ein Essen ins Bürgerspital geschickt. Mit dem Kerl bin ich recht zufrieden, ein einziges Mal hat er mich angesetzt, daß ich gezwungen war bei Hofer zu schlafen, welches mich sehr seckirte, weil sie mir zu lange schlafen, ich bin am liebsten zu Hause, weil ich meine Ordnung schon gewohnt bin, das einzige Mal hat mich ordentlich üblen Humors gemacht. Gestern ist mit der Reise nach Bernstorf der ganze Tag darauf gegangen, darum konnte ich Dir nicht schreiben; aber daß Du mir 2 Tage nicht geschrieben, ist unverzeihlich, heute hoffe ich aber gewiß Nachricht von Dir zu erhalten und morgen selbst mit Dir zu sprechen und Dich von Herzen zu küssen."

Wenig Tage, nachdem er diesen Brief geschrieben, brachte er seine Constanze nach Wien zurück und genoß nun wieder der Ruhe und Regelmäßigkeit des häuslichen Daseins, die seinem angegriffenen Körper Bedürfniß war. Schon aus dem Briefe oben erfahren wir, wie fleißig er arbeitete, daß ihm der Morgen, und derselbe begann früh, bis gegen 2 Uhr und der Nachmittag bis zum Anfang der Oper währte. Ja er gewann es sogar über sich, seinem Freunde Joseph von Jacquin, dem er nur ungern eine Bitte versagte, den

Wunsch abzuschlagen einer Dame, die bereits trefflich Klavier spielte, Unterricht zu geben.

Es war ja das Requiem, woran er arbeitete. Wenigstens möge man ihm, so bat er, noch einige Zeit Frist lassen, er habe eine Arbeit unter den Händen, welche dringend sei und ihm sehr am Herzen liege: bis er diese vollendet, könne er an nichts Anderes denken. Ebenso erinnerten sich seine Freunde später gar wohl, wie sie den Meister während dieser Zeit stets am Schreibpult angetroffen hätten, und stets vertieft in diese Arbeit, die ihn bis zu seinem Tode unausgesetzt beschäftigte. Ja so voll war seine Seele von diesem Werke, daß er des Unwohlseins, welches ihn seit der Rückkehr von Prag nicht mehr verlassen hatte, gar nicht achtete, vielmehr dasselbe durch die rastlose Anstrengung, die er oft genug auch jetzt noch die Nächte hindurch fortsetzte, nur immer höher steigerte. Schon während er die letzten Stücke der Zauberflöte ausarbeitete, war er zuweilen ganz erschöpft in den Sessel zurückgesunken und sogar von kurzen Ohnmachten befallen worden. Dies hielt ihn nicht ab, weiter zu arbeiten. Sosehr es ihm eine Warnung sein konnte, er wußte, daß nichts mehr den Lauf des Rades zu hemmen vermochte, das mit beschleunigter Gewalt dem Thale des Todes zurollte. Auch bemerkte man bisher an ihm keine besondere Mißstimmung. Doch sind die Briefe, die wir oben mittheilten, trotz einzelner Scherze, die niemals fehlen, im Ganzen ernster als gewöhnlich. Als aber die Erschöpfung des Körpers mehrundmehr zunahm, trat allgemach auch eine trübe Stimmung ein, die sein Gemüth bald völlig beherrschte. Constanze sah diesen Zuständen mit wachsender Sorge zu. Sie suchte ihn mit allen Mitteln der Ueberredung von der Arbeit zu entfernen und gedachte ihn durch Gesellschaft zu erheitern. Allein er blieb, auch wenn er unter Menschen war, in sich gekehrt und schwermüthig und gab nur zerstreute Antworten. Seine Seele war von andern Dingen umfangen, und nur wenn er an seinem Schreibtische saß, verklärte sich diese Traurigkeit des Herzens zu jenem heiligen Ernste, in dem der Mensch sich gerade dann, wenn er seine Hinfälligkeit am tiefsten fühlt, am reinsten dem Ewigen nähert. Nur in der Verherrlichung

dieses höheren Besitzes, dessen er sich schon fast theilhaftig fühlte, fand er Freude und Ruhe des Herzens.

Constanze versuchte, was ihn sonst sosehr erquickt hatte, die schöne Natur auf ihn wirken zu lassen. Sie fuhr häufig mit ihm ins Freie. So waren sie auch an einem freundlicheren Novembertage mit einander in den Prater gefahren, und als sie nun in traulicher Einsamkeit unter den hohen Bäumen saßen, deren spärliches Laub bereits das Ersterben der Natur verkündete, fing Mozart an vom Tode zu sprechen. Es beschäftigte ja kaum noch eine andere Vorstellung seine hinschwindende Seele. Er sagte mit Thränen in den Augen: „Ich weiß wohl, das Requiem schreibe ich für mich. Ich fühle mich zu sehr, mit mir dauert es nicht mehr lange. Gewiß hat man mir Gift gegeben, — ich kann mich von diesem Gedanken nicht los machen." So brachte ihn seine kranke Einbildung auf Vermuthungen, die von unbesonnenen Nachsprechern zu den schrecklichsten Anklagen umgestaltet wurden. Die Hinfälligkeit des Körpers, die Erschlaffung aller Organe, welche er fühlte und die in ruhigen Stunden ihm selbst wohl nicht anders erscheinen konnte als wie eine Folge der übermäßigen Anspannung, die er sein Leben lang sich zugemuthet hatte, sollte in solch trüben Augenblicken Wirkung eines tödtlichen Mittels sein, mit dem Feinde oder Neider ihn für sich unschädlich zu machen suchten. Ein schrecklicher Verdacht fiel auf Salieri, — nicht durch Mozart, der ihn ja noch vor wenig Wochen in freundschaftlicher Weise in seine Oper geführt hatte, — und sollte diesem Manne seine späteren Lebensjahre auf das bitterste verkümmern. Denn obwohl kein Vernünftiger einem solchen Gerüchte Glauben schenken konnte und die Ursache von Mozarts Tode als eine ganz andere sicher festgestellt wurde, so blieb doch der Volksmund bei seiner Behauptung und bestrafte in erschreckender Gerechtigkeit den Mann, der allerdings zeitlebens kein Freund unseres Meisters war und noch nach dessen Tode, wenn er sich unter Vertrauten wähnte, über Mozarts Leistungen in der leidenschaftlichsten und ungerechtesten Weise zu eifern vermochte. Ja in den allerletzten Jahren, wo Altersschwäche seinen Geist umnachtete, soll er sogar sich selbst

jenes schrecklichen Verbrechens angeklagt haben, und brachte sich in einem unbewachten Moment einen lebensgefährlichen Schnitt am Halse bei.

Constanze war aufs äußerste erschreckt über diese Worte ihres Mannes und gab sich alle erdenkliche Mühe, ihm solchen Wahn auszureden und ihn wieder aufzurichten. Sie bat ihn um die Partitur des Requiems, weil sie wohl wußte, daß diese Arbeit seinen krankhaften Zustand erhöhte, und zog den Dr. Closset als Arzt zu Rathe. Infolge der Muße, die auch dieser anrieth, erholte sich Mozart denn auch bald soweit, daß es ihm möglich war, für ein Fest seiner Loge eine von Schikaneder gedichtete Cantate, Das Lob der Freundschaft, zu schreiben und sie am 15. November bei der Aufführung selbst zu dirigiren. Die gute Ausführung dieses Werkes, das ebenfalls den hocherhabenen Zustand von Mozarts Seele in jener Zeit auf das herrlichste widerspiegelt, erheiterte ihn etwas, und der Beifall seiner Freunde gemahnte ihn aufs neue an sein göttliches Vermögen. Er fand wieder Muth und Lust zur Arbeit und erklärte die Gedanken an eine Vergiftung selbst für eine Folge seines Unwohlseins, das aber jetzt gehoben sei. Er verlangte von seiner Frau das Requiem zurück, sie gab es ihm ohne Bedenken, und er setzte seine Arbeit mit Eifer fort.

Allein, berichtet Jahn, dessen Darstellung auch hier überall auf sicheren Traditionen und Berichten ruht, diese Besserung war nur von kurzer Dauer. Nach wenig Tagen befiel ihn die trübe Stimmung aufs neue, er begann wieder von Vergiftung zu reden, und seine Kräfte nahmen mehr und mehr ab. Es war noch im November, als er, wie manchmal gegen Abend, in die Silberne Schlange kam und sich zu dem Hausmeister, dem treuen Deiner, setzte und mit ihm plauderte. Er sah sehr elend aus, erzählt Deiner, und klagte über sein Befinden. „Ich fühle, daß es bald ausmusicirt sein wird“, sagte er, „mich befällt eine Kälte, die ich nicht erklären kann. Deiner, trinken Sie meinen Wein aus und kommen Sie morgen zu mir, es wird Winter, wir brauchen Holz.“ Deiner fand sich denn auch am andern Morgen ein. Allein die Magd empfing ihn schon an der Thüre mit der Nachricht, in der Nacht

sei der Herr so krank geworden, daß sie den Doctor habe holen müssen. Constanze aber rief ihn ins Zimmer, und da fand er Mozart im Bette liegend, der, als er Deiner reden hörte, die Augen aufschlug, ihn starr ansah und kaum hörbar sagte: „Joseph, heute ists nichts, wir haben heute zu thun mit Doctors und Apothekers."

Von da an verließ er das Bette nicht mehr. Es trat bald Geschwulst an Händen und Füßen ein, dann folgte eine fast völlige Unbeweglichkeit und später plötzliches Erbrechen. Die Besinnung schwand ihm nicht einen Augenblick, ebensowenig verließ ihn seine Milde und Güte. Er wußte, daß er sterben werde, er war längst darauf vorbereitet. Er war gefaßt, aber nicht ganz ohne Schmerz. Denn so oft ihn seine Hoffnung betrogen hatte, — von dem außerordentlichen Erfolge der neuen Oper erwartete er auch bedeutende Vortheile für sein Leben. Zudem war gerade in diesen Tagen von dem ungarischen Adel eine Aufforderung an ihn ergangen, für die Summe von tausend Gulden alljährlich einige Stücke zu schreiben, und um ein noch höheres jährliches Gehalt verlangten reiche Amsterdamer Musikfreunde alljährlich einige Compositionen für sich. Und jetzt, wo er frei von dem Zwang der Mode und der Kunsthändler ganz und gar seinen höchsten Ideen, einzig seiner ihm heiligen Kunst hätte leben dürfen, gerade jetzt sollte er fort und obendrein Frau und Kinder in der kargen Bedrängniß zurücklassen? — Das war ein unsäglich bitteres Gefühl.

„Als Mozart erkrankte", erzählt Sophie Haibl *, „machten wir beide ihm für die Nacht Leibl, welche er vorwärts anziehen konnte, weil er sich wegen der Geschwulst nicht drehen konnte. Und weil wir nicht wußten, wie schwer krank er sei, so machten wir ihm einen wattirten Schlafrock, daß wenn er aufstünde, er gut versorgt sein möchte. Und so besuchten wir ihn fleißig. Er zeigte auch eine herzliche Freude an dem Schlafrock." So ließ der schwer Erkrankte auch jetzt in Freundlichkeit nicht nach und zeigte sich die

* Der merkwürdige Brief ist vollständig mitgetheilt in „Mozarts Briefen" am Ende.

vierzehn traurigen Tage, die er im Bette zubringen mußte, stets geduldig. Die Schwägerin besuchte ihn alle Tage, und als sie einmal an einem Sonnabend von der Wieden in die Stadt kam, — Mozart wohnte damals in der Rauhensteingasse, — sagte er: „Nun, liebe Sophie, sagen Sie der Mama, daß es mir recht gut geht und daß ich noch in der Octave zu ihrem Namenstage kommen werde, ihr zu gratuliren.“ Das war gegen Ende Novembers. Es war das letzte Aufflackern der Hoffnung.

Die Vorstellungen der Zauberflöte gingen indessen ununterbrochen und mit dem gleichen Erfolge fort. Wie hätten die Wiener, die sich hier so ganz nach ihrem Thun und Treiben abgespiegelt fanden, nicht ein außerordentliches Interesse an dieser Oper nehmen sollen! Und welchen Antheil nahm Mozart an dem Erfolg seines Werkes, in dem er sozusagen mit dem Leben abgeschlossen und sein Band an den Himmel angeknüpft hatte! Abends wenn die Zeit der Aufführung war, legte er wohl seine Uhr neben sich hin und verfolgte im Geiste die einzelnen Scenen: „Jetzt ist der erste Act aus! — Jetzt ist die Stelle: Dir, große Königin der Nacht!“ — Und am Tage vor seinem Tode sagte er zu seiner Frau: „Constanze, könnte ich doch noch einmal meine Zauberflöte hören!“ — und summte mit kaum vernehmbarer Stimme den „Vogelfänger“. Kapellmeister Roser, der an seinem Bette saß, ging zum Klaviere und sang das Lied. Dies erheiterte Mozart sehr. Mehr aber noch beschäftigte seinen Geist das Requiem, dieses Testament seines Lebens, in welchem er gleichsam seine Rechnung mit dem Himmel abzuschließen gedachte. Es lag ihm alles daran, dieses Werk zu vollenden, und in der Hauptsache vollendete er es in der That. Er sprach das Bewußtsein seiner menschlichen Schuld wie seine Wiedervereinigung mit dem Himmlischen in großen tiefen Worten aus. Und mögen es zum Theil Skizzen sein, die ein Anderer ausgeführt hat, — ihr Sinn ist unumstößlich sicher und von Mozart. Er fühlte, daß er mit ruhigem Herzen vor den Richterstuhl des Ewigen treten könne. Er war sich im tiefsten Grunde des Herzens seiner menschlichen Hinfälligkeit bewußt und hat die Zerknirschung seiner Seele in Accorden aus-

gesprochen, wie sie kein Ohr bisher vernommen. Auch war es ihm ein großer Trost, — das sagte er ausdrücklich zu seiner Frau, — daß er dem Herrn des Lebens in kindlich demüthiger Bitte genaht war, daran zu gedenken, daß er auch für ihn gelitten und gestorben, und sich seiner in Gnade und Liebe zu erbarmen. Und diese Töne hatten einen so innig wahren Klang gewonnen, daß man fühlt, er hatte auch hier mit dem vollen Ernste des Herzens gebetet. Hatte doch er selbst zeitlebens nicht gezaudert noch Bedenken getragen, sein irdisches Theil zu opfern, um ein himmlisches zu gewinnen, warum sollte er sich vor dem Sterben, vor dem ewigen Gerichte fürchten? — So herrscht in dem ganzen Werke durchaus mehr die ruhig milde Stimmung der Versöhnung als der Schrecken des Gerichts. Er, der mit dem Leben, mit den Menschen so stets sich versöhnt fühlte, warum sollte er es dem Ewigen nicht sein, dem er solch schönen Sinn verdankte?

Während er an dem Requiem arbeitete, — denn das geschah noch auf dem Krankenbette, — pflegte er jede Nummer, sobald sie fertig war, singen zu lassen und übernahm dabei selbst mit seinem feinen Falsett die Altpartie. Noch am Tage vor seinem Tode ließ er sich die Partitur ans Bette bringen, es war nachmittags um zwei Uhr, und sang seine Partie. Benedict Schack, für den der Tamino geschrieben war, hatte den Sopran, der Schwager Hofer den Tenor und Gerl, der Sänger des Sarastro, den Baß. So waren sie durch die Reihe der Sätze hindurch bei den ersten Takten des Lacrimosa angelangt, als Mozart plötzlich heftig zu weinen anfing und die Partitur beiseite legte. Er war bereits im höchsten Grade in den feineren Organen von der Auflösung ergriffen, auch den geliebten Kanarienvogel hatte man bereits aus dem Zimmer entfernen müssen, weil der Kranke sein Schlagen nicht mehr zu ertragen vermochte. Allein mehr wohl als diese körperliche Angegriffenheit wirkte hier die Vorstellung von der ewigen Güte des Himmels, dessen Versöhnung in den Tönen dieses Satzes so unnennbar sanft und mild ausgesprochen ist. Wie er denn durch Musik gar oft und leicht bis zu Thränen gerührt wurde: auch das Quartett aus Idomeneo hatte ihn einst, als er mit-

sang, so sehr ergriffen, daß er aufhören mußte und längere Zeit die Composition nicht wieder ansah.

Am Abend dieses Tages kam nun Sophie Haibl wieder ins Haus. „Ach Gott wie erschrak ich nicht“, erzählt sie, „als mir meine halb verzweifelnde und doch sich moderiren wollende Schwester entgegen kam und sagte: ‚Gottlob, liebe Sophie, daß Du da bist. Heute Nacht ist er so schlecht gewesen, daß ich schon dachte, er erlebt diesen Tag nicht mehr. Bleibe doch nur heute bei mir, denn wenn er heute wieder so wird, so stirbt er noch diese Nacht. Gehe doch ein wenig zu ihm, was er macht.‘ Ich suchte mich zu fassen und ging an sein Bett, wo er mir gleich zurief: ‚Ach gut, liebe Sophie, daß Sie da sind. Sie müssen heute Nacht da bleiben, Sie müssen mich sterben sehen.‘ Ich suchte mich stark zu machen und es ihm auszureden. Allein er erwiderte mir immer auf Alles: ‚Ich habe ja schon den Todesgeschmack auf der Zunge. Ich rieche den Tod, und wer wird dann meiner liebsten Constanze beistehen, wenn Sie nicht hier bleiben!‘ — ‚Ja, lieber Mozart, ich muß nur noch zu unserer lieben Mutter gehen und ihr sagen, daß Sie mich heute gerne bei sich hätten, sonst denkt sie, es sei ein Unglück geschehen.‘ — ‚Ja thun Sie das, aber kommen Sie ja bald wieder.‘ — Gott wie war mir da zu Muthe! Die arme Schwester ging mir nach und bat mich um Gotteswillen zu den Geistlichen bei St.-Peter zu gehen und einen Geistlichen zu bitten, er möge kommen so von ungefähr. Dieß that ich auch. Allein dieselben weigerten sich lange, und ich hatte viel Mühe, einen solchen geistlichen Unmenschen dazu zu bewegen.“

Als sie nun zurückkam, da war der Süßmayr bei Mozart am Bette, dann lag bei ihm auf der Decke das Requiem, und Mozart explicirte ihm, wie er es nach seinem Tode vollenden solle. Ferner trug er seiner Frau auf, seinen Tod geheim zu halten, bis sie nicht vor Tag Albrechtsberger davon benachrichtigt hätte, denn diesem gehöre sein Dienst (an der Stephanskirche) vor Gott und vor der Welt.

So gewiß war er, daß er jetzt sterben werde. Während er das Requiem mit nassen Augen noch einmal durchsah, sprach er:

„Habe ich es nicht gesagt, daß ich es für mich schreibe?“ Spät am Abend kam der Arzt und erklärte dem Süßmayr im Vertrauen, daß keine Hülfe mehr möglich sei. Er verordnete noch Umschläge auf seinen glühenden Kopf, welche ihn aber so erschütterten, daß er nicht mehr zu sich kam, bis er verschieden war. Sein Letztes war noch, wie er mit dem Munde die Pauken in seinem Requiem ausdrücken wollte: „das höre ich noch jetzt“, sagt Süßmayr. Gegen Mitternacht richtete er sich auf, seine Augen waren starr. Dann neigte er sein Haupt gegen die Wand und schien einzuschlummern. Um ein Uhr morgens war er verschieden.

Jetzt dürfen wir uns kurz fassen. Wir haben mitgetheilt, was über dieses Mannes Leben mitzutheilen war. Sein Tod ergreift wohl, erschüttert wohl für einen Augenblick, allein er war so längst vorbereitet und sosehr nur der Schlußstein dieses herrlichen Lebens, daß er nichts Unversöhntes in sich birgt. Mozart hatte sein Leben ausgelebt. Mag es nun der eine Arzt als Gehirnentzündung, der andere als hitziges Frieselfieber, der dritte als Brustwassersucht bezeichnet haben, was den Meister dahinraffte, die Krankheit war nur der leichte Anstoß, der einen Stein vom Thurme wirft: er fällt durch eigene Schwere. Mozarts Lebenskraft war aufgezehrt, und hätte ihn nicht dieser Anlaß hingenommen, ein nächster anderer that es gewiß und bald.

Ueber die ferneren Ergebnisse sind nur wenig Nachrichten vorhanden. Am 5. Dezember 1791 war er gestorben. „Nun kam gleich“, erzählt Sophie Haibl, „Müller aus dem Kunstcabinett und drückte sein bleiches erstorbenes Gesicht in Gyps ab.* Wie gränzenlos elend seine treue Gattin sich auf ihre Kniee warf und den Allmächtigen um seinen Beistand anrief, ist unmöglich zu beschreiben. Sie konnte sich nicht von ihm trennen, sosehr ich sie auch bat. Wenn ihr Schmerz noch zu vermehren gewesen wäre,

* Wo mag diese Maske, die Deym-Müller jedenfalls für sein Wachsfigurencabinet gebraucht hat, wohl geblieben sein? — Der Abguß, den er der Wittwe geschenkt, ist ihr nach vielen Jahren in Salzburg beim Reinigen zerbrochen und sie hat die Stücke — nicht aufgehoben.

so müßte er dadurch vermehrt worden sein, daß den Tag auf die schauervolle Nacht die Menschen schaarenweise vorbeigingen und laut um ihn weinten und schrieen."

Frühmorgens wurde der treue Deiner herbeigerufen, um „den Herrn anzuziehen". Die Leiche ward mit einem Todtenbruderschaftsgewande von schwarzem Tuch bekleidet und auf eine Bahre gelegt, welche man im Arbeitszimmer in der Nähe des Klaviers aufstellte. Nun war er ein stiller Mann geworden, der so oft diesem unscheinbaren Instrumente lebensvolle Klänge entlockt hatte. Constanze, die schon tags zuvor unwohl gewesen und Arznei genommen hatte, war ganz gebrochen vor Schmerz. Sie legte sich in das Bette ihres Mannes, um von derselben Krankheit ergriffen zu werden und mit ihm zu sterben. Die Arme, sie ahnte nicht die Ursache seines Todes, wie sie den Quell, an dem sein Leben sich nährte, nicht gekannt hatte. Van Swieten suchte sie zu trösten und ließ sie aus der traurigen Umgebung fort in das Haus einer befreundeten Familie führen. Dann übernahm er die Sorge für das Begräbniß. Und weil die Verhältnisse der Wittwe so gar dürftig waren, — denn es fanden sich im Nachlasse nur 60 fl. baares Geld vor, und die Sammlung von Büchern und Musikalien ward auf 23 fl. 41 kr. geschätzt, — so suchte er das Begräbniß so einfach und billig wie möglich einzurichten. Der reiche Mann, dem Mozart so oft mit seinem künstlerischen Vermögen dienlich gewesen, der vornehme Gönner, der soviel Freude von des Verstorbenen liebenswürdiger Gefälligkeit genossen hatte, ihm fiel es nicht ein, daß es ihm jetzt wohl geziemt hätte, außer der Sorge auch die Kosten für eine anständige Bestattung des großen Künstlers zu übernehmen!

Am Nachmittag des folgenden Tages ward die Leiche in der Stephanskirche eingesegnet. Das geschah in der Kreuzkapelle, da wo die Capistranskanzel sich befindet. Es war rauhes stürmisches Dezemberwetter, Schnee und Regen wechselten miteinander, als die Leiche zum Dome hinausgeführt wurde. Die wenigen Freunde, die eine warme Begeisterung für den Meister solche Unbill des Wetters überwinden ließ, standen mit Regenschirmen um die Bahre

und folgten ihr dann durch die große Schulerstraße. Allein schon am Stubenthore verließen auch sie den Zug, der dem Friedhofe von St.-Marx zuging. So geschah es, daß kein Freund an der Gruft dessen stand, der im Leben so Viele beglückt hatte. Sein Stand war kein hoher, kein glänzender gewesen. Nicht einmal ein eigenes Grab sollte er besitzen, der zu so Vieler Freude gelebt hatte. Aus Sparsamkeit hatte man einen Platz in einer allgemeinen Grube angekauft, in der gewöhnlich fünfzehn bis zwanzig Särge beigesetzt und nach zehn Jahren wieder ausgegraben wurden, um anderen Leichen Platz zu machen.

Der treue Deiner, der wiederum die besten Dienste that, hatte auch bei der Einsegnung nicht gefehlt. Van Swieten und Salieri waren ebenfalls zugegen gewesen, und Süßmayr, der getreue Abt Stadler, Kapellmeister Roser und der Violoncellist Orsler waren sogar der Bahre gefolgt; — Schikaneder, der Clarinettist Stadler und so mancher derer, die sich unserem Meister im Leben stets so nahe zu halten wußten, jetzt hielten sie sich fern. Und nur jenem treuen Hausmeister fiel es ein bei seiner Gattin anzufragen, ob nicht dem Verstorbenen ein Kreuz gesetzt werden solle. Sie erwiderte, er bekomme ohnehin eins: sie war der Meinung, daß die Pfarre, wo die Einsegnung stattfinde, auch für das Kreuz zu sorgen pflege. Als sie aber später, nachdem ihr Unwohlsein gehoben und der erste Schmerz gebrochen war, mit ihren Freunden den Kirchhof besuchte, war ein neuer Todtengräber da, der Mozarts Grab nicht aufzuzeigen vermochte. Alles Nachforschen war vergebens, und so ist trotz vieler Bemühungen selbst heute nicht die Stätte bekannt, wo Mozart begraben liegt. —

Doch wenden wir den Blick von diesem Bilde, das nicht Mozarts Bild ist. Mozarts Bild ist Licht und Leben, nicht dunkle Trauer. Mit den geringsten Sterblichen zwar theilt er das Sterben, ja er hat weniger als sie: bei seiner Beerdigung fehlen alle weltlichen Ehren, nicht einmal ein Theilnehmender ist da, und seine Grabstätte ist unbekannt. Allein nur mit Wenigen theilt er die Gunst, daß sein Andenken nicht an solchen Dingen klebt, daß es über der Erde verbreitet ist wie der Schein der lieben Sonne.

Nicht ohne Grund kommen wir stets wieder auf diese eine Vorstellung zurück, auf die des Lichtes, das sich in seinen Werken wie in seinem Leben in seltener Helle widerspiegelt. Weniger Menschen Dasein war ein so lichtvolles wie das dieses Mannes. Wie ein Genius des Lichtes, von dessen Haupte sonnige Strahlen ausgehen, wandelte er durch die Reihe der Erdgebornen, überallhin Wonne, Helle, Wärme verbreitend. Mögen Andere des irdischen Glücks ein reicheres Maß genossen haben, — auch auf seinem Lebenspfade fehlte ja die Freude nicht, allein er kannte ein reineres Genießen. Ueber alle Tageslust und Alltagsnoth hinaus näherte er sich schon früh, in der Blüthe der Jahre, dem höheren Lichte. Und mochte die Sonne des Ewigen mit heißem Brande sein vergängliches irdisches Theil vor der Zeit aufzehren, seine Seele läuterte sich zu höherem Leben. Keiner je hat mehr vermocht des Lebens Lust, den ganzen Reihentanz der Freuden in zaubervollen Bildern vorzuführen, Keiner mehr gezeigt, wie schön, wie einzig schön das Leben ist. Aber er tauchte seine Seele ebenso in die Tiefen des Schmerzes und schöpfte volle Becher des menschlichen Leides. Und indem er mit tiefinnerer Bescheidung die Gränzen, die Endlichkeit der menschlichen Natur erkannte, bewahrte er sich seinen Antheil an dem Unvergänglichen, ja er bewies durch den Gang seines Lebens, daß trotz allem Jammer und Elend, trotz aller zeitlichen Beschränkung, des Menschen Wesen Licht und Wonne, daß es ewig und schön ist.

Auch Constanze hatte nicht gar zu lange von Kummer und Noth zu leiden. Denn obgleich auch jetzt noch Verläumdung genug bereit war, vor allem die Schulden des dahingeschiedenen Meisters ins Ungemessene zu steigern, — der Kaiser ward von der Wittwe selbst eines Besseren belehrt. Er betheiligte sich an einem Conzerte, welches Constanze auf seinen Rath gab, in so großmüthiger Weise, daß sie die Schulden ihres Mannes — ganze 3000 Gulden! — sogleich zu bezahlen vermochte. Bald darauf veranstaltete man auch an anderen Orten Akademien, um an der Witwe wieder gut zu machen, was an dem hingeschiedenen Meister versäumt zu sein schien. Allein völlig ward sie der Sorgen erst enthoben, als

der dänische Etatsrath *Nissen* im Jahre 1809 mit ihr in die Ehe trat und sich der Fortbildung ihrer beiden Söhne annahm. Von da an lebte auch das Andenken an den verstorbenen Gatten, den inzwischen alle Welt als den größten Tonkünstler verehren gelernt hatte, wieder reiner in ihr auf und erfüllte sie mit einem gewissen Stolze, den bisher ihre Meinung von der Unfähigkeit des großen Mannes, seiner Familie ein sorgenloses Dasein zu verschaffen, niedergehalten hatte. Ja sie begann daran zu denken, daß es wohl der Mühe werth sei, die besonderen Umstände seines Lebens für die Nachwelt aufzubewahren. Nissen sammelte nun mit größtem Fleiße all die Nachrichten, aus denen sich das Bild auch des Menschen in sicheren Umrissen aufbauen ließ. Und es war ein herrliches Menschenbild, welches sich allgemach aus dem Wust falscher oder entstellender Traditionen hervorarbeitete, ein Bild, werth der Nachwelt hingestellt zu werden, ein Bild, dessen Anblick, wenn wir es nun zum Abschied noch einmal in seinen Grundzügen überschauen, leicht die trüben Eindrücke verscheucht, die Leid und Sterben auch hier hinterlassen haben mögen.

Ganz, mit all seinem Sinnen, mit all seinen Wünschen nur auf das eine Ziel gerichtet, das Natur ihm angewiesen, ist dieser Mann ein Bild des menschlichen Strebens zum Höchsten und zugleich ein Bild des Glückes, das dem Guten nicht versagt ist. Weil er nichts begehrte als das Eine, das ihm erreichbar war, so ward er groß, gut und glücklich. Und mag der Psalmist sagen: „Unser Leben währt siebenzig, wenn's hoch kommt, so sind's achtzig Jahr, und wenn's köstlich gewesen ist, so ist's Mühe und Arbeit gewesen", — Mozarts Leben beweist den höheren Satz: *und mag es Mühe und Arbeit gewesen sein, und mag es früh sein Ende erreicht haben, des Menschen Leben ist Freude, ist ein hohes Glück!* — Mozart glaubte an das Leben. In jedem Augenblick sehen wir ihn des Daseins froh, des wahren Daseins, das in der freien frohen Regung aller Kräfte besteht. Niemals, trotz aller Noth, wünscht er zu sterben, er fühlt sich immer jung, immer voll unendlicher Pläne und Arbeiten. Unwiderstehlich war sein Schaffensdrang. Mit siegender Gewalt

drängte seine Lust am Wirken jedes Hinderniß des gemeinen Lebens zurück. Sein Letztes war Schaffen, wie es sein Erstes gewesen war. Ja selbst dem Tode, der bereits mit in seinen Adern kreiste und dem raschen Lauf des Blutes das Leben abzuringen strebte, gewann es seine unhemmbare Wirkenslust ab, daß er erst noch die Dinge auszusprechen vermochte, die ihm als des Daseins Endzweck, als der Gehalt alles Lebens aufgegangen waren. Nichts beweist so sehr, daß er, der Meister, der so mitten in des Lebens vollem Fluthen stand, sich auch über das Leben wahrhaft erhoben hat, wie die Werke, mit denen er sein Dasein beschloß, die Zauberflöte und das Requiem. Ein glücklicher Zufall aber hat uns auch außerhalb dieser Töne, die allerdings erst eigentlich und fast allein Mozarts ganze Seele zu enthüllen vermögen, ein beredtes Zeugniß dieses letzten und höchsten Bestandes seiner Existenz aufbewahrt, einen Brief aus diesen letzten Lebenswochen, aus unbekanntem Anlaß und an einen unbekannten Adressaten geschrieben und seltsamerweise italienisch abgefaßt. Mit ihm wie mit einem Abendsonnenstrahl, der die ganze schöne Landschaft dieses Lebensganges noch einmal aufs hellste verklärt, wollen wir das Ende desselben begleiten. Er lautet in getreuer Uebersetzung:

„Werthester Herr! Ich würde Ihrem Rathe gern folgen, aber wie es machen? Mein Kopf ist verwirrt, ich sammle mich mit Mühe und kann von meinem Blick das Bild dieses Unbekannten nicht wegbringen. Ich sehe ihn fortwährend, er bittet, er drängt mich und verlangt mit Ungeduld das Werk. Ich fahre fort zu arbeiten, weil das Componiren mich weniger erschöpft als die Muße. Sonst habe ich nichts mehr zu fürchten. Ich merke an dem wie ich mich fühle, daß die Stunde schlägt. Ich bin im Bereich des Todes. Ich bin zu Ende gekommen, ehe ich mich meines Talents gefreut habe. Das Leben war dennoch so schön! Die Bahn öffnete sich unter so glücklichen Auspizien. Aber man kann sein Geschick nicht ändern. Keiner bestimmt seine Tage. Man muß sich ergeben, es geschieht wie die Vorsehung will. Ich beende jetzt meinen Grabgesang, ihn darf ich nicht unvollendet lassen." —

Das war Mozart! — Ein Bild des menschlichen Glückes, das über alle Erdennoth Herr wird! Ein echtes Bild des Menschen! Voll Hoheit und voll Schwäche! Voll drängenden Strebens zu einem Dauernden hin und wieder versunken in der nächsten Leidenschaft! Voll Hingabe an die Herrlichkeiten der Welt und wieder voll des tiefsten Besinnens der Seele auf etwas Höheres! Im Uebermuth der gottentstammten Kraft alle Schranken des Lebens durchbrechend und wieder dahingesunken in den ganzen Jammer menschlicher Beschränkung! Stolz und demüthig! Ein Geist voll Feuer und ein Herz voll Milde! Kecken Sinnes die Menschen zurückweisend und wieder jeden, und sei es der geringste, an das liebebedürftige Gemüth nahe heranziehend! Gedrängt von Freude wie von Leid, aber tief im Herzen den Born eines Höheren tragend, aus dem ihm Friede floß, weil er jede Reizung des Lebens, jede Regung der Kraft zur Erschaffung von Werken verwendet, die den reinen Geist verherrlichend preisen! Bereit, alles was die Welt bietet, selbst das Leben dem Einen zu opfern, das den Menschen über alle Schranken und Nöthe erhebt! Fehler wie Tugenden abstreifend wie eine Haut, damit die Reinheit der Seele leuchtend erscheine! Dann endlich ein Sterben und doch kein Tod, sondern ewiges Leben!

Das ist Mozart! Gewiß ein hohes Abbild des Wesens unseres Geschlechts und vor allem ein Bild der ewig quellenden Jugend, ein jugendlich siegender Held! Ein Künstler, dessen Spur die Stürme aller Zeiten nicht verwehen werden, weil es ihm gelang der Ziele höchstes zu erreichen: unserm Geschlecht edelste Bilder seiner selbst aufzustellen, an denen es stets sich erlaben und erheben kann! Denn dies that Mozart, und sein eigenes Leben war nicht das geringste dieser edlen Bilder. Die Zeit und Nation, der er angehört, darf stolz sein ihn zu besitzen: er zählt zu denjenigen, die ihr Andenken in allen Epochen und Nationen wach und wirkend erhalten werden! —

Druck von Fr. Andrä's Nachfolger in Leipzig.

Inhalt.

Erster Theil. Die Lehrzeit und die Wanderjahre.

1756—1781.

Seite

Erster Abschnitt. Die Kindheit 1
Zweiter Abschnitt. Die Knabenjahre 19
Dritter Abschnitt. Der heranwachsende Jüngling 37
Vierter Abschnitt. Der Jüngling 52
Fünfter Abschnitt. Die Prüfungszeit in Salzburg 62
Sechster Abschnitt. München und Augsburg 86
Siebenter Abschnitt. Aloysia Weber 106
Achter Abschnitt. Ein erster Kampf mit dem Vater 120
Neunter Abschnitt. Der Aufenthalt in Paris 140
Zehnter Abschnitt. Das Meisterstück (Idomeneo) 162

Zweiter Theil. Die Meisterjahre.

1781—1791.

Elfter Abschnitt. Der Austritt aus Salzburgischen Diensten 189
Zwölfter Abschnitt. Die Entführung aus dem Serail 205
Dreizehnter Abschnitt. Die Entführung aus dem Auge Gottes . . 230
Vierzehnter Abschnitt. Künstlerwirthschaft 248
Fünfzehnter Abschnitt. Wiener Kunsttreiben 270
Sechzehnter Abschnitt. Figaro's Hochzeit 290
Siebzehnter Abschnitt. Don Juan 312
Achtzehnter Abschnitt. Die Reise nach Leipzig und Berlin 337
Neunzehnter Abschnitt. Così fan tutte. 363
Zwanzigster Abschnitt. Die Zauberflöte 382
Einundzwanzigster Abschnitt. Titus und das Requiem 418

Recit.
Singstimme.
Al - cand - ro lo con-
Al - cand - ro ich ge-
Pianoforte.
fes - s il vol - to il cigli - o la vo - ce di co-
ste - h das Ant - litz, das Au - ge, die Stim-me die - ses

Anc
st che lo ris - sen - te in og - ni fibra il
Ji mein Blut es kreist in un - ge - stü - - - - mer
Andantino.
saè ri - cer - co
Vhir ver - bor - gen,
ı la tro - vo
d' ihn nim - mer,
tr

do pro - vo?
vor - geht!
Andante sostenuto.
mf

quel te - nero af - fet - to quel
die zärt-li - che Re - gung, ein
gel che le ve - ne scor-ren - do mi
Schau-er durch - wogt mir die männ-li - che
nò non sò d'on - - de
nein, ich weiss nicht wie

p
vie - quel mo - to che ig-
kommt ein selt - sam Em-
p
no quel gel - - che le
pfin ein Schau - er durch-
ve e quel te - ne - ro af-fet - to
wogt die zärt - li - che Re - gung,

- to mi nas - - ce nel
den ent - steht mir im
ren - - - - - - - - - - - - do, scor-
wogt - - - - - - - - - - - - mir die
p
che le ve - ne scor - ren - do mi
er durch - - wogt mir die män - li - che

và,
Brust,
Nel se - no a des - tar - mi sì
Im Bu - sen zu zeu - gen so
fie des - tar - mi sì fie - ri con-
stür zu zeu - gen so stür - mi - schen

a pie - tà; non par - - mi che
icht ge - nug, er - scheint mir das
seno a des-tar - mi sì fie - ri con - tras - ti
Bu - sen zu zeu - gen so stür - mischen Wech-sel
f *p* *f*
par - mi che bas - ti non par - mi che
scheint mir das Mit - leid, er - scheint mir das

bas - ti non par - mi che bas - ti la
Mit - leid er - scheint mir das Mit - leid al-
so - la nò, nò! Non
lein nich nein, nein! Ich
Tem
sò d'et - to quel
weiss n Re - gung? ein
f
Tem

- - ce nel pet - - to quel
it mir im Her - - zen, ein
Non sò d'on - de vie - ne quel te - - ne - ro af-
Ich weiss nicht, wie kommt mir die zärt - - li - che
p
no - - to mi nas - - ce nel
pfin - den ent - steht mir im

pet - t do mi và.
Her - z - li - che Brust.
N le ve - ne scor-
Ic durch - wogt mir die
ren - do mi do mi và, quel
männ-li - ch li - che Brust, ein
cresc.

do, scor-ren
mir, durchwogt
FR. ANDRÄ'S NACHFOLGER. LEIPZIG.

1 o
#3380

Digitized by Google

ML 410 .M8 N77 1877 C.1
Mozart's Leben.
Stanford University Libraries
3 6105 042 562 467

ML
410
M8N77
1877
MUS

	DATE DUE		

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305